Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Geschichten

aus alter Zeit.

Von

W. H. Riehl.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.

Ae.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Inhalt

Der Zopf des Herrn Guillemain.

Wie hätte sich der alte Fritz die Augen gerieben, wenn er vor fünfzig Jahren aus dem Grabe erwacht wäre und der Leipziger Völkerschlacht ein wenig hätte zuschauen dürfen? oder was würde der alte Bonaparte sagen, wenn er heute nur auf einen Tag wiederkäme und seinen Neffen in kaiserlicher Politik hantieren sähe? oder der alte Bach, wenn er eine Beethoven'sche Symphonie hörte? oder unsere Urgroßmutter, wenn sie vom Himmel herunter einen Eilzug gewahrte, wie er gleich einer feuerschnaubenden Schlange durch die Landschaft zischt?

So hat schon Mancher gefragt, und große und kleine Kinder plagen sich überhaupt gerne mit der Räthselfrage, was ein Verstorbener wohl sagen würde, der, plötzlich wiederkommend, die ganze Welt verändert fände. Ist inzwischen gar so handumkehrt

Vieles neu und besser geworden, worauf Jener bei Lebzeiten vergebens hoffte, dann denken wir, der Mann wird gehörig staunen und sich freuen und zugleich sich ärgern, daß er vor drei oder sechs Jahren hat sterben müssen; uns aber rechnen wir es fast als einen Ruhm an, daß wir so gescheidt waren, noch etliche Jahre länger zu leben und die Sonne nach dem Nebel abzuwarten.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß einmal in meines Vaters Hause unter Freunden von solchen Dingen geredet ward. Mein Vater durchschnitt das ziellose Für und Wider mit der Frage, ob denn Niemand den Herrn Guillemain von Mainz kenne, der sey ja fünf Jahre lang so gut wie verstorben gewesen und plötzlich wiedergekommen in eine neue Welt, die mittlerweile fast genau so geworden, wie er sich's gewünscht habe, der könne am besten erzählen, wie es Einem da zu Muthe sey.

Ich hörte das nur so im Vorbeigehen; denn als zwölfjähriger Bube lief ich nur eben im Zimmer ab und zu; aber die wenigen aufgefangenen Worte arbeiteten und wühlten in meiner Einbildungskraft, zumal ich noch vernahm, daß Herr Guillemain ein

unglücklicher Mensch geworden sey durch die wunderliche Gnade halbwegs sterben und dann wiederkommen zu dürfen, um eine neue Welt, welche er geträumt, plötzlich aufgebaut zu sehen, wie das Kind am Weihnachtsabend den flimmernden Christbaum.

Als ich darum kurz nachher mit dem Vater wieder einmal nach Mainz kam, bat ich ihn, er möge mir heute eine rechte Merkwürdigkeit zeigen, und als er mich fragte, was ich denn sehen wolle, ob den Eichelstein oder die Martinsburg oder die Menagerie auf der Messe, antwortete ich: „Ich will nichts weiter sehen als den Herrn Guillemain.“ Mein Vater erwiderte lächelnd: „wenn's möglich ist.“

Nach manch ermüdendem Straßengange, wobei ich jeden Begegnenden vergebens darauf ansah, ob er nicht etwa Herr Guillemain sey, kehrten wir ein in den „drei Kronen.“ Es ging dort sehr lebhaft zu, und wir fanden nur mit Mühe noch einen Platz am Wirthstische gegenüber einem muntern alten Herren, der sich mit sichtbarem Behagen seinen Schoppen schmecken ließ. Er schien ein Stammgast des Hauses und hatte, redselig wie ein ächter Rhein-

länder, meinen Vater bald in ein lebhaftes Gespräch über gleichgültige Dinge verflochten, von denen man spricht um zu sprechen. Obgleich der Mann wie ein frischer Fünfziger dreinschaute, erfuhr ich doch nachgehends, daß er bereits tief in den Sechzigen stehe. Er war vornehm doch etwas altmodisch gekleidet und hatte sein reiches schneeweißes Haar hinten in ein ganz kleines, bolzgerade hinaufstehendes Zöpfchen geflochten. Solch ein ächter aus dem achtzehnten Jahrhundert herübergeretteter Miniaturzopf war damals — in der Mitte der dreißiger Jahre — längst die größte Seltenheit, und nur bei einem alten Gerbermeister in Bingen und einem pensionirten weiland nassau-usingischen Leibkutscher in Biebrich hatte ich noch seines Gleichen gekannt.

Als wir uns nach einer Stunde Rast wieder zum Aufbruche anschickten, flüsterte mir mein Vater zu: „Fasse den Mann mit dem Zopfe noch einmal recht genau in's Auge, das ist der Herr Guillemain, den du zu sehen begehrt."

Ich war aus den Wolken gefallen und bedauerte innigst, daß ich die Menagerie nicht vorgezogen hatte. Denn den Herrn Guillemain, der fünf Jahre lang

so gut wie gestorben und dann wiedergekommen war, um höchst unglücklich zu werden, hatte ich mir als einen Patriarchen mit langem Barte gedacht, den wir in irgend einer Spelunke hätten aufsuchen müssen, wo er auf dem Stroh gelagert, ein halb verschimmeltes Stück Brod und einen großen Wasserkrug zur Seite, von vergangenen und künftigen Tagen im Style der Klaglieder Jeremiä mit hohen Worten gepredigt hätte.

„Und der Mann soll so gar unglücklich seyn?“ fragte ich auf der Straße recht ärgerlich den Vater. Dieser aber erwiderte: „Wenn du älter geworden, dann wirst du erfahren, daß man mit feinem Rock und glattem Gesicht jeden Abend in den drei Kronen sitzen, ein artiges Gespräch führen und ein gut Glas Wein mit Verstand trinken und dennoch ein höchst unglücklicher Mensch seyn kann. Dann wird es auch Zeit seyn, daß ich dir die Geschichte des Herrn Guillemain ausführlich erzähle: jetzt verständest du sie doch noch nicht.“

Ich vergaß bald meinen Aerger sammt dem Herrn Guillemain und erst nach vielen Jahren, als der alte Herr mit dem Zöpfchen längst zum zweitenmale,

und nicht bloß beinahe, verstorben war, erfuhr ich die Geschichte. Seitdem aber gereute es mich gar nicht mehr, daß ich damals lieber den merkwürdigen Menschen, wenn auch mit dem Auge eines Kindes, gesehen, als die Menagerie auf der Messe.

Und so erzähle ich denn auch hier wieder Lesern, die keine Kinder mehr sind, jene einfache Geschichte, nachdem ich ihnen bis hierher den Mann ganz ebenso als ein unverstandenes Räthsel vorgeführt habe, wie er mir selber zuerst erschien.

Erstes Kapitel.

Joseph Guillemain war als junger Mann ein rechter Erzdemagog — soweit man dies nämlich zwischen 1780 und 1790 in Mainz und der Umgegend seyn konnte.

Eigentlich aber war er Maler. Sein Sinn ging auf die hohe und ernste Kunst, er wollte nur Geschichte malen, wie er später Geschichte machen wollte; Michel Angelo war sein Vorbild und Liebling, dann Rubens. Die frühesten Skizzen des Kunstjüngers sahen darum sehr „genialisch" aus, wie man es damals nannte: — gewaltige Motive, überkühne, oft verworrene Gruppen, eine Uebernatur in Form und Farbe, welche die reiche, im Sturm gestaltende Phantasie verrieth, aber des läuternden Schönheitsgefühles entbehrte. Er war ein Mann des großen Styles, und seines Vaters großer Geldbeutel gestattete

ihm, so frei wie er nur immer wollte, im großen Style zu malen.

Als erstes Hauptwerk hatte er einen figurenreichen Carton begonnen, den Tod des Cäsar, welcher von Kennern mit hohem Lobe geprüft wurde, von Nichtkennern mit noch höherem, und es galt für ausgemacht, daß der Künstler nach Vollendung des Bildes mit dem Titel eines kurfürstlichen Hofmalers tax- und stempelfrei würde begnadet werden. Sein Vater, trotz des französischen Namens ein ächter alter Kurmainzer, wartete mit Stolz auf diesen glücklichen Tag.

Neben all den Bewunderern des Bildes stand nur ein einziger wahrer Freund, der sein Urtheil ganz ehrlich von der Leber weg sagte, Doktor Kringel, ein junger Arzt. Er meinte, mit solchen Mord- und Aufruhrgeschichten solle Guillemain sich doch nicht plagen, sondern friedliche und ansprechende Bilder malen, etwa eine badende Nymphe oder den heiligen Nepomuk, das seyen ja auch historische Stoffe, wenn man sie sechs Fuß hoch anlege.

Guillemain verstand den Spott; denn er war selbst ein witziger Kopf, und wäre er dies nicht

gewesen, so würde er vermuthlich gar kein Demagog geworden seyn. Begeistert für seine besondere Kunstrichtung, wußte er mit dem übermüthigen Selbstgefühle der Jugend jede andere in Grund und Boden zu spotten. Hundert Epigramme, die er in flüchtigem Worte hingeworfen oder auch beim Weine in einen lustigen Reim gefaßt, durchliefen die Stadt. Und da die Kunst all sein Leben erfüllte, so wollte er auch, daß alles andere Leben in der ganzen Welt nach seinem künstlerischen Ideale umgewurzelt werde. Ganz Mainz und das übrige Europa war ihm viel zu wenig titanisch; ein ächter Stürmer und Dränger, schlug er Pfaffen und Junker, Pedanten und Spießbürger, die ihm rings in die Quere liefen, mit der Geißel des Witzes. Die lebendigen Menschen sollten werden wie die gemalten auf seinen Bildern, und so ingrimmig freiheitsdurstig, so aufgequollen pathetisch, dazu so hochgestylt im stolzen Togawurf wie die Figuren seines Cäsar-Cartons bewegten sich die Mainzer von 1785 allerdings eben nicht. Waren sie aber auch keine Gracchen und Brutusse, wie es Guillemain gewünscht, so verstanden sie doch einen Spaß besser als vermuthlich jene

alten Römer und jubelten dem jungen Maler Beifall zu, der so keck und lustig Hiebe nach rechts und links austheilte. Denn jeder Einzelne glaubte sich selbst nicht getroffen, freute sich aber, daß sein Nachbar etwas abgekriegt habe. Guillemain wár darum bald das Schoßkind der Mainzer Gesellschaft und wurde einmal sogar zu Wein und Butterbrod in ein adeliges Haus geladen, was zu selbiger Zeit in Mainz viel sagen wollte.

Unter Freunden sprach der Maler wie ein Prophet: „Das deutsche Reich wird seine Revolution durchkämpfen so gut wie Nordamerika; es wird seinen Washington, seinen Franklin und Lafayette schon finden, ein neues, freies Leben wird erblühen!“ Fragte dann aber Doktor Kringel, wann das Alles geschehen werde, so antwortete Guillemain, „heute und morgen schwerlich, und vielleicht erst, wann uns Allen längst kein Zahn mehr wehe thut.“ Und fragte Kringel, wie denn das verbesserte Reich ungefähr aussehen solle, so erwiderte Jener, das wisse er nicht; denn wenn er's wisse, so sey es zu spät zum Prophezeien und die glückselige Zeit schon angebrochen.

Berauscht vom Erfolg, ging Guillemain mit seinen Satyren immer toller in's Zeug und machte eines Tages eine rechte Dummheit im deutschesten Sinne des Wortes. Als er nämlich einmal mit sehr jugendlichen und grünen Freunden nicht mehr beim ersten Schoppen saß, schnitt er sich zum Zeichen des Bruches mit allen bildlichen Zöpfen seinen eigenen natürlichen Zopf ab und legte ihn, begleitet von einer anonymen gereimten Epistel, in eine Schachtel, die er auf der Stelle wohlversiegelt an den Kurfürsten schickte.

Als der künftige Hofmaler des andern Morgens beim stark verspäteten Frühstücke saß, trat Doktor Kringel in's Zimmer, zog einen falschen Zopf aus der Tasche und beschwor den Freund, sich doch diesen anzuheften, daß man ihn nicht sofort als den Absender der frevelhaften Schachtel entdecke. Guillemain sträubte sich und meinte, da hätte er dem Kurfürsten lieber gleich einen falschen Zopf überschicken und den ächten behalten sollen; der Arzt dagegen suchte ihm zu verdeutschen, daß es freilich nur ein schlechter Witz sey, wenn man einen abgeschnittenen Zopf an einen Privatmann adressire, sende man

aber einen schlechten Witz an einen Kurfürsten, so sey das Majestätsbeleidigung.

Entrüstet stutzte Guillemain über dieses Wort, allein er hatte nicht Zeit, lange zu stutzen, denn der Kapaunenstopfer des Kurfürsten trat herein, brachte die Schachtel sammt ihrem Inhalte zurück und meldete, der gnädige Herr lasse danken für das zugedachte Geschenk und die Verse von wohlbekannter Hand. Neues habe er nicht aus denselben gelernt, denn daß Herr Guillemain einen Sparren zu viel im Kopf habe, sey ihm schon längst bekannt gewesen.

Der Maler stand wie ein begossener Pudel vor dem Kapaunenstopfer, der eine Weile wartete, als hoffe er auf ein Trinkgeld. Da raffte sich Guillemain plötzlich auf, gab ihm einen Louisdor, sagte: „auf eine fürstliche Botschaft gehört fürstlicher Botenlohn," packte ihm beim Kragen und warf ihn die Treppe hinunter.

Er war zunächst wüthend darüber, daß der Kurfürst den schlechten Witz doch nicht für Majestätsbeleidigung genommen hatte; sechs Monate Festung wären ihm lieber gewesen als dieser verachtende Hohn. Dann hätte er grollen und klagen und über

dem Zorn die Scham vergessen können, und jetzt war ihm gar nichts anderes übrig als sich zu schämen! Nicht so sehr aber hatten ihn die Worte des Kurfürsten beschämt, als der Bote, welchen man geschickt. Wäre noch der Hofmarschall oder ein Sekretär, oder auch nur ein Kammerdiener oder Lakai gekommen: aber der Kapaunenstopfer! ein versoffener Kerl, eine Karikatur, welcher alle Gassenbuben nachliefen! Noch mehr jedoch als der Bote beschämten ihn dann zuletzt seine eigenen Verse, da er sie nüchtern las. Es waren wirklich recht betrunkene Verse. Und diese Scham nagte am tiefsten.

Er machte sich Luft mit dem Ausrufe: „Es muß besser werden im deutschen Reiche, und wenn [illegible] heute und morgen, so doch gewiß in Jahr und Tag!“

„Es muß?“ fragte Kringel erstaunt, „und gar so bald schon? Sonst sagtest du immer es wird und rücktest den Termin in die blaue Zukunft hinaus! Und wie wird es besser werden?“

„Das weiß ich nicht! Frage mich, wenn ich Wein getrunken habe: wie kann man nüchtern ein Prophet seyn!“

„Bist du wirklich nüchtern," entgegnete lächelnd der allezeit nüchterne Doktor, „so freue dich wie gewöhnliche Menschen, daß dein trunkener Streich so glücklich abgelaufen ist."

Allein gerade weil dieser Streich zunächst ohne schlimme Folgen blieb, ward er mittelbar erst recht folgenreich für Guillemain's ganzen Lebensgang.

Als der junge Maler ohne Zopf wieder unter die Leute kam, bemerkte er gar bald den vollkommenen Umschlag der allgemeinen Gunst. Ehrsame Bürger gingen ihm aus dem Wege; vornehme Gönner kannten ihn nicht mehr; Niemand tadelte ihn in's Gesicht, denn dazu war der Spötter zu gefürchtet, aber er konnte es mit Händen greifen, wie man hinter'm Rücken über ihn loszog. Weil er diesmal wirklich taktlos gehandelt, so griff man zurück und entdeckte plötzlich in hundert lustigen Streichen, die man seit Jahren bewundert hatte, eine ganze Kette von Taktlosigkeiten. Und was der Mensch gesündigt, das ließ man dann auch den Künstler büßen: seine Bilder waren über Nacht bedeutend schwächer geworden.

Guillemain sagte täglich ein dutzendmal, daß er

sich den Teufel kümmere um die Ungnade aller der Hofschranzen mit und ohne Livree. Sein Freund aber flüsterte ihm in's Ohr: „Du würdest das nicht so oft sagen, wenn es dich wirklich so wenig kümmerte."

Tiefer schnitt bei dem jungen Künstler allerdings das strenge Urtheil seines Vaters. Der alte Guillemain strafte den muthwilligen Sohn in harten Worten; die hatte Joseph erwartet und ließ sie stille über sich ergehn; als er aber merkte, daß sein Vater nicht blos zürne sondern zugleich von ganzer Seele betrübt sey, weil er ihn für einen verlorenen Menschen halte, da hätte er in den Boden sinken mögen vor Groll und Schmerz. Der Stolz des Vaters zu seyn, war bis dahin für Joseph selbst der größte Stolz gewesen; er konnte es nicht ertragen, daß dies mit einmal anders geworden durch eine reine Kinderei, welche höfischer Knechtssinn zur Frevelthat steigerte. Jetzt erst erhielt die öffentliche Ungunst Bedeutung für ihn; denn sie hatte ihm das Vertrauen seines Vaters gestohlen.

Um Trost zu finden, ging er zu dem Freunde, mit welchem er ewig uneins war und den er doch

so lieb hatte. Der kam ihm diesmal in der That mit einem herrlichen Trost, wie er glaubte, entgegen: Der Kurfürst wußte bis zur Stunde noch gar nichts von der Schachtel; sein Sekretär hatte sie eröffnet und, da er Guillemain's Handschrift erkannte, durch den Kapaunenstopfer zurückgeschickt; durch jenen Sekretär war dann allerdings der Vorgang stadtkundig geworden. Allein Guillemain konnte noch immer Hofmaler werden. Darum rieth ihm der Freund, er möge ganz stille den Cäsar fertig malen, daß er mit seinem Pinsel wieder gut mache, was er mit seiner Pinselei bei den Leuten verdorben habe. Trete er dann mit dem großen Werke sieghaft hervor, so sey die alte Zopfgeschichte begraben, und der Künstler stehe wieder rein an dem Platz, der ihm gebühre.

Aber zu solchem Rathe war es bei Guillemain viel zu spät. Also hatte er nicht einmal in der Gefahr des Märtyrerthums oder wenigstens der allerhöchsten Ungnade geschwebt, und nur ein simpeler Sekretär war es, der ihm einen Gegenstreich gespielt hatte! Und wegen eines solchen Spieles hatte er die Gunst der ganzen Stadt und das Herz seines

Vaters verloren! Da sah man doch recht die Hohlheit unserer Gesellschaft, welche weder Spaß versteht noch Ernst und nur nach den kleinlichsten Rücksichten und Vorurtheilen die Menschen und Dinge zu messen weiß!

Nachdem Guillemain diese und ähnliche Gedanken seinem Freunde ausgesprochen, erwiderte derselbe ironisch: „Du hast Recht! Das sicherste Mittel, den Aerger über sich selbst zu vergessen, besteht darin, daß man sich über alle Welt ärgert. In dem großen Weltmeer eines stolz aufwogenden Zornes verschwindet dann spurlos das kleine Bächlein der Selbstbeschämung.“

Diese Worte nagten an dem Künstler; denn sie bargen Wahrheit. Der Freund hatte ihn sogar den Trost seines Aergers genommen! Um die Lücke auszufüllen, spannte Guillemain nun doch den Carton seines Cäsar wieder auf; ihn hungerte nach Arbeit. Allein er erschrack über sich selbst und über sein Werk: es erschien ihm klein und unreif und hatte ihm doch früher so groß und fertig gedünkt. Er fand mit einemmale zu wenig Ideen in seiner Zeichnung, zu wenig Weltgeschichte; er hätte gern mit

Frakturbuchstaben auf das Bild schreiben mögen, daß hier die alte Römerfreiheit siegt, um dennoch unterzugehn und der Usurpator fällt, um in seinem Tode dennoch zu siegen. Aber wie sollte er das mit dem Pinsel seinen Figuren in die Gesichter schreiben?

Dem Freunde predigte er stundenlang von dem hohen Berufe der Kunst, den Mitlebenden die großen Mahnworte der Geschichte in die Seele zu donnern und von neuen und kühnen Gedanken, welche ihm in diesem Sinne für sein Bild aufgegangen. Allein seine Predigt wimmelte von Fragezeigen und war seltsam sprunghaft und zerrissen, ohne ein abschließendes Wort. Doktor Kringel hörte die Reden anfangs mit wahrer Freundesgeduld, als ein gutes Wahrzeichen, daß Joseph wieder mit ganzem Herzen zu seinem Werke zurückgekehrt sey. Dann aber stutzte er und fragte ihn trocken, ob er denn auch wirklich male?

„Thörigte Frage!" erwiderte Jener im Tone des Zornes und der Selbstironie, „eben darum rede ich ja so viel über die Malerei, weil's mit dem Malen nicht flecken will!"

Der Doktor sagte: „Ich will dir ein Rezept ver-

schreiben: Denke eine zeitlang gar nichts mehr und wirf alle Compositionen in die Ecke. Suche dir einen schönen Mädchenkopf und male ihn, rein wie er dir in's Auge schaut, oder einen alten Bettelmann, oder einen hübschen Buben, oder meinetwegen einen Pudel, wenn dir kein Mensch sitzen will, daß du wieder Blick und Hand für Form und Farbe gewinnest. Du mußt dir deine Grübeleien hinwegmalen; denn hinwegdenken kannst du sie doch nicht."

„Da haben wir's!" rief Guillemain. „So urtheilt ein gedankenreicher Kopf: wie soll nun der gedankenlose Pöbel urtheilen!" Der gute Rath dünkte ihm die schwerste Beleidigung. So wenig hatte der Freund ihn verstanden, daß er ihn wieder in die Schule des Modellsaales zurückschickte! Bisher konnte Guillemain nicht mehr malen, aber er wollte es doch noch, jetzt wollte er es auch nicht mehr; er zeichnete zum Trotz nur noch in Gedanken. Wozu überhaupt noch zeichnen und malen? Die Welt muß erst einmal neu geworden seyn, dann werden begabte Geister auch wieder Lust und Muße finden zu einer neuen Kunst. Bis dahin sind es nur die Feigen und Schwachen, die sich hinter die Kunst verstecken und wähnen, die

Zeit stehe still, weil sie selber stille stehn. So ungefähr dachte der Künstler, und als ihn der Freund wieder einmal zur Staffelei treiben wollte, sprach er: „Ich habe die Kunst einem höheren Berufe zum Opfer gebracht, freudig und doch schweren Herzens, wie ich vorher die Aussicht auf Amt und Würde, die Gunst meiner Mitbürger, ja die Liebe meines Vaters zum Opfer brachte!"

„Und worin besteht denn dieser höhere Beruf?" fragte der unausstehlich klar denkende Doktor.

„Ich kenne ihn noch nicht genau, aber ich suche ihn," erwiderte Guillemain geheimnißvoll. Allem Anscheine nach war es ihm noch nicht ganz deutlich, wie die versunkene Menschheit zu erretten sey, nur wußte er, daß die Fürsten nichts taugten und der Adel gar nichts, die Bürger sehr wenig und die Bauern nicht viel. Ja sogar von sich selbst glaubte er mit unerbittlichem Humor, daß er gerade so schlecht sey wie alle die Andern. Allein er hatte den ernstlichen Willen, sich und die Welt zu bessern, und darum taugte er doch vergleichsweise noch am meisten.

Verbittert und friedlos und dennoch gehoben von dem Bewußtseyn eines reinen Strebens nach neuen

und hohen Idealen zog er oft wochenlang im Lande umher und ließ den Sturm seiner Seele in Wind und Wetter ausbrausen. „Ich studire nach der Natur,“ sagte er, „der Doktor hat es mir ja so dringend gerathen, aber ich studire die Menschen, wie sie inwendig sind, nicht wie sie in dem Trugbilde von Gesicht und Gestalt erscheinen.“ Mit solchen Volksstudien verband er aber zugleich auch die Belehrung des Volkes. Er half den Bürgern die Zeitung lesen und den Bauern brachte er sie mündlich mit. In Frankreich waren die Notabeln einberufen worden, sie hatten den Minister Calonne in die Flucht geschlagen; mächtig wuchs die Theilnahme des Volkes für die Opposition im Parlamente, auf der Straße schon ertönte der Ruf nach Generalständen. „Das sind die Vorboten einer großen Revolution!“ weissagte Guillemain. In Holland war der Erbstatthalter vertrieben worden, die neuen Gedanken von Freiheit und Menschenrechten durchleuchteten die Köpfe, die Patrioten rangen mit den Anhängern des Statthalters. „Seht da!“ rief Guillemain, „die Freiheit triumphirt wieder im alten Lande der Freiheit!“ In Schweden gährte es unheimlich gegen den König Gustav, der

für das Mittelalter schwärmte und Turniere und Ringelrennen hielt und sein Volk in die Zwangsjacke einer allgemeinen Nationaltracht stecken wollte. „Wen Gott vernichten will, den verblendet er," predigte begeistert der Maler, „und auf das Turnier der Ritter wird das Turnier der freiheitskämpfenden Völker folgen." In Polen schlich die Empörung heimlich einher, aber Guillemain sah sie schon offen ihre Blitze schleudern. In Belgien verweigerten die Bürger die Steuern und bewaffneten sich gegen die Reformen Josephs zum Kampfe für das Herkommen und in Ungarn erhob sich der Adel, um für die Leibeigenschaft zu streiten. „Das ist eine niederträchtige Sorte von Revolution," eiferte Guillemain, „aber die Leute haben doch wenigstens das Zeug, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, sie wollen sich nicht wie Schafe regieren lassen, wenn auch vom besten Hirten, und das Volk wird von dem Adel lernen, wie man Revolution macht und wird dann seinen Lehrmeistern auf die Köpfe schlagen. — In allen Winden steigen Wolken auf, sie werden sich zu einem furchtbaren Gewitter über unsern Häuptern sammeln: wohl dem, der sein Haus bereitet hat!"

Einige spotteten über diese Predigt, Andere ärgerten sich, mehrmals ward der Prophet auch aus den Wirthshäusern hinausgeworfen und geprügelt. Das kümmerte ihn wenig. Er verglich sich bescheiden mit dem Apostel Paulus, der auch viele Schläge erlitten, doch sagte er's nicht laut, weil Bibelcitate nicht im Geschmack der Zeit waren. Da er aber an seine eigenen Reden glaubte und sie in begeisterter Ueberzeugung vortrug, so bewunderten ihn auch Manche und hingen ihm an.

Guillemain verbat es sich, daß man ihn noch einen Maler nenne, er sagte, „ich bin ein Patriot, weiter nichts und an diesem Berufe habe ich genug.“ Doch merkte er in ruhigeren Stunden, daß dieser Beruf einer festen Form des Wirkens ermangele.

Endlich aber glaubte er auch diese gefunden zu haben. Doktor Kringel wünschte die neue Handhabe für den praktischen Beruf eines Freiheitsmannes zu sehen; Guillemain sprach: „Es ist nur ein Gedanke, eine Sentenz. Sie lautet: Die Freunde der Freiheit haben überall das gleiche Ziel, sie fechten für ein großes Recht, sie können einen Bund durch alle Länder schließen; die Unterdrücker des Volkes dagegen

wollen hundert verschiedene Rechte vertheidigen, sie liegen ewig mit sich selbst im Hader und bringen es nie zur durchgreifend gemeinsamen That. Eigennützige Herrschsucht ist vielgestaltig und entzweit; opferfähige Freiheitsliebe ist einheitlich und verbündet."

„Sehr wahr!" sprach der Doktor. „So lange es gilt, die gar verschieden gefesteten Zwingburgen niederzureißen, sind alle Freiheitskämpfer einig. Das ist aber nur der erste Akt. Im zweiten soll darauf ein neuer freiheitlicher Staat an der Stelle des zerstörten aufgebaut werden, und ich glaube, dann werden die Befreier doch wieder gerade so uneins wie es früher die Zwingherren waren. Und so zerfließt deine praktische Handhabe in einen ganz unbrauchbaren Gemeinplatz. Ihr seyd nur darum einig, weil ihr überhaupt noch nichts seyd und habt und blos von der Luft des allgemeinen Gedankens zehret."

Es war zum letztenmale, daß Kringel dem schwärmerischen Freunde so kalt und schonungslos Widerpart gehalten. Guillemain verfolgte seinen Gedanken. Er setzte sich in Briefwechsel und persönlichen Verkehr mit Revolutionären aus allen Ländern; er wollte einen allgemeinen Bund der Freiheitsfreunde gründen,

der die wahre weltbürgerliche Brücke schlüge über jede Schranke der Nationalität und emporwüchse zu einer unwiderstehlichen Verschwörung der denkenden Köpfe und unabhängigen Charaktere; er reiste umher in Deutschland, Holland und Frankreich, gewann auch einige begeisterte Jünger und glaubte schon den festen Grund seines furchtbaren Geheimbundes gelegt zu haben. Da aber erfüllte sich die einzige Weissagung, welche ihm der sonst gar nicht prophetische Doktor öfters verkündet hatte: Joseph Guillemain ward im Jahre 1787 unversehends ergriffen und eingesteckt, ich weiß nicht mehr in welchem Reichslande. Man fand stark verdächtigende Briefe, durch welche sich der Faden einer weitgesponnenen Verschwörung zu ziehen schien. Das ganze Gewebe zu entwirren war eine gar zu reizende Aufgabe für politische und criminalistische Spürnasen, darum behielt man den jungen Mann in einsamem Gefängniß; denn Einsamkeit macht mittheilsam. Der Angeklagte aber blieb stumm und fest wie jeder ächte Schwärmer und es ist niemals ermittelt worden, ob er schwieg, weil er nichts sagen wollte oder weil er nichts zu sagen wußte.

So lag er denn jahrelang in strengster Untersuchungshaft, trotz aller Bemühungen des Vaters und der Mainzer Freunde. Es wäre freilich bequemer gewesen, den Volksverführer rasch abzuurtheilen oder kurzweg aus dem Lande zu weisen. Allein in den aufgegriffenen Briefen fand sich ein vornehmer, dem Fürsten des Ländchens nahestehender Mann mehrmals in bedenklicher Weise erwähnt; er schien sogar mit Guillemain correspondirt zu haben. Der dirigirende Minister hatte jenen Günstling vergebens zu stürzen getrachtet; jetzt konnte er ihn wenigstens in stäter Angst halten durch den verhafteten Maler und das gelang auch vortrefflich. So lange also nicht entweder der Günstling gefallen war oder der Minister, hatte der Gefangene wenig Aussicht, seiner Haft ledig zu werden, und während er glaubte, er dulde als Opfer seines Freiheitsmuthes, duldete er eigentlich nur als Opfer einer Hofintrigue.

Ist aber Einer erst einmal todt, dann gilt es ihm wohl ziemlich gleich, ob ihm seine Krankheit oder sein Doctor den Garaus gemacht, und Joseph Guillemain war todt und begraben für die Welt und die Welt war abgestorben für ihn. Er sah nur den

Schließer des Gefängnisses und in langen Pausen den Richter, der sich die Aufgabe stellte, ewig zu untersuchen und niemals zu richten.

Briefe schreiben durfte er nicht und aus den einlaufenden Briefen theilte man ihm nur etwaige persönliche Nachrichten nach Gutdünken mündlich mit.

Obgleich er aber so schauerlich einsam leben mußte, war er doch nicht allein: hundert Gestalten umschwebten ihn und rastlos gährte und arbeitete es in seinem Geiste. Er hielt große, gewaltige Volksreden, indem er vor den Ofen trat, der ihm eine Volksversammlung darstellte und verkündete den Sturz des alten politischen Babels kühner als je in freien Tagen, oder er unterhielt sich stundenlang mit dem Handtuch, welches hinter der Thüre hing und ihm für seinen langen, nüchternen Freund Kringel gelten mußte und machte sich selber alle die spitzigen Einwürfe, welche ihm der Freund gemacht haben würde, um sie sammt und sonders zuletzt sieghaft zu widerlegen. Namentlich aber versicherte er dem Handtuch stets auf's eifrigste, daß er keinen Augenblick bereue, ja daß er stolz sey, den Weg gemacht zu haben, der ihn in's Gefängniß geführt, daß er nur um seines

Vaters willen betrübt sey, aber einst mit Ehren aus dem verfluchten Loche zu kommen hoffe, und daß er heilig glaube, er werde die neue Morgenröthe im Aufgang noch mit eigenen Augen schauen.

Guillemain stand fest in seiner Schwärmerei, denn er war langsam und nothwendig hinein gewachsen. Es gibt keine geschiedeneren Leute als den Spötter und den Schwärmer. Allein der Spötter hatte sich geschämt über einen thörichten Spott und im Aerger über sich selbst die Beschämung aus seiner Seele hinweg geärgert und dann im Weltärger den eigenen Aerger erstickt; dem Aerger über alle Welt entsproßte aber die Begeisterung für die Weltreform, und da kleine Verdrießlichkeiten und Opfer zu einem wirklichen Dulderlose sich gesteigert hatten, so brach aus der Begeisterung endlich die Schwärmerei hervor. Ein rasch aufflackerndes Strohfeuer erlischt auch rasch, aber die langsam genährte Flamme brennt tief und lange.

Hatte der Gefangene sich satt gepredigt gegen den Ofen und sich satt gestritten mit dem Handtuche, dann malte er —, doch nicht wie gewöhnliche Maler beim hellen Tageslicht, sondern in den langen, dunkeln Abendstunden. In Gedanken entwarf er ein riesiges

Bild: „Das jüngste Gericht der Völkerfreiheit." Cäsar's Tod war ihm jetzt ein viel zu kleiner und dürftiger Stoff geworden, aber ein politisches Weltgericht, zermalmend groß nach Michel Angelo's Vorbild, das dünkte ihm ein begeisternder Gegenstand. Unser Herrgott selbst, halb Jehovah, halb Jupiter, sollte richtend oben stehen; die blutigen Würgengel der Revolution schmetterten in die Posaunen; schwarzes Nachtgewölk, von Blitzen fahl durchleuchtet, schattete zur Linken des Richters, wo die schlechten Könige in den Abgrund stürzten, statt des Kopfes eine hohle Krone auf dem Rumpf, von einem züngelnden Flammenmantel statt des Purpurs umlodert, wo die Diplomaten von Schlangen umringelt wurden, die ewig rückschreitenden Pfaffen von großen Krebsen zernagt, die Edelleute von ihren Wappenthieren, von ächt heraldischen Greifen, Löwen und Adlern zerfleischt, oder unten im Abgrunde an vieläſtige Stammbäume als ihre eigenen Schildhalter aufgehängt, wo die blutsaugenden Reichen und Wucherer mit schweren Geldsäcken am Halse in bodenlosen Schlamm tiefer und tiefer versanken und vergebens den armen Lazarus, den gemeinen Arbeiter, der sich drüben aus

seinen Lumpen erhob, anflehten, daß er ihnen das Centnergewicht ihres Geldsackes abnehmen möge. Zur Rechten des ewigen Richters aber strahlte warmes Sonnenlicht vom blauen Himmel nieder; im Hintergrunde sah man die gebrochenen Burgen und die rauchenden Schlösser der Tyrannen, überwölbt vom Regenbogen des ewigen Weltfriedens, Kinder warfen die Mordwaffen des Krieges hinüber in den Abgrund und zerrissen die Urkunden historischer Rechte und Unrechte, daß sie in den Lüften zerflatterten, der Bauer im Kittel, der Handwerker mit dem Schurzfell schwebten aufwärts, halbnackte Bettler und Fürsten, die ihre Krone bei Zeiten in die Tasche gesteckt hatten, daß sie nur noch ein klein wenig hervorsah, umarmten sich brüderlich, die Herolde der Nationen legten ihre Fahnen vor einander nieder zum Zeichen der Völkerbrüderschaft und des allgemeinen Weltbürgerthums, und dem aufsteigenden Zuge der Befreiten voran wallten die Märtyrer der Freiheit, Brutus, Huß, Rienzi, die Gracchen, Wullenweber, Savonarola und viele Andere mit dem Bürgerkranze von Eichenlaub gekrönt und die Palmen des Friedens und der Verklärung in den Händen.

Immer klarer in Form und Aufbau, immer glühender in der Farbe trat das ungeheuere Bild vor die Seele des Gefangenen, daß er die Gestalten im Kerkerdunkel mit Händen greifen konnte, und manchmal lief es ihm kalt den Rücken herab, so sehr erschrack er vor dem fürchterlichen Gesicht des rächenden und sühnenden Gottes der Freiheit und er fuhr wohl gar zusammen, weil er schon den ersten Schall der Posaune zu hören glaubte und es war doch nur das Knarren des Schlüssels und der Angeln, wenn der Wärter die Thüre seines Gefängnisses öffnete. Und dann blieb Alles wieder stille wie im Grab.

Aber draußen, jenseits des Kerkers war es derweil nicht stille geblieben. Das Jahr neunundachtzig war gekommen, ein Stufenjahr der Weltgeschichte; — im Sturm flogen die Ereignisse; — jene blutigen Würgengel der Revolution, welche der Gefangene im Traumgesichte seines Bildes sah, schmetterten in Frankreich wirklich in die Posaunen und ganz Europa fuhr aus dem Schlummer empor: — nur der arme Maler des jüngsten Gerichtes der Freiheit blieb in Kerkerschlaf gebannt, er ahnte nicht, daß die Völker jetzt schon mit leiblichem Auge schauten, was er blos

dem Auge des Geistes als eine ferne Weissagung vorzudichten gewagt.

Gar oft sprachen die Freunde in Mainz bei den ungeahnten und erschütternden Botschaften, die jeder neue Tag brachte: was würde Guillemain dazu sagen, wenn er's hörte! wie würde er aufjauchzen! wie würde er uns triumphirend zurufen: habe ich nicht Recht gehabt, kommt nicht Alles wie ich's prophezeite?

Allein für Guillemain schlich eine Stunde so öde und langsam dahin wie die andere, das Jahr neunundachtzig war ihm ein ganz gemeines Jahr von dreihundertfünfundsechzig Tagen, wenn's nicht zufällig ein Schaltjahr gewesen ist, und die Zeit däuchte ihm so unergründlich still, als sey das tausendjährige Reich des allgemeinen Weltfriedens bereits angebrochen mit seiner ganzen unergründlichen Langenweile.

Zweites Kapitel.

Kurz vor Weihnachten 1792 erhielt Guillemain unerwartet seine Freiheit; die Untersuchung wegen der Mitverschworenen wurde niedergeschlagen, und für die fünfjährige Haft konnte er sich als eine gnädige Strafe seiner Umtriebe bedanken. Im Grunde aber ließ man ihn aus politischen Rücksichten frei wie man ihn aus politischen Rücksichten so lange festgehalten hatte, und befahl ihm auch zum Ueberflusse noch, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen; Guillemain wäre schon von selbst gegangen.

Ja er ging nicht, sondern er lief zum Lande hinaus, obgleich es ihm sauer ward und schwindelte vor der frischen Luft und der ungewohnten Bewegung. Aber die Stadt, die Häuser waren ihm zu enge, er wollte wieder einmal ein recht großes

Stück Himmel sehen und Wald und Feld, Berg und Fluß; nur in Gottes freier Natur konnte er sich ja wieder ganz als ein freier Mann fühlen. Leider trugen seine Beine diesen Freiheitsrausch nicht lange, sie mußten erst wieder gehen lernen, und der arme Guillemain kam vom Laufen bald in's Schleichen und hinkte recht erbärmlich und doch überselig die menschenleere Landstraße entlang und wußte gar nicht recht, wohin er eigentlich hinke; er hinkte nur so im Allgemeinen in die Freiheit hinein.

Am Waldessaume stieß ein fein frisirtes Männlein zu ihm und blickte ihn staunend und lächelnd an; denn Guillemain sah in der That gar seltsam aus. In den fünf Jahren war keine Scheere über sein Haar, kein Messer über seinen Bart gekommen und die langen Locken flutheten wild auf Brust und Schulter herab, und da sein Rock zudem etwas verschabt und sein Gang so jammervoll war, so konnte er wohl für einen Strohmer vom ächtesten Schlage gelten.

„Schönes Wetter!" rief ihm der Andere zu, „und schöne Haare tragt Ihr, wunderschöne Haare," und prüfte sie mit Kennerblick. „Vor einem Jahre

noch hätte ich Euch sechs Batzen für Euer Haar geboten, aber jetzt sind schlechte Zeiten; die Leute fürchten sich fast, Zopf und Perücke zu tragen, und seit in Paris die Köpfe so wohlfeil geworden, gehen die Menschenhaare im Preis herunter wie die Assignaten."

Der fein frisirte Mann war augenscheinlich ein Perückenmacher. Guillemain sah ihn fragend an und sprach: „Also kommen die Zöpfe aus der Mode?"

„Freilich! und auch der Puder. Seit die Ohnehosen in Mainz hausen, beginnt die Unnatur des ungepuderten Kopfes sogar auf dem rechten Rheinufer erschreckend um sich greifen."

Guillemain staunte wie ein Kind über alle die unverständlichen Worte — Ohnehosen, — wohlfeile Köpfe, — Assignaten. „Die Ohnehosen?" fragte er, „was sind das für Leute?"

Jetzt sah ihn der Perückenmacher an, als verstehe er ihn nicht. „Nun, die Sanscülotten, wenn Ihr's auf deutsch hören wollt; — die Franzosen meine ich, die freien Neufranken; denn Alles hat jetzt neue Namen."

„Wie!“ rief Guillemain erschrocken, „die Franzosen in Mainz?“

Nun kam aber die Reihe zu erschrecken auch an den Perückenmacher. „Das wißt Ihr nicht?“ fragte er mit verdächtigem Seitenblicke auf das wilde Gesicht und den starrenden Blick des Fragers. „Man meint, Ihr seyet von Gestern!“ und er begann allgemach seinen Schritt zu beschleunigen.“

Aber Guillemain hielt ihn am Rockzipfel. „Nicht von Gestern, Freund; ich bin von fünf Jahren her. Aber erzählt mir doch! Also führt der König von Frankreich Krieg mit dem Reiche?“

„Der König von Frankreich? Nein! Der ist ja längst unter Vormundschaft gestellt.“

„Ist er wahnsinnig geworden?“

„Nein! Aber sein Volk ist wahnsinnig geworden; darum läßt es sich die Haare wachsen ungepudert und steckt seinen König in's Gefängniß und hält Gericht über ihn, und man sagt, der König könne bald um einen Kopf kürzer werden, wie so viele Andere.“

Guillemain ließ den Rockzipfel des Perückenmachers los und hob die Hände empor wie zum

Gebet. „Also ist das jüngste Gericht der Völkerfreiheit wirklich angebrochen! Es war kein bloser Traum, den ich in Gedanken malte. Wie Sterbende fernen Freunden erscheinen in der Sterbestunde, so erschien mir der richtende Gott der Tyrannen in der Stunde, da er wirklich seinen Stuhl bestieg!“

„Pfui Teufel, Ihr seyd auch so ein Jakobiner!“ platzte der Perückenmacher heraus, erschrack aber sogleich über sein eigenes Wort und fügte begütigend hinzu: „Doch sage ich immer die Jakobiner sind großentheils besser als man sie malt; Marat zwar trägt seine Haare wild und struppig um den Kopf, aber Danton hat doch wenigstens noch eine Phantasie-Locke über jedem Ohre behalten und Robespierre läßt sich zierlich frisiren und schmückt sich sogar mit einem kleinen Haarbeutel. Ich sage immer, Robespierre ist ein feiner Mann und er meint es ernst mit dem Volkswohle. Ihr solltet Euch doch auch wenigstens die zwei Locken Danton's über die Ohren ringeln lassen.“

Diese Worte aber verhallten ungehört; denn Guillemain stürmte athemlos mit Fragen auf den Perückenmacher. Er sollte geschwind erzählen, wie das

Alles gekommen sey in Frankreich und wie es in Deutschland stehe und ob es noch einen römischen Kaiser gebe und Kurfürsten und Herren und Diener überhaupt, und ob der Papst noch in Rom sitze und hundert ähnliche Kleinigkeiten mehr.

Der Perückenmacher erwiderte: „Beantwortet mir doch erst eine einzige Frage gegen so viele: wie kommt es, daß Ihr allein nicht wisset, was alle Welt weiß?"

„Das ist bald gesagt. Ich habe fünf Jahre im Zuchthaus gesessen und komme eben geraden Weges aus dem verdammten Loche."

„Entschuldiget: ich muß jetzt seitab gehen; dadrüben ist eine Holzversteigerung," rief der Perückenmacher und lief was er laufen konnte quer in den Wald hinein. Er hatte bisher nur geglaubt, dem Manne rappele es ein wenig im Kopfe, jetzt sah er einen Verbrecher vor sich, einen Räuber, einen Mörder.

Allein Guillemain sprang ihm nach, würde ihn jedoch schwerlich eingeholt haben, wenn der Flüchtling nicht mit seiner Frisur, wie Absalon, an einem hochwüchsigen Wachholderbusche hängen geblieben wäre.

„Ich bin kein Räuber," sprach Guillemain und packte den zitternden Haarkräusler fest beim Arme, „nehmt meine Uhr, nehmt meine Börse als Pfand, daß ich Euch nicht ausplündern will. Aber Ihr müßt mit mir gehn und mir erzählen. Ein Anderer würde sich an edlem Weine erquickt haben nach fünfjähriger Qual und Entbehrung: Eure Worte sind mir ein erquickender, berauschender Wein; ich will erzählt haben wie die Welt sich verjüngt hat, o erzählt, erzählet nur!"

„Der Mann ist wirklich kein Räuber," dachte der Andere jetzt, „er ist zu verrückt für eine so solide Profession." Und also folgte er ihm und erzählte was er nur wußte, bunt durcheinander wie Kraut und Rüben, von den Septembermorden und von Freiheit und Gleichheit, vom Staatsbankerott und „Krieg den Pallästen, Friede den Hütten," von Emigranten und Nationalkokarden, vom Veto und den Menschenrechten, von den Klubbisten und dem Herzog von Braunschweig, und warf die Notabeln, das Parlament, die Nationalversammlung, den Convent und den Municipalrath in grausamem Wirrsal durcheinander. Und während er so berichtete,

warum der König sitze und warum so viele Andere gesessen hätten und geköpft worden seyen, wollte er zwischendurch immer wieder erforschen, warum denn nun eigentlich sein Begleiter gesessen habe; dieser aber schnitt ihm jede Abschweifung vom Grundtext sofort am Munde ab und trieb ihn zur Revolution zurück, und als sie endlich im nächsten Dorfe sich trennten, da war dem Perückenmacher der Athem und der Redestoff vollständig ausgegangen, was ihm außerdem nie in seinem Leben begegnet seyn soll.

Unserm Freunde Guillemain aber brauste der Wein, den ihm der Perückenmacher eingeschenkt, dergestalt im Kopfe, daß er nothwendig in's Wirthshaus gehen und eine wirkliche Flasche darauf setzen mußte, um Feuer durch Feuer zu bändigen. Es war die wonnigste Stunde seines Lebens, seine ganze Seele Jubel und Jauchzen; er hätte den Hausknecht und die Kellnerin umarmen mögen, da gerade kein anderer Mensch im Zimmer war; allein die letzten fünf Jahre hatten ihm Verschlossenheit und Zurückhaltung gelehrt.

Es brauchte lange Zeit, bis er seine Gedanken von Frankreich, Europa und der Menschheit wieder

auf sich selbst zurücklenkte und sich fragte, wohin denn nun eigentlich sein Weg gerichtet sey? Er beschloß sofort nach Mainz zu gehen und später nach Paris, wobei er freilich geradeaus wieder umkehren mußte, denn er war bisher nur seiner Nase nach gelaufen und zufällig in die ganz entgegengesetzte Richtung gerathen. Allein wer so lange gesessen hat, dem schaden ein paar Stunden Umweg nichts.

Also brach er auf nach der befreiten Vaterstadt.

Wie ein Träumender zog er seine Straße, und was er anfangs von den Welthändeln weiter vernahm, das steigerte nur den Taumel seines Geistes. Allein nichts macht auch allmählich gedankenklarer als ein strenger Fußmarsch in schneidender Decemberluft. Je mehr Guillemain Mainz sich näherte, um so schärfer durchdachte er alle Nachrichten. Da stiegen ihm denn manche trübe Zweifel auf. In Paris ging es doch recht polnisch zu, am Rhein entbrannte ein Krieg von sehr ungewissem Ausgang, und im übrigen Reiche war noch Alles beim Alten. Guillemain hatte sich das Gericht der Völkerfreiheit doch etwas anders gedacht.

Getheilt zwischen Begeisterung und Zweifeln kam

er gegen Mainz. Da hörte er, die Franzosen ließen wohl Jeden hinein in die Stadt, um aber wieder herauszukommen, bedürfe es besonderen Ausweises, der nicht immer ertheilt werde. Seltsame Freiheit! Sie erinnerte ihn stark an sein Gefängniß, wo er auch so leicht hinein und so schwer wieder herausgekommen war. Er stutzte; und während er früher überall so ungestüm in's Zeug gerannt, wurde er jetzt auf einmal vorsichtig, weil er schon meinte, daß die Leute denn doch mit der Revolution etwas zu ungestüm in's Zeug gerannt seyen.

In Hochheim rastete er darum vorläufig einen Tag und schickte einen Boten zur Stadt an den Doktor Kringel. Der kam alsbald heraus. Welches Wiedersehen! Der sonst so kritische Kringel weinte wie ein Kind; Guillemain schien etwas ruhiger, und doch wogte und tobte es in ihm, daß er kaum reden konnte. Seine erste Frage waren die Worte des alttestamentlichen Joseph, da er seine Brüder wiedersah: „Lebt mein Vater noch?"

„Er lebt!" erwiderte der Freund, etwas betroffen, daß man in solcher Zeit zuerst nach einem Vater fragen könne. „Er lebt und ist wohlauf,

aber er lebt so insgeheim; wir Patrioten hingegen leben nur noch öffentlich. Wir sind frei! O mein Freund, hörst du das himmlische Wort? Wie Großes ist geschehen, seit wir auseinandergingen, — wie ganz erfüllte sich, was du einst vorhergesagt, — wie fehltest du uns, — wie oft sprachen wir: wenn du nur wiederkämest, wenn du nur nacherlebtest, was wir vorerlebt haben!"

„Nacherlebtest?" sagte Guillemain, — „vielleicht habe ich in meinem Kerker mehr vorerlebt, als ihr jemals nacherleben werdet. Es ist auch gar nicht Alles so gekommen, wie ich es gewünscht und gehofft. Doch das ficht mich nicht an, euch aus vollem Herzen zuzujubeln, und ich freue mich auf den Anblick eueres freien Gemeinwesens wie ein Kind auf Weihnachten."

Der Doktor fand diese Worte etwas kühl. Allein um so rascher mußte man Guillemain in den vollen Strom hinein schleudern. Also mahnte er zum augenblicklichen Aufbruch nach Mainz.

Unterwegs hätten sich beide in aller Freundschaft beinahe die größten Grobheiten gesagt und zwar über einen französischen Vorposten, dem sie begeg-

neten. Kringel, der sich fortwährend einen Patrioten nannte, forderte von dem Freund, er solle sich freuen, daß er jetzt die ersten Franzosen auf Reichsboden sehe. Guillemain sagte: „Im Gegentheil, ich bin so frei, mich darüber zu schämen.“ Der Doktor schwieg. Nach einer Weile deutete er auf die starken Schanzarbeiten, zu welchen die Bauern der Umgegend von den Franzosen gezwungen wurden und sprach: „Die Deutschen drohen zwar, Mainz zurück zu erobern; aber wir Patrioten sind wohlgerüstet und fürchten den Feind nicht.“

„Das ist eine neue Welt!“ rief Guillemain. „Was für ein Patriot bist du denn eigentlich, wenn du die Deutschen Feinde nennst?“

„Ich bin ein Patriot im Lande der Freiheit, und alle Knechte sind unsere Feinde.“

Guillemain erwiderte: „Da ist nun die Sache wieder etwas anders gekommen, als ich gehofft hatte. Kann man die Bürger frei machen, indem man die Völker unterjocht? Die Franzosen werfen uns die Freiheit an den Kopf unter Sengen und Morden, ganz wie die alten Despoten die Knechtschaft. Ich dachte, freie Völker sollten sich nur im Frieden

verbünden und nach freier Wahl. Mit dem Erobern hört ja die Freiheit von selber auf."

„Das verstehst du nicht," unterbrach ihn Kringel. „Zuerst muß der Schrecken der Freiheit kommen, dann kommt der Weltfriede. Urtheile überhaupt nicht zu vorschnell. Du siehst eine fertige neue Zeit, wir erlebten die Geschichte, wie sie erwuchs, und eben diese Geschichte, die du im Kerker verschlafen, hat selbst mich, anfangs den nüchternsten Gegner des Völkersturmes, widerstandlos mit sich fortgerissen."

Guillemain dagegen meinte: umgekehrt! er sey Schritt für Schritt durch alle Stufen des großen und kleinen Märtyrthums zum wahren Jünger der Freiheit durchgedrungen, darum urtheile er jetzt besonnen, Kringel hingegen vorschnell, denn dieser sey plötzlich kopfüber in ein neues Leben hineingestürzt und folglich fanatisch, wie alle Convertiten.

Hiermit war das erste Scheltwort gefallen, und bald flogen die beleidigenden Trümpfe herüber und hinüber, wie wenn sich zwei Knaben mit Schneeballen werfen, aber die Ballen waren im Eiswasser gehärtet und mitunter auch Steine darin.

Zum Glück kamen die Freunde gerade an die Rheinbrücke, als der Zwist zum offenen Bruche umzuschlagen drohte. Der Anblick der Vaterstadt, wie sie im Abendlicht so königlich stolz an dem großen Strome sich erhob, griff dem heimkehrenden Verbannten so mächtig an's Herz, daß er kein Ohr mehr für die bösen Worte behielt und dem Freunde statt aller weiteren Gegenrede schweigend die Hand drückte. Der Doktor aber verstand, was in der Seele des Andern vorging, und als sie über die Brücke schritten, waren sie wieder versöhnte Leute: das natürliche Heimweh hatte ihren spitzigen Widerstreit über den Patriotismus gelöst, das dunkle Gefühl die klaren Gedanken verschlungen.

Guillemain wollte sofort in das Haus seines Vaters, doch Kringel hielt ihn zurück. Nur eine Stunde möge er vorher der heiligen Sache der Freiheit widmen. Der Klubb der Freiheitsfreunde war eben jetzt versammelt. Es mußte höchst dramatisch wirken, wenn Guillemain so wie er ging und stand, mit den langen ungekämmten Haaren, bestaubten, abgetragenen Kleidern, todtmüde und doch auf's heftigste erregt, in die Versammlung geführt wurde,

ein Opfer politischer Verfolgung, wie es eben ganz frisch aus dem Kerker kam.

Der Wiedererstandene wollte sich vorher wenigstens kämmen und bürsten. Kringel widersprach. „Meinetwegen,“ sagte Guillemann, „ich bin noch immer Künstler genug, um zu wissen, daß Schmutz und Unordnung meist malerischer sitzt, als eine saubere Toilette.“

„Lieber Freund!“ rief Kringel heftig, „auf's Malerische kommt es gar nicht an, wozu überhaupt jetzt noch die Malerei? Aber republikanischer siehst du aus ungekämmt und ungebürstet, dazu auch etwas märtyrerhafter. Nur eines Schmuckes bedarfst du noch, der jeden andern aufwiegt, — der blauweißrothen Kokarde, des Wahrzeichens der Freiheit.“

Kringel trug ein ungeheuer großes Exemplar dieses Wahrzeichens an seinem Hute.

„Ich bin ein Freiheitskämpfer,“ erwiderte Guillemain, „also will ich auch mit Stolz die Kokarde tragen, nur bitte ich um ein kleineres Format als das deinige.“

„Das darfst du nicht!“ fuhr Kringel dazwischen.

„Die heimlichen Royalisten tragen kleine Kokarden: du würdest verdächtig erscheinen.“

„Verdächtig?“ wiederholte Guillemain mit tief ironischem Nachdruck. „Das Wort ist ja vorrevolutionär, und ich glaubte die entflohenen Despoten hätten es unter ihrem andern Plunder mitgenommen. Aber ich bin kein heimlicher Royalist, also hinweg mit der kleinen Kokarde: ich will eine recht große, doppelt so groß wie die deinige.“

„Das sähe aus wie Spott und Hohn,“ rief Kringel, „und die Franzosen im Klubb würden dir's besonders übel vermerken, sie sind verteufelt empfindlich für das Lächerliche.“

„Aber was gehen mich die Franzosen an!“ entgegnete Jener. „Ich will die Freiheit haben, frei zu wählen. Quälst du mich doch mit deiner republikanischen Etikette, als ob wir zu Hofe gehen wollten! Doch das sind Spielereien, mir ist die Sache heilig und jede Kokarde recht. Nenne mir lieber jetzt noch die Hauptwelden eueres Klubbs, bevor wir hingehen.“

Der Doktor nannte Georg Forster — „er war doch nur erst als ein Dilettant von einem Welt-

umsegler bekannt," bemerkte Guillemain, „zur Zeit, da ich schon als ein fachgemäßer Weltverbesserer gestritten und gelitten hatte" — Hofmann und Böhmer — „zwei unbedeutende Schulmeister, die sind also jetzt Meister des Volkes geworden!" — Dorsch — „der Pfaffe?" fragte Guillemain. „Er war ein Priester," entgegnete Kringel, „allein er hat den Aberglauben abgeschworen und ein Weib genommen." „Das war etwas vorschnell," fiel Guillemain ein. „Auch Luther wäre klüger gewesen, wenn er seine Käthe nicht gar zu geschwind geheirathet hätte. Ehrlich gestanden, mir gefällt es nicht, daß ich fort und fort nur neue Namen höre, die über Nacht wie Pilse aufschießen, in Mainz wie in Paris. Es ist unerträglich, sich überall von Helden umringt zu sehen, die seit ein paar Monaten erst aus dem Ei geschlüpft sind."

Es schien in der That fast, als hätten die beiden Freunde in den fünf Jahren ihre Seelen ausgewechselt, und Kringel sey Guillemain geworden und Guillemain Kringel. Und doch waren sie die Gleichen geblieben, nur daß Kringel die Revolution schrittweise miterlebt hatte und Guillemain dieselbe mit einemmale fix und

fertig aus dem Boden gewachsen fand. Der schwärmerische Maler prüfte und verneinte, weil alle Welt ihm mit einer unerhörten Schwärmerei unheimlich fremdartig gegenübertrat; der nüchterne Arzt dagegen schwärmte, weil die Schwärmerei ja ganz unvermerkt Mode geworden war.

Nach den letzten Ausrufen seines wiedergefundenen Freundes aber bereute er beinahe, daß er ihn so unvorbereitet hatte in den Klubb führen wollen. Doch da war jetzt nichts mehr zu ändern; sie gingen hin; Guillemain befangen in zweifelnder Erwartung, Kringel nicht minder befangen in heimlicher Furcht.

Allein diese Furcht schien grundlos gewesen zu seyn. Der weiland verfolgte, jetzt wie vom Tode erstandene Maler wurde von den versammelten Freiheitsfreunden mit wahrhaft brüderlichem Willkomm begrüßt, und obgleich es ihn anfangs sichtlich belästigte, daneben wie ein Wunderthier angestaunt zu werden, so schien er doch bald heimisch in dem Kreise. Uebrigens befremdete es ihn, hier überhaupt nur wenig alte Bekannte, dagegen viele neue Leute zu finden, ein buntes Gemisch von Deutschen und Franzosen.

Kringel athmete wieder auf; denn Guillemain benahm sich ja ganz gut. Und doch war es dem Doktor immer, als müsse es heute Abend noch einen rechten Scandal geben; darum hütete er den Freund wie ein kleines Kind und wachte über jedem seiner Worte. Doch Guillemain schien nur zu beobachten; sein glühendes Auge folgte gespannt den Rednern, aber kein Zeichen von Beifall oder Mißfallen spielte um seine Lippen; sein Benehmen im Gespräch zeigte durchaus den bescheidenen Gast, der achtsam zuhört und theilnehmend eingeht auf fremden Meinungs=tausch, ohne die eigene Ansicht irgend vordringlich geltend zu machen.

Da kamen Guillemain's Nachbarn in vertrau=lichem Geplauder auf einen Gegenstand, welcher ihn sichtbar zu packen schien; man sah, er zitterte, er spannte darauf einzuspringen mit schlagendem Worte so recht von innen heraus. Kringel erschrack; — „sollen wir jetzt nicht nach Hause gehen zu deinem Vater?“ flüsterte er ihm in's Ohr.

„Jetzt nicht! Widmen wir der Freiheit noch eine Stunde!“

Die Leute redeten von der Constituirung des

linken Rheinlandes als einer neuen Provinz der Freiheit und vom freiwilligen Anschluß derselben an das große Mutterland Frankreich. Guillemain aber merkte bald, daß hierüber unter den Freiheitsfreunden selber eine heftige Parteiung bestand und daß zudem die meisten Mainzer Bürger nicht recht anbeißen wollten, ihre eigene Stadt dem Reichsfeind auf dem Präsentirteller anzubieten.

„Man muß sie in ihr Glück hinein ängstigen," sagte halblaut ein Klubbist, „man muß sie mit verbundenen Augen aus dem Feuer führen," fuhr ein Anderer fort.

„Wie die Ochsen, wenn der Stall brennt," vollendete Guillemain trocken und mit erhobener Stimme. „Gerade so sprachen vordem auch die alten Fürsten."

Alle horchten auf und staunten. Das war eine fremde Tonart.

Kringel aber flüsterte dem Freunde zu, um das Gespräch wieder etwas enger und persönlicher zu machen: „Hast du nicht selbst gar oft gesagt, wie es besser werde in der miserabeln Welt, das sey dir ganz gleich, wenn es nur besser werde?"

„Habe ich das gesagt," rief Guillemain, der

schon nicht mehr zu halten war, „so habe ich eine Dummheit gesagt, wofür ich jetzt täglich neue aufklärende Ohrfeigen bekomme.“

Und alsbald war er mitten im heißesten Wortgefechte mit den Andern und verwies ihnen ihr gewaltsames, undeutsches Vorgehen. Man widerlegte und überschrie ihn, verspottete ihn, warnte und drohte. — Alles vergebens. — Die Schleußen waren durchbrochen und Guillemain ergoß jetzt im vollen Strome alle den Tadel über die Sünden und Schwächen der Revolution, der sich seit dem Gang mit dem Perückenmacher in seinem Geiste angesammelt hatte.

Umsonst rief Kringel entschuldigend dazwischen: „Der Mann hat so lange im Dunkel gesessen, daß ihm jetzt die Augen thränen beim Sonnenglanze der Freiheit!“ und dann wieder: „er kennt die Verkettung der Thatsachen nicht, er hat ja fünf Jahre verschlafen, die ein Jahrhundert aufwiegen!“ Guillemain ließ sich nicht irren, und die Andern fielen immer wüthender aus gegen den seltsamen Märtyrer, der aus lauter Freiheitsidealismus zum besten Anwalte der Reaktion wurde.

Als aber immer wuchtigere Drohworte hereinplatzten, und andererseits Einige den überkühnen Sprecher freundschaftlichst an die Gefahr mahnten, der er sich preisgebe, da war Guillemain's Zorn gar nicht mehr zu bändigen. Wie ein Donner im Sturm dröhnte seine Stimme in den Tumult hinein: „Ich fürchte keine Gefahr und die neuen Gewaltsherren schrecken mich so wenig als die alten! Darum erkläre ich: hier, wie in Paris, herrscht eine kleine Minderzahl kraft des Schreckens, mit welchem sie die Bürger bannt, nicht kraft des Volkswillens, hier, wie in Paris — — —"

Die weitern Worte wurden verschlungen von dem Sturme des Unwillens, der jetzt den Donner der einzelnen Stimme völlig überbrauste. Allein Widerspruch steigert den Widerspruch, und der tosende Lärm wirkte auf den zornglühenden Redner wie Trommelschlag auf einen Soldaten, er entflammte das ächte Schlachtenfieber. Als darum der Lärm endlich so weit nachließ, daß man schreiend sein eigenes Wort wieder verstehen konnte, sprach Guillemain:

„Man hat mir erzählt, es liegen in dieser Stadt

zwei Bücher auf, ein rothes und ein schwarzes" — der Redner machte eine Pause, und die ganze Versammlung ward still und lauschte —; „in das rothe Buch schreiben sich die Anhänger der neuen Ordnung, in das schwarze sollen sich die Gegner derselben einzeichnen. Viele Namen stehen bereits, so sagt man, in dem rothen Buche, kein einziger in dem schwarzen. Aber Viele müßten sich nach ihres Herzens Meinung wohl in das schwarze Buch schreiben, so sagt man, doch Keiner wagt es. Nun höret! Ich habe vor Jahren als der Erste in Mainz gewagt, für die Freiheit der Bürger die Freiheit meiner Person einzusetzen. So wage ich denn auch heute das Gleiche, ja ich wage sogar meinen Kopf für diese Freiheit: ich schreibe meinen Namen als der Erste in das schwarze Buch! Und wenn ihr mir entgegnet: durch das schwarze Buch sprichst du zugleich den Wunsch nach Rückführung der alten Zustände aus, so antworte ich als freier Mann: die alten Zustände waren herzlich schlecht, aber die neuen sind noch viel schlechter."

Guillemain schwieg; aber auch die Andern schwiegen. Durch starres Schweigen spricht der höchste

Unwille wie der höchste Beifall; nur hier und da vernahm man ein halblautes „Pfui!“ Aber Doktor Kringel, der treue wenn auch allezeit gegnerische Freund, erkannte, daß Guillemain jetzt wirklich in persönlicher Gefahr schwebe; denn mit Cüstine und seinen Franzosen war nicht zu spassen. Darum ergriff er den Freund, der nur vom Platze aus gesprochen, am Kragen und riß ihn auf die Rednerbühne.

„Sehet hier,“ rief er auf französisch, „das Opfer der Tyrannei! Fünf Jahre einsamen Kerkers haben den sonst so klaren Geist verwirrt, daß er wie im Wahnsinn redet, ja er ist ein Wahnsinniger! Der von Folterqualen gebrochene Körper eines solchen Opfers würde schon euer Mitleid erregen und euern tiefsten Grimm gegen seine Peiniger: wie viel tieferes Mitleid weckt uns aber dieser von Folterqualen gebrochene und verwirrte Geist! Bürger! Sprecht euer Mitleid aus für meinen unglücklichen Freund in einem Fluch auf seine Kerkermeister und Folterknechte!“

Die theatralische Scene wirkte. Guillemain mit dem wild flatternden Haare, dem todtenbleichen Gesicht, den rollenden Augen, den gekrampften Händen

sah in der That einem Wahnsinnigen ähnlich genug und sein vergeblicher Protest, daß nicht er verrückt sey, sondern höchstens sein mitleidiger Freund, der ihn für verrückt erkläre, steigerte noch die naturwahre Täuschung des Eindruckes. Die anwesenden Franzosen zumal glaubten, der Mann sey wirklich wahnsinnig; denn der deutschen Sprache nur halb mächtig hatten sie die genügend klaren Reden Guillemain's ohnedies nicht recht begriffen; desto überzeugenderen Eindruck machte ihnen die Gruppe auf der Rednerbühne und die französischen Worte des Arztes. Die Deutschen dagegen waren froh, daß man den Unruhestifter mit so guter Manier für ihn und Andere unschädlich gemacht, sie umringten ihn und halfen dem Arzte, seinen zur Unzeit wieder erstandenen Freund endlich mit heiler Haut aus dem Saale zu bringen.

Draußen überhäuften sich die Beiden noch eine Weile mit Vorwürfen: Kringel den Guillemain, weil er ihn so schändlich bloßgestellt, Guillemain den Kringel, weil er ihn öffentlich für verrückt erklärt habe.

Die Stille der kalten klaren Nacht mit ihrem

wie zum ewigen Frieden leuchtenden Sternenhimmel brachte Guillemain wieder zu ruhigeren Sinnen. Er schwieg und sammelte sich auf's Wiedersehen seines Vaters; der Arzt aber ließ ihn nicht eher los als bis sich die Thüre des elterlichen Hauses geöffnet hatte und stand noch eine Weile Schildwacht auf der Gasse; denn er fürchtete immer, sein Freund möge wieder in den Saal zurücklaufen und sich als nicht wahnsinnig ausweisen.

Der alte Guillemain erschrack, indem er den verwilderten Mann mit der großen Kokarde in's Zimmer treten sah; denn als ein schweigender Gegner der Revolution fürchtete er schon lange mißhandelt oder aufgehoben zu werden. Als er aber in der verdächtigen Gestalt den Sohn erkannte, vergaß er alles Herzeleid, das er seinetwegen ausgestanden, und allen Widerwillen gegen die dreifarbige Kokarde und fiel ihm um den Hals und weinte und hatte nur noch ein Herz für den wiedergefundenen Sohn.

Wie innig wohl that es Joseph, daß er nach so vielen Jahren zum erstenmale wieder rein menschlich von einer mitfühlenden Menschenseele, vom Vater, den er so tief betrübt, sich angesprochen fühlte.

Er hatte dieses Wiedersehen oft gar rührend sich ausgemalt und vorgeträumt; aber auch hier war die Erfüllung ganz anders als das Phantasiebild der Hoffnung: der selige Augenblick war unendlich rührender und schöner als er ihn je hatte vorempfinden können. Und der altmodisch gesinnte Vater fragte ihn gar nicht, wie er denn schon so geschwind zu der großen Kokarde gekommen und ob er auch gleich wieder ein Revolutionär neuen Styles geworden sey? er sprach bis tief in die Nacht hinein als der Vater mit seinem Kinde und ließ es sich nicht einmal merken, wie schweren Kummer ihm dieses Kind gemacht.

Am andern Morgen griff Joseph Guillemain vor allen Dingen zum Rasiermesser und ließ sich das Haar schneiden und einen Zopf flechten. Er sagte: „Man hat mir verwehrt, meinen Namen in das schwarze Buch zu schreiben, so will ich denn in anderer Form öffentlich Zeugniß geben von meinem ungebrochenen Freiheitsmuthe. Als alle Welt Zöpfe trug, schnitt ich den meinigen ab; jetzt, wo die Zöpfe verpönt und mißachtet sind, kehre ich wieder zum Zopfe zurück. Der rechte Freiheitsmann handelt

und duldet immer mit der Minderheit; denn bei der großen triumphirenden Masse ist und war die Freiheit niemals."

Da man nun aber Herrn Guillemain über Nacht wohlfrisirt und mit einem Zopfe erscheinen sah, so gewann der Glaube, daß er verrückt geworden, auch unter den Deutschen in Mainz bedeutend an Festigkeit. In der That jedoch bekundete der Mann mit dem Zopfe seinen klaren Verstand vor Andern darin, daß er seine eigene Ohnmacht angesichts des Weltsturmes bald genug begriff, sich grollend in sich selbst zurückzog und Mainz zur rechten Stunde verließ, um erst wiederzukommen, als die Deutschen die Stadt zurückerobert hatten.

Trotz aller Wechsel der Mode und der Politik trug er fortan seinen Zopf, nicht als den Zopf des Rückschrittes, sondern als den Zopf des Eigensinns. Unzufrieden mit jedem bestehenden Zustande, hegte und veredelte er zwar getreulich sein Ideal einer besseren Zeit, allein niemals gelang es ihm, dasselbe der gegebenen Weltlage anzupassen; es fehlten ihm eben fünf Jahre erlebter Geschichte, in welchen der Schlüssel für die ganze nächste Zukunft lag.

Er kehrte zurück zum Epigramm, womit er begonnen; er blieb ein politischer Kopf und obendrein ein Republikaner, aber er hatte kein Herz mehr für die thatsächliche Politik.

So blieb er auch in Gedanken ein Maler, aber er malte nicht mehr. Er redete oft von seinem neuesten Carton, dem Völkergerichte der Freiheit, doch nie entschloß er sich, auch nur das Papier zum ersten Entwurf über den Holzrahmen ziehen zu lassen.

Wie aber die erste Periode seines Lebens durch den unvollendeten Tod des Cäsar bezeichnet war, und die zweite durch das niemals begonnene jüngste Gericht, so hatte auch die dritte ihr neues symbolisches Kunstwerk gefunden. Er sprach nämlich viel von einem philosophisch-politischen Roman, mit welchem er sich trage. Eine Schaar der wüthendsten Jakobiner, die beim Sturze der Schreckensherrschaft der Guillotine entrann, war nach Cayenne verbannt worden. Dorthin kommt nachgehends auch eine Anzahl später geächteter Royalisten. Zwei der entschiedensten Charaktere aus diesen beiden Lagern begegnen sich in der mörderischen Fieber-Einöde, wo sie gemeinsam leben und arbeiten müssen. Der

Jakobiner erfährt von dem Todfeinde, wie trotz des Sturzes seiner Gegner, den er gehofft und geweissagt, dennoch die rothe Republik nicht gesiegt hat; die Geschichte ist ihren eigenen Weg gegangen, weitab von der Linie, welche er ihr im Geiste gezeichnet. Der Royalist hofft noch und entwirft kühne Bilder vom Wiedererstehen des Königthums und lebt in giftigem Zwiste mit dem bereits stumpf entsagenden Jakobiner. Als aber nun auch die Botschaft zu dem fernen Lande hinüberbringt, daß Napoleon den Stuhl seiner Kaiser-Despotie auf die Trümmer der Republik gestellt habe, da erkennt auch er, wie alle Traumbilder von künftiger Gestaltung der Völker und Staaten eitel und unwahr sind, und er reicht dem Jakobiner die Hand als dem einzigen Wesen, welches sich mit ihm wenigstens bis auf's Blut zu zanken und also auch menschlich mit ihm zu empfinden vermag, und Beide, die über der Politik vergessen hatten, daß sie Menschen waren, finden zuletzt Versöhnung und Sühne in menschlich brüderlichem Gemeinleben, ja sie einigen sich auch politisch wenigstens darin, daß sie die ganze europäische Politik möglichst weit hinweg wünschen von dem Lande,

wo der Pfeffer wächst; denn in diesem Lande lebten sie ja selbander.

Es war der tragische Roman seines eigenen Lebens, den Guillemain solchergestalt in fremder Scenerie sich auszudichten unternahm.

Berühmter aber als durch dieses ungeschriebene Buch und die ungemalten Bilder war und blieb er durch seinen wirklich ausgeführten Zopf. Der wurde zum Sprüchwort in der ganzen Umgegend. Und wenn die Leute so manchmal wahrnahmen, daß ein Altliberaler, von dem man gehofft, er werde sich an die Spitze einer neuen Bewegung stellen, verstimmt in sich selbst zurückkroch, weil Alles anders gekommen, als er's erwartet hatte, dann achselzuckend und verneinend gegen die neuen Volksführer auftrat und zuletzt gerade im Vollbewußtsein seines Freisinnes das Banner der alten Zeit ergriff — so sagten sie: das ist der Zopf des Herrn Guillemain!

Der Hausbau.

Erstes Kapitel.

„Das Bauen ist ein' große Lust,
Daß's so viel kost', hab' ich nit g'wußt:
Behüt' uns Herr in alle Zeit
Vor Maurer, Schmied und Zimmerleut."

Dieser Spruch stand vor hundert Jahren an dem Hause des Raths Humbert auf dem Walle. Für ein Bürgerhaus war der Reim im Grunde etwas zu bauernmäßig; allein da man bei den meisten Einwohnern der Stadt überhaupt nicht recht wußte, wo der Bürger aufhöre und der Bauer anfange, so paßte er doch ganz gut. Zudem hatte der reiche Rath das Haus auf dem Walle, welches er mit seiner Frau erheirathet, immer nur als eine Art Gartenhaus angesehen und niemals auf längere Zeit bewohnt. Seine eigentliche Wohnung stand mitten in der Stadt am Markte. In dem volksarmen Orte war es

damals unmöglich, einen Käufer für das abgelegene Wallhaus zu finden, dasselbe aber an geringere Leute zu vermiethen, hätte der Rath unter seiner Würde geachtet, und so diente es der Familie nur zum gelegentlichen Aufenthalt, wenn sie den prächtigen Obstgarten besuchte, der das verwahrloste Haus umgab.

Mit des Raths Tode aber ward es anders. Sein einziger Sohn Christian hatte keine Schneide zum Studieren gehabt, er war Oekonom geworden und bewirthschaftete ein großes Hofgut, eine Stunde vor der Stadt. Das väterliche Haus am Markte hatte er verkauft: das Haus auf dem Wall dagegen behielt er, weil er es doch zu einem Spottpreis hätte verschleudern müssen. Er wollte es sich zu einem Absteigequartier herrichten und auch wohl im Winter etliche Monate darin wohnen.

Da galt es aber einen gründlichen Umbau; denn ein Theil der Räume war ganz zerfallen, und was noch gut erhalten stand, das paßte nicht für Geschmack und Bedürfniß des neuen Besitzers. Allzu große Zimmer sollten verkleinert, zu kleine vergrößert, hier ein Fenster, dort eine Thüre versetzt werden, die Decken neu getäfelt, die Wände getüncht, die

Fußböden ausgespähnt, die Oefen umgebaut. Kurzum, das halbe Bauernhaus sollte sich in ein ganzes, behagliches Bürgerhaus verwandeln. Und gleichsam zum Wahrzeichen, daß ein neues, fortgeschrittenes Geschlecht Besitz ergriffen habe von dem alten Bau, ließ der junge Humbert vor Allem die Tafel mit dem Bauernreim über der Thüre ausbrechen.

Das bemerkte sein Nachbar, der Förster Habermann, mit großem Verdruß; denn er hatte den Reim so oft und gerne gelesen. Aber sein Verdruß wuchs noch bedeutend, als er hörte, daß der verlassene Bau stadtmäßig hergerichtet und im Winter von Humberts Christian bewohnt werden solle. Der Förster hatte nämlich vor zwanzig Jahren einen nachbarschaftlichen Prozeß mit dem Rath Humbert gehabt und hielt diesen Mann seitdem für seinen Feind, dem er überall aus dem Wege ging. Die Gärten und Höfe beider Häuser gränzten auf der Mittagsseite aneinander, durch einen Bretterzaun getrennt, welchen seit alter Zeit bald der Eine, bald der Andere hatte ausflicken lassen, so daß man nicht mehr wußte, wem eigentlich der Zaun gehöre. Vertrauend auf dieses Zeugniß des Herkommens hatte der Förster die Gränzlinie

als eine gemeinsame angesehen und in seinem Hof eine Waschküche hart an dem Zaun zu bauen begonnen. Da erklärte der Rath, er besitze das „Hammerrecht“ längs dieses Zaunes, das heißt, der Nachbar müsse seinen Bau auf Hammerwurfsbreite — drei Fuß — vom Zaune abrücken. Der Förster bestritt das Recht und baute weiter; es kam zum Prozeß, welchen der Förster verlor, so daß er seinen bereits halb vollendeten Bau auf drei Fuß breit wieder abbrechen mußte. Im Zorn über die Geschichte ließ er die Ruine der nach hinten offenen, dachlosen Waschküche stehen, wie sie stand, zumal er dadurch einer Ruine anderer Art in des Raths Garten eine Art Trutzburg entgegenzusetzen glaubte. Es war nämlich der Rest eines alten, epheuumrankten Stadtthurmes, welcher jenem Garten einen besonders malerischen Schmuck verlieh; und auf den Zinnen des Thurmes hatte der Rath ein Belvedere, wie er's nannte, anlegen lassen, welches ihm freie Aussicht zu Fluß und Stadt hinüber, wie auch in den Garten des Försters öffnete. Dem Förster war es natürlich unangenehm, daß ihm der Nachbar den ganzen Garten ausspähen konnte; darum übte er jetzt Vergeltung,

umpflanzte die Ruine seiner Waschküche mit Epheu und legte gleichfalls ein Belvedere auf den drei vom Richterspruch verschonten Mauerwänden an.

Dies war aber auch das einzige Zeichen des tiefen Grolles, den er gegen den glücklicheren und mächtigeren Nachbarn im Herzen trug. Mit einem fürstlichen Rathe war in jener Zeit nicht viel zu spaßen, und überdies gehörte der Förster zu den verschlossenen Naturen, die schweigend am nachhaltigsten zürnen. Solch schweigende Fehde ließ sich nun ganz leicht durchfechten bei einem Nachbarn, der fast niemals im Hause zu sehen war und sich mit den Jahren immer weniger um dasselbe kümmerte. Daher ahnte der Rath denn auch gar nicht des Försters Faust im Sacke, und als vollends sein Sohn das Besitzthum antrat, dachte dieser nicht im Traume mehr an den alten Zankapfel des Hammerrechtes und ging ganz arglos in's Försterhaus zum ersten nachbarlichen Begrüßungsbesuch.

Der Förster war im Walde; seine Tochter empfing den unerwarteten Gast höchst verlegen. Denn sie hatte die Humbert's immer als böse Nachbarn schildern hören und kannte den jungen Christian

zumeist nur aus den verstohlenen Blicken, welche sie vor Jahren durch die Astlöcher des Bretterzaunes geworfen, wenn er drüben im Garten unreifes Obst von den Bäumen brach und naschte. Der Rath Humbert hatte darin das erste Anzeichen der landwirthschaftlichen Neigungen seines Sohnes gesehen, der strenge Förster aber hielt solche Frevel des wilden Jungen seinen Kindern als abschreckendes Exempel vor. Nun stand der Frevler, inzwischen zum gemachten Manne ausgewachsen, vor der erschrockenen Marie und erzählte ihr höchst artig, daß er nächsten Winter als Nachbar einziehe, vorher aber das Haus gründlich zu verbessern und zu verschönern gedenke. Er könne freilich jede Woche nur einmal in die Stadt kommen und nach dem Baue sehen, darum habe er die Aufsicht über so vielerlei kleine Arbeiten, die doch alle rechtzeitig ineinander greifen müßten, dem Maurermeister übertragen. Er hoffe, der Mann werde sein eifriger Stellvertreter seyn; übrigens wolle er auch den Herrn Förster bitten, daß er als guter Nachbar mitunter den Maurern, Tünchern, Zimmerleuten und Schlossern ein wenig zuschaue, um ihm in acht Tagen zu erzählen, wie sie's getrieben hätten.

Wie er selbst aber den Maurermeister zur eifrigsten Aufsicht gespornt, das müsse die Jungfer Habermannin nun doch auch noch erfahren. „Mein seliger Vater,“ so sprach er, „hatte eine bewährte Reiseregel. Wenn er in ein Wirthshaus kam, so gab er gleich beim Eintritt dem Kellner das Trinkgeld und nicht bei der Abreise. Denn wer erst gibt, wenn er den Fuß wieder in den Steigbügel setzt, der schenkt blos dem Kellner und ehrenhalber; wer aber gibt, wenn er eben den Fuß aus dem Bügel gethan, der schenkt zugleich sich selbst; er verbindet mit der Ehre den Nutzen. Gesetze und Trinkgelder haben keine rückwirkende Kraft. Getreu der väterlichen Regel brachte ich darum dem Maurermeister heute schon beim Beginn der Arbeit ein Fäßchen Wein eigenen Wachsthumes; er wird mich jetzt wohl eben so gut bedienen, wie mein seliger Vater wegen seiner vorgeschenkten Sechsbätzner allezeit in den Wirthshäusern bedient worden ist.“

Als der Förster des Abends nach Hause kam, hörte er mit Staunen von dem seltsamen Besuch. Seine Verwunderung wuchs, da ihm Marie erzählte, daß er selber gar acht geben solle auf die Fortschritte des Baues. Er fand das Ansinnen höchst

unbefangen, wenn nicht unverschämt, und nahm sich anfangs vor, keinen Blick auf das Nachbarhaus zu werfen, möchten die Handwerksleute sich auf die Köpfe stellen und das Haus auf's Dach, so sey's ihm gleich. Als er aber zuletzt die neue Lehre von dem vorgeschenkten Trinkgeld hörte, gelüstete es ihn doch, gelegentlich hinüber zu schauen. Denn wenn Einer gescheidter seyn will als alle andern Leute, dann gönnen wir's ihm, daß er erst recht nichts zu Stande bringt. Und der Förster hoffte dieses stille Vergnügen bei dem Hausbau des Nachbars zu erleben.

Da es ihm aber zuwider war, über die verhaßte Schwelle zu schreiten, so sagte er seinem kleinen Georg, dem zehnjährigen Bruder der Marie, er dürfe drüben bei den Bauleuten spielen und solle dann auch fleißig aufpassen, was und wie sie arbeiteten, das sey lustig und lehrreich obendrein.

Allein obgleich der Bube mit großem Jubel sich herumtummelte in den bis dahin verschlossenen Räumen, zu welchen er so oft vergebens neidisch hinübergeblickt, brachte er doch nur dürftige Kunde von dem Treiben der Handwerker. Um so schärfer beobachtete dagegen Marie. Zehnmal täglich bestieg sie das

Belvedere auf den Ruinen der Waschküche und wußte am Schluß der Woche genauesten Bescheid über Alles, was beim Nachbarn geschehen und nicht geschehen war.

Am ersten Tage griffen sie da drüben mit einem Eifer zu, als solle der ganze Bau bis zum Feierabend schon fertig stehen. Auch der Maurermeister war pflichtlich auf seinem Posten, ordnete und vertheilte die einzelnen Arbeiten und fluchte dabei so kräftig, daß man's über drei Häuser hören konnte. Also war Alles im schönsten Gange.

Am zweiten Tage hörte Marie den kommandirenden Maurermeister nur einmal fluchen und am dritten gar nicht mehr. Das schien ihr bedenklich. Zugleich beobachtete sie an eben dem dritten Tage einen eigenthümlichen Handwerksbrauch der Maurer und Tüncher, den sie auch bei andern Bauten schon wahrgenommen. Die Leute kamen nämlich Punkt fünf Uhr morgens mit großem Gepolter und stellten ihre Kübel quer vor die Hausthür, warfen auch ihre Hämmer und Kellen dröhnend auf die Schwelle, daß man's unfehlbar hören und sehen mußte, rührten mit gewaltigem Lärm ein wenig Kalk an und

verzogen sich dann ganz leise wieder, um erst nach Tisch zurückzukehren. Sie nannten das eine stille Frühmesse und meinten, man müsse das Werkzeug auch einmal für sich allein arbeiten lassen. Während der Zeit war nur ein einziger alter Zimmermann auf dem Hofe thätig. Mit sehenswerther Bedächtigkeit hob und senkte er sein Beil im langschleppenden Zeitmaße eines Trauermarsches, um etliche Spähne von einem Balken zu hauen. Desto lebhafter sah ihn dagegen Marie bald nachher mit Hobel und Schnitzmesser hanthieren; als sie aber den Gegenstand seiner Bauthätigkeit etwas näher in's Auge faßte, fand sie, daß er für ihren Bruder Georg, der plaudernd neben ihm stand, ein Gewehr und einen Säbel aus zwei alten Latten schnitzte.

„Wo bleibt denn heute der Maurermeister?" rief sie dem Alten über den Zaun hinüber. „Er ist gestern in Kahlbach vom Gerüst gefallen und hat ein Bein gebrochen," antwortete der Zimmermann mit großer Seelenruhe. „Ist es ein schlimmer Bruch?" fragte der Förster, welcher gleichfalls im Garten stand. „Ja. Es ist das schlimmste Bein, das man brechen kann, nämlich das Nasenbein." — „Und

wie kam denn das Unglück?" — „Darum kam's, weil der Meister schon am hellen Tage zu viel von dem Wein getrunken hatte, welchen ihm der Herr Humbert geschenkt." Der Förster sagte zu seiner Tochter: „Die goldene Regel vom vorgeschenkten Trinkgeld hat also doch auch ihre blecherne Ausnahme," und schlich in das Haus zurück.

Am vierten Tage hörte man wieder einmal ein tüchtiges Hämmern und Sägen und Hobeln; die Arbeit schien nun doch endlich im vollen Zuge. Allein die Herrlichkeit dauerte nur bis zum Nachmittag. Glock drei Uhr rief der Lehrjunge sein „Schab' ab!" und die Leute liefen aus allen Winkeln in den Hof und machten schleunigst Schicht. Nach wenigen Minuten zogen sie singend zum Thore hinaus. Nur der alte Zimmermann hieb noch eine halbe Stunde länger Spähne von seinem Balken. In Folge desselben Gesetzes der Trägheit, welches ihn so wunderbar langsam das Beil heben und senken ließ, schien er auch langsamer wieder zur Ruhe zu kommen als die Andern.

Das Beil auf der Schulter, ging er träumend, im lässigsten Bequemschritt am Försterhause vorbei.

Marie rief ihm aus dem Fenster zu, warum er denn heute so frühe schon Schicht mache? Der Zimmermann schob sich noch drei gemessene Schritte weiter, dann blieb er stehen, kehrte sich um und schwieg eine Weile. Hierauf sprach er: „Morgen ist ein halber katholischer Feiertag, und da Einer von uns Zwölfen katholisch ist, so feiern wir Andern mit, wegen der Parität, wie man's nennt, das heißt, damit Keiner wegen seiner Religion vor dem Andern etwas voraus hat. Es ist aber ein löblicher Brauch, daß man vor einem Feiertage drei Stunden früher Feierabend macht als gewöhnlich.“

So war es. Und am sechsten Tage schlichen die Handwerksleute erst nach Tisch auf den Bauplatz; denn nach einem halben Feiertage folgt billig auch ein halber Blauer-Montag.

Als der junge Humbert am Schluß der Woche zur Stadt kam, um seinen Bau zu besichtigen, war der Förster durch ein höchst dringendes Geschäft wiederum in das fernste Waldrevier gerufen. Er hatte sich's freilich genau so eingerichtet, daß das dringende Geschäft gerade auf diesen Tag erledigt werden mußte, und Marien hatte er mitgenommen,

daß sie unterwegs in Hammelsried bei der Pfarrerin zu Besuche blieb. Marie meinte zwar, dazu sey es auch in einem Monat noch Zeit; aber der Alte fand, daß es gerade heute Zeit sey, und sie mußte mit.

Als ehrlicher Nachbar aber hatte er die Magd mit dem kleinen Georg daheim gelassen, damit sie dem Bauherrn genau erzählten, daß der Maurermeister in Folge des vorgeschenkten Trinkgeldes die Nase gebrochen und also nicht viel Aufsicht habe üben können, und daß die Handwerksleute gearbeitet hätten, wie eine Stube voll Schulbuben, wenn der Schulmeister hinausgegangen ist.

Dem jungen Humbert stiegen die Haare zu Berg, da er dann mit eigenen Augen die Leistungen dieser ersten Woche prüfte. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Weil nämlich das ganze Haus leer stand, so hatte er ohne Bedenken den Maurern die Schlüssel gegeben, daß sie früh morgens sich selber öffneten und abends schlössen. Die Maurer aber fanden es bequemer, abends nicht zu schließen, weil sie dann morgens nicht zu öffnen brauchten. Und nun fand sich's, daß ein Haus, welches dem Eigenthümer ganz leer scheint, für das durchgebildetere Auge

eines Diebes doch noch voll stecken kann von stehlenswerthen Dingen. Die Diebe hatten die schöne Messingröhre vom Brunnen geschraubt, den Kupferbeschlag vom Küchenherde gelöst, die eisernen Thürchen aus sämmtlichen Oefen gehoben, ja sie hatten sogar den Hausschlüssel selbst mitgenommen, den die Maurer stecken gelassen. Sie waren sichtbar viel fleißiger gewesen in ihrer Nachtarbeit als die andern Arbeiter bei Tage.

Der unglückliche Hausherr hängte bis auf Weiteres ein großes Vorlegeschloß vor die Thüre und übergab den Schlüssel dem kleinen Georg. Er lasse, so fügte er hinzu, den Vater grüßen und freundnachbarlich bitten, daß er den Schlüssel jedesmal nachts in seinem Hause aufbewahren möge, damit die Handwerksleute genöthigt seyen, ihn morgens abzuholen und abends zurückzubringen.

Der Förster war bei der späten Heimkehr nicht wenig überrascht, als er den Hausschlüssel des Feindeshauses nun gar in seine Hände gelegt sah, und sagte dem Buben, er hätte den Schlüssel gar nicht annehmen sollen. Allein Marie meinte, das sey doch zu hart und setzte dem Vater recht beweglich aus-

einander, daß er mit diesem Hausschlüssel vielmehr feurige Kohlen auf das Haupt ihres Hausfeindes sammeln müsse. Der Förster brummte noch eine Weile fort: da könne der Herr Humbert an sich selber fühlen, wie nützlich gute Nachbarschaft für zwei so abgelegene Häuser sey; gestern habe man prozessirt, heute bitte man um Gefälligkeiten und so weiter. Plötzlich aber stand er auf und sprach, fast feierlich, zu der Tochter:

„Nun haben wir aber den Hausschlüssel einmal angenommen, also müssen wir ihn auch so treu bewahren, als schlösse er unser eigenes Haus. Ein Hausschlüssel ist kein gemeines Stück Eisen, er hat symbolische Kraft wie eine Petschaft oder ein Trauring. Man soll dergleichen Dinge nicht leichtsinnig übernehmen oder führen; denn sie verpflichten weit hinaus. Mit dem Schlüssel ist uns auch die Wacht über das ganze herrenlose Haus und die noch herrenloseren Arbeitsleute in's Gewissen geschoben. Uebrigens wäre mir's eine rechte Lust, den faulen Gesellen einmal das Dressirhalsband umzulegen mit den Stachelkorallen. Im Grunde haben sie mich in meinem eignen Hause schon eben so oft und

schwer mit ihren Hämmern geärgert als der verstorbene Rath mit seinem Hammerrecht. Gleich steht hier wieder Gleich, und die Gelehrten haben noch nicht ausgemacht, was ein Haus gründlicher schädigt, gewissenlose Bauleute oder ein Prozeß."

Zweites Kapitel.

Einen Tag besann sich der Förster noch; denn sein Zorn stand mit sich selbst in Widerstreit: über den Humbert ärgerte er sich, weil derselbe baute, und über die Handwerker, weil sie nicht bauten. Hätte er seinen Groll an Humbert auslassen wollen, so mußte er die faulen Arbeiter unterstützen; drückte er Diesen aber als pflichteifriger Mann den Daumen auf's Auge, so half er seinem Feinde bei dem verhaßten Hausbau. Am zweiten Tage aber war er entschlossen; er ging hinüber, seine schöne Rede über den Hausschlüssel wahr zu machen.

Die Bauleute zeigten ihm sehr freundlich, was sie gethan hatten und was alles noch zu thun sey und begleiteten ihn vom Keller bis auf den Speicher. Als sie aber ganz oben zu Ende gekommen waren, stellten sie sich wie in einen Halbkreis hinter den

Förster, und zwei Maurergesellen traten vor und sprachen:

„Lieber Herr, mit Gunst!
Sie haben getreten auf unsere Kunst,
Da Sie nun unser Werk betrachten,
So werden Sie auch ein kleines Trinkgeld nicht achten.“

Statt eines kleinen Trinkgeldes warf ihnen der Förster tausend Donnerwetter an die Köpfe: „Meinet ihr, ich sey aus Neugierde gekommen, um euere Stümperei zu sehen, die ihr eine Kunst nennt? Ich stehe hier als der Stellvertreter des Bauherrn und will schon acht geben, daß ihr nicht fernerhin unserm Herrgott die Tage abstehlt, wie ihr's vergangene Woche gethan!“ Und damit er sogleich ein praktisches Exempel gebe und sich als Kenner ausweise, rief er einen Maurer vor und zeigte ihm einen dunkeln Winkel zwischen den Ziegeln und dem Gebälk des Daches, sagte, da droben sey ein Loch und fragte, warum das Loch nicht vor allen Dingen vermörtelt worden sey? Denn es hatte über Sonntag gewaltig herein geregnet und das Wasser

war durch den Speicherboden zum Getäfel der Decke des ersten Stockes gedrungen, das Getäfel aber hatte wiederum ein Loch, und so war der Regen dort weiter an der frisch getünchten Wand herabgesickert und hatte die Wand verderbt, an welcher der Tüncher die ganze vorige Woche gemalt hatte.

Der Maurer steckte kaltblütig die Hände in die Hosentaschen und sagte, das Loch gehe ihn nichts an, es sey im Gebälk und nicht im Verputz und also möge es der Zimmermann stopfen. Der Zimmermann that einen langen Zug aus seiner Stummelpfeife, spuckte aus und sprach, das Loch kümmere ihn nicht, es sey im Blechverschlag der Dachkante und gehöre dem Spengler. Der Spengler bat den Tüncher um eine Prise, schnupfte, nieste und bemerkte sodann, wenn ja Einer das Loch stopfen müsse, so sey es der Dachdecker; denn es fehle an den Ziegeln. Der Dachdecker kletterte nach langem Besinnen an den Balken hinauf, tastete und klopfte an der schadhaften Stelle, wo es sehr dunkel war, bedächtig hin und her und rief dann aus seiner Finsterniß herab: „Das Loch schiert mich den Teufel, die Ziegel sind vollzählig und gesund, und wenn

das Loch ja irgendwo ist, so ist's zwischen den Ziegeln und dem Blech und den Balken in der Giebelwand, und der Maurer soll's nur ausstreichen." Nun schwur aber der Maurer wieder, das Loch sey dennoch im Gebälk, der Zimmermann, es sey dennoch im Blech, der Spengler, es sey dennoch in den Ziegeln, der Dachdecker, es sey dennoch in der Mauer und so fort, die Reihe herum.

Der Förster wußte zuletzt nicht mehr wo ihm der Kopf saß, geschweige daß er gewußt hätte, wo nun jenes Loch sitze. Weil er sich aber in diesem besonderen Falle nicht mehr zu helfen wußte, so machte er's wie kluge Staatsmänner: er ließ den Fall fallen und lenkte die Frage auf's Allgemeine. Er begehrte zu wissen, welcher Handwerker denn jetzt statt des Maurermeisters den Gang der Arbeiten anordne. Der Zimmermann antwortete mit Bedacht: „Es hat der Maurermeister seinen Altgesellen geschickt, und Herr Humbert hat ihm auch ein Trinkgeld vorgeschenkt, daß er uns Allen die Arbeit zuweise. Allein das gilt nicht! Den Maurermeister ließen wir uns gefallen; denn er ist ohnedies ein halber Baumeister. Wir Zimmerleute, Schreiner,

Schlosser, Tüncher, Dachdecker und Spengler können es aber doch nicht dulden, daß uns der Geselle einer fremden Zunft als Oberhaupt gesetzt werde; darum warfen wir ihn gestern zum Thore hinaus, worüber es zu einem kleinen Streit kam, der den ganzen Nachmittag dauerte, und während dieser Zeit hätte viel Nützliches gearbeitet werden können."

„Ihr Schwernöther!" rief der Förster, „bei euch geht's ja zu wie im deutschen Reiche!" und wies ihnen nach, wie sie einig und im Einverständniß arbeiten müßten, sonst werde der Bau niemals fertig. Weil er aber im Augenblicke selbst nicht wußte, wie dieses Einverständniß herzustellen sey, so wandte er sich vom Allgemeinen wieder zurück zum Besondern und sprach: „Lassen wir's denn in Gottesnamen noch eine Weile auf den Speicher regnen, bis ermittelt ist, wer das Loch da droben zu stopfen hat. Aber das andere Loch in der Täfelung der Zimmerdecke soll der Schreiner auf der Stelle flicken, damit der Regen wenigstens auf dem Speicher bleibt."

Der Schreiner schüttelte den Kopf: „Das Getäfel ist vor alter Zeit vom Zimmermann gemacht worden;

man sieht's an der groben Arbeit. Also soll's der Zimmermann auch repariren."

Der Zimmermann sprach: „Herr Förster, hören Sie ein Wort!" und nahm die Pfeife aus dem Mund, als wolle er was recht bedeutendes sagen. Es war aber nur, um sie auszuklopfen und frisch zu stopfen. Nachdem dies geschehen, fuhr er fort: „Der Kitt des Tünchers ist kein Gift. Der Tüncher muß ohnedies das Getäfel neu mit Oelfarbe streichen, also kann er auch das Loch auskitten. Ich sage, sein Oelkitt ist kein Gift und er hält das Wasser am allerbesten ab."

Der Tüncher dagegen meinte, wenn er alle Löcher im Hause verkitten solle, dann brauche er den Kitt zentnerweise, und wälzte die Sache auf den Schreiner zurück.

So führten die Handwerksleute den Förster abermals im Kreise herum und da er, von dem zweiten besonderen Falle abspringend, auch seinerseits wieder auf die allgemeine Frage zurückkam, wer denn hier eigentlich Koch und Kellner sey, so drehte er sich gar in zwei concentrischen Ringen.

Zum Glück war Marie während der letzten Ver-

handlungen im Hintergrund erschienen und bat jetzt den Vater, er möge ihr die Aufgabe überlassen, in drei Stunden solle kein Tropfen mehr durch Dach und Decke regnen.

Nachdem dann der Alte sich scheltend entfernt, nahm sie zuerst den Zimmermann bei Seite. Er war, wie sie wohl wußte, in jüngeren Jahren Schiffszimmermann in Diensten der Republik Venedig gewesen, hatte lange Zeit das Mittelmeer befahren, auch in Asien und Afrika gearbeitet, um zuletzt gerade so arm und viel lüderlicher wieder zurückzukommen, als er ausgezogen war. Zu seinem angestammten deutschen Phlegma hatte er überdies noch eine reiche Zugabe orientalischer Faulheit mitgebracht. Natürlich erzählte er nun sehr gerne von seinen Abenteuern unter Türken und Heiden, wenn Jemand Geduld hatte, den furchtbar langsamen Vortrag anzuhören.

Marie brachte den alten Venediger, wie man ihn nannte, auf seine Seefahrten, und er mußte ihr von Stürmen und Schiffbrüchen erzählen, und wie eine Kugel der Korsaren in die Flanken des Schiffes geschlagen und auch sonst ein Leck entstanden

sey, und wie da die Zimmerleute sich hätten tummeln müssen, das Loch zu stopfen. Als sie ihn aber so weit hatte', nahm sie den Alten lächelnd bei der Hand und führte ihn vor das Loch im Getäfel und bat gar freundlich, jetzt möge er ihr auch einmal zeigen, wie er's damals gemacht und möge gleich den Leck verschlagen, als stehe beim Verlust einer Minute Mann und Maus auf dem Spiel. Der Venediger lachte über die listige Hexe, fluchte über alle Weiber, griff zum Werkzeug und hatte in einer Viertelstunde schon den Schaden geheilt.

Dann ging das Mädchen zum Maurergesellen. Seine Lebensabenteuer waren einfacher gewesen, rein vaterländischer Art, und das bemerkenswertheste Ergebniß derselben waren zwei uneheliche Buben, die hungrig und zerlumpt in der Stadt herumliefen. Marie begehrte hier keine Erzählung, sondern knüpfte gleich an die vollendete Thatsache und sagte dem Maurer, sie habe ein abgelegtes Kamisol und ein Paar Strümpfe ihres Bruders, auch allerlei alte Lappen, womit er seinen Buben in der Feierstunde die Hosen flicken könne, aber vorerst müsse er hier geschwind das Dach flicken, sonst werde nichts

gereicht. Der Maurer seufzte tief, kratzte sich hinter den Ohren, dankte mit einem „Vergelt's Gott!" im Voraus und stieg dann in stiller Entsagung auf's Dach.

Nachdem so der besondere Fall erledigt war, ging nun Marie zum Allgemeinen über. Sie entwarf mit Beihülfe des alten Venedigers einen Plan, in welcher Reihenfolge fortan die vielen selbständigen Handwerker bei den hundert kleinen Verbesserungen ineinander greifen sollten und studirte förmlich die Natur und Quelle der Nachlässigkeit und Faulheit jedes Einzelnen, daß sie einen Jeglichen an seiner schwachen Seite packen und mit milder Gewalt zu seiner verfluchten Schuldigkeit führen könne. Das letzte Geschäft war nicht leicht, und die Werkmeisterin hätte es für sich allein unmöglich zu Rande gebracht; aber sie setzte bald ihren Bruder, bald die Hausmagd, bald den Forstgehülfen oder gar den Vater selbst in Bewegung, daß sie ihr nachsehen halfen und zwischen den Werkstätten der säumigen Handwerksmeister und dem Bauplatze einen Mahnbotendienst übten.

Der Förster wußte nicht, wie er sich vorkam.

Die Faullenzerei der Arbeiter und die Betriebsamkeit der Tochter jagte ihn in's Feuer für seines Feindes Haus; für einen eigenen Hausbau wäre er gewiß nicht halb so heftig hineingegangen. Allein er wollte ja nur den Handwerkern zeigen, daß er sie zwingen könne; das war nun Ehrensache. Gar oft schon hat ein gemeinsamer dritter Gegner zwei alte Feinde unvermerkt verbrüdert. Daran dachte jedoch der Förster gar nicht: sobald er den anvertrauten Hausschlüssel einmal zurückgegeben, sollte auch wieder der tiefste Graben ohne Brücke die beiden Nachbarhäuser trennen. Den Besuchen des jungen Humbert konnte er nicht jedesmal ausweichen; desto sicherer aber wich er dann jedem Gespräche aus, das nicht auf den Hausbau zielte. Der Nachbar war für ihn nur als umbauender Hausbesitzer auf der Welt, und er sorgte als ein ungehobelter Jägersmann dafür, dies allezeit recht deutlich zu zeigen.

Inzwischen kam die Erntezeit, und man hätte denken sollen, der junge Gutsbesitzer stecke jetzt so tief in der Feldarbeit, daß er wohl auf Wochen nicht nach dem Hausbau sehen könne. Allein seine Besuche wurden vielmehr immer häufiger; es schien

fast, das alte Haus sey das bedeutendste Grundstück, welches er zu bewirthschaften habe. Kam er aber so oft zur Baustätte, dann konnte er ja wohl auch die Handwerksleute selber beaufsichtigen und Marie ward ihres Dienstes quitt. Oder er fand bei so häufiger Einkehr in der Stadt wenigstens einen andern Bauführer von Profession statt des Maurermeisters und des Altgesellen. Allein Humbert schien eben die Försterstochter für die beste Bauführerin von der Welt zu halten und ließ ihr völlig freie Hand. Der Bau gedieh ja prächtig, und während anfangs alle Arbeiten zweimal verkehrt gemacht wurden und erst beim drittenmale geriethen, wurden sie jetzt immer nur zum erstenmale verdorben und geriethen, wenn sie Marie dann wieder herunterschlagen ließ, schon beim zweitenmale ganz gut.

Nun war es aber seltsam, daß die Anwesenheit des Bauherrn der schönen Werkführerin jetzt ebenso große Verlegenheit bereitete, wie anfangs die Abwesenheit desselben. Sie war in das Bauwesen hineingekommen und wußte selbst nicht wie; zuerst aus reiner Neugierde, dann getrieben vom lustigen Aerger über die faulen Handwerker, dann aus Freude, daß

sie's dem Vater so ergötzlich abgewann, die Trägen zur Arbeit zu führen, und dann freute sie sich wieder, daß sich der Bauherr freute über ihre stille waltende Förderung des Werkes. Trotzdem ward sie allemal roth, wenn Dieser sie beim Bau überraschte, und hatte doch ein so gutes Gewissen. Um sich das Erröthen zu ersparen, stellte sie darum den kleinen Georg als Schildwacht auf den Thurm im Garten; er konnte von dort den Weg übersehen, welchen Humbert zur Stadt herüber reiten mußte, und kam dieser dann in's Haus, so war Marie längst verschwunden, und es schien, als ob die Hand eines wohlgesinnten Heinzelmännchens wie im Mährchen inzwischen den Bau geleitet habe. Der junge Humbert begriff lange nicht, warum er Marien niemals im Hause traf, indeß er doch so oft wahrnahm, daß sie eben erst dagewesen, bis er eines Tages zu Fuße von hintenher durch den Garten kam, da konnte sie ihm nicht mehr entwischen. Seitdem wählte er stets diesen versteckten Fußweg, und so sahen sich die Beiden wohl alle paar Tage. Marie erzählte dann vom Bau, Humbert prüfte nach ihrem Bericht die Arbeiten und half kräftig nach und

erzählte seinerseits, was er alles noch aus dem alten Hause zu machen beabsichtige. So kamen sie oft recht tief in's Erzählen. Humbert erzählte aus seinen Jugendjahren, oder von den seltsamen Lebensschicksalen seines Vaters, oder von Familiengeschichten, die sich an das alte Haus knüpften; ähnlich erzählte Marie Erlebtes und Ueberliefertes dagegen. Sie hatten sich auch so viel zu erzählen; denn sie waren ja trotz der Nachbarschaft immer meilenweit fern von einander gehalten worden. Allezeit aber blieb ihr Gespräch bei diesem rein historischen Ton. Es ging in ihrem Verkehre zu wie in einer ächten Novelle: es ward immer nur schlechtweg erzählt, sie wühlten nicht in Gefühlen, grübelten und predigten nicht. Wenn aber ein Jedes nachgehends wieder für sich allein war, so dünkte es ihm, sie hätten doch allerlei wundersame Empfindungen miteinander ausgetauscht, obgleich sie sich eben nur Geschehenes treu und einfach erzählt hatten. Und gerade so wie bei dieser wirklichen Geschichte steht es um die Gefühlspoesie der erdichteten Geschichte: die Poesie des Herzens wirkt am reizendsten da, wo sie in der Thatsache ausgesprochen, im Worte aber verschwiegen ist.

Kam dann Abends der Vater nach Hause, so erzählte ihm die Tochter wieder, was sie und der junge Humbert sich gegenseitig erzählt hatten. Nur verfuhr sie dabei etwas einseitig. Sie berichtete nämlich getreu, was man irgend über das Haus und den Bau gesprochen und erzählte auch alle die alten Geschichten, die sich auf das Haus bezogen. Was man aber von sonstigen Erlebnissen und Schicksalen erzählt hatte, das behielt sie im Sinn. Sie wußte ja, daß Humbert nur als umbauender Hausherr für ihren Vater auf der Welt war.

Ihr selbst aber gefiel Humbert in dieser Eigenschaft so gut und sie gefiel sich so ganz als Werkführerin, daß sie wünschte, es möge in Ewigkeit fort umgebaut werden an dem alten Hause. Und im Grunde dachte sie auch kaum daran, daß der Bau jemals ein Ende nehmen und was dann weiter kommen werde.

Drittes Kapitel.

So war der Sommer vergangen und die Innenräume des Hauses waren leidlich in ihre verbesserte Gestalt gebracht. Man begann eben Hofthor und Hausthüre zu erneuen und den Hof neu zu nivelliren und zu pflastern, auch rammte der Tüncher schon seine Gerüstbalken in den Boden zum Abputz der Außenwände.

Da blieben eines Morgens alle Handwerker aus; nur ein Tagelöhner kam herbeigeschlichen und räumte bedächtig etwas Schutt vom Hofe. Marie eilte sogleich herüber, um ihn nach den andern Arbeitern zu fragen. „Sie werden zunächst nicht wiederkommen," erwiderte dieser ganz gelassen. „Und warum nicht?" — „Weil sie die Arbeit hier nicht mehr freut." — „Und warum freut sie die Arbeit nicht mehr?" Auf diese öfters wiederholte Frage kam dann

immer wieder die Antwort: „Ja, weil sie's eben nicht freut."

Mit einem großen Aufwande von Geduld brachte Marie endlich heraus, daß den Handwerkern hier nachgerade der Arbeit zu viel geworden sey, des Bieres aber zu wenig und des Branntweins viel zu wenig, und daß sie darum einmüthig beschlossen hätten, dieses undankbare Werk eine Weile liegen zu lassen; vielleicht werde es durch's Liegen besser, wie die Winterbirnen.

Es mußte fast nothwendig so kommen. Gleichwie der Esel, wenn man ihn durch einen Sturm von Prügeln und Schmeicheleien überrascht, plötzlich, sich selbst vergessend, im Galopp einherspringt wie das frischeste Pferd, dann aber nicht minder plötzlich erkennt, daß er ja seiner Natur untreu geworden ist und nun stehen bleibt wie ein Klotz, und trotz Sporn und Zügel und Prügel seinen Platz behauptet und wieder ein ganzer Esel wird, so waren auch die Arbeiter durch das unvermuthete Zusammenwirken des Försters, des Mädchens und des Hausherrn wie im Rausche aus sich selbst herausgetrieben worden. Auf dem Höhepunkte des Rausches aber

kam der Umschlag; sie wurden nüchtern, erkannten, daß sie von ihrer wahren Natur abgefallen waren und kehrten nun mit desto größerem Trotze zu sich selbst zurück.

Da war guter Rath theuer. Vergebens ging der Förster in die Werkstätten der Meister und bat und schalt, damit sie ihren Gesellen die Köpfe zurecht setzten. Die Meister zuckten die Achseln, baten um ein paar Tage Nachsicht oder hielten wohl gar den Gesellen geradezu die Stange. Sie waren durch so manches scharfe Wort, das man ihnen vom Bauplatze heimgebracht, selber mit beleidigt, und es geschah bei dem entarteten Handwerk der verkommenen kleinen Städte damals überhaupt nicht selten, daß der Meister dem Gesellen alle Zuchtlosigkeit nachsah, um ihn hinterdrein desto gründlicher für seinen Eigennutz auspressen zu können.

Der Förster und seine Tochter beschlossen, den nächsten Tag abzuwarten, wo Humbert vermuthlich wieder zur Stadt kam. Allein auch er blieb aus. Statt seiner erschienen gegen Abend ganz andere Gäste. Soldaten von der Reichsarmee rückten in die Stadt und nahmen auf mehrere Tage Quartier,

während französisches Kriegsvolk, das mit dem Reichsheere vereinigt gegen den Preußenkönig zog, auf den umliegenden Dörfern sich einlagerte.

Im Hause des Försters war man eben vollauf beschäftigt, für sechs Mann zu kochen, und Strohsäcke auf die Nacht herzurichten, als sich ein Höllenlärm vor dem Nachbarhause vernehmen ließ. Der Förster öffnete das Fenster und sah da drüben zwölf Mann, welche Einlaß begehrten, und da das Thor verschlossen war und Niemand öffnete, so schlugen sie mit den Kolben dawider unter entsetzlichem Brüllen und Fluchen. Es war keine Zeit zu verlieren; in einer halben Stunde würde die erzürnte Rotte das Haus mit all seiner neuen Herrlichkeit ohne Zweifel gründlich verwüstet haben. Eingedenk der Pflicht, die ihm der Hausschlüssel auflegte, eilte darum der Förster hinüber und versicherte den Anstürmenden, das Haus sey unbewohnt, noch gar nicht ausgebaut und von allem Hausrath entblöst. Die Soldaten aber zeigten ihre Quartierzettel, sagten, sie wüßten schon in's Haus zu kommen und wenn sie erst einmal darin seyen, dann werde sich auch schon Jemand finden, der für sie sorge, oder sie schlügen Alles kurz und klein.

Während der Förster aber noch vergebliche Verhandlungen mit dem tobenden Volke pflog, hatte Marie bereits einen Boten auf Humbert's Hof geschickt, daß der Hausherr rasch Betten und Lebensmittel hereinfahren lasse und selber mitkomme. Dann war sie durch eine Lücke des Gartenzaunes in's Nachbarhaus geschlüpft und öffnete eben das Thor von innen, als ihr Vater außen seine letzten Gründe erschöpfte, lief aber so rasch wieder zurück, daß Keiner der Eindringenden ahnte, welch schöne Pförtnerin den Schlüssel gedreht.

Indeß die Soldaten aber alle Winkel des Hauses durchsuchten nach dem Hausherrn, der doch eben erst geöffnet hatte und nun wieder nirgends zu finden war, kam Marie auch schon von außen an's Thor zu dem Vater und beschwor ihn, die Mannschaft solange leihweise zu verpflegen, bis Herr Humbert das Nöthige senden und heimzahlen werde.

Sie predigte tauben Ohren. Der Alte glaubte seinem Hausmeisteramte vollauf genügt zu haben, indem er die Soldaten vor dem Thore zurückgehalten und dafür hinreichende Grobheiten eingesteckt hatte. Marie ward dringender: „die Soldaten werden das

Haus verwüsten, sie werden es in Brand stecken und dann wird die Flamme auch unser Haus ergreifen!" — „Es hat keine Gefahr," erwiderte der Alte gelassen. „Uns trennt der breite Hofraum und dann auch noch das Hammerrecht. Sieh, dafür ist das Hammerrecht gut. Auf eigenem Grund und Boden mußten wir dem Nachbarn mit unserm Bau noch drei Schritt vom Leibe bleiben: die Flamme reicht nicht zu uns herüber!"

„So ist denn all unsere List und Mühe während des ganzen Sommers umsonst gewesen," rief Marie verzweifelnd. „Was wir bauen halfen, das werden die Soldaten zusammenschlagen, und sind diese abmarschirt, dann kommen die Handwerksleute wieder und fangen wieder von vorne an und triumphiren über uns, daß sie nun doch nicht zur vorgesteckten Zeit fertig geworden sind." Und während sie noch so sprach, hörte man schon oben ein paar Fensterscheiben klirren, und unten hoben zwei Mann eine Thüre aus und schlugen sie in Stücke, denn das trockene Tannenholz, von Oelfarbe frisch getränkt, sey vortrefflich, um ein Feuer in der kalten Küche anzumachen.

Der Förster stutzte. Sollte er wirklich Geld oder

Geldeswerth, wenn auch nur leihweise, hergeben, um seines Hausfeindes Haus erhalten zu helfen? Zwar hatte er jetzt schon monatelang Zeit und Arbeitskraft in reichem Maße gespendet und nicht bloß leihweise. Aber solche Dinge, die nicht mit Händen gegriffen werden können, achtet man für nichts; dagegen Essen und Trinken für zwölf Mann, die ohne Zweifel essen können wie die Drescher und saufen wie die Kosacken, das sind reelle Gegenstände, worüber man sich besinnt. Hatte Marie in ähnlicher Erwägung doch auch dem Vater strenge verheimlicht, daß sie dem Maurer zum Sporn seines Fleißes die alten Strümpfe und Lumpen geschenkt habe. Der Alte würde bitterböse darüber geworden seyn. Denn Zeit und Kraft herschenken, das ist nichts; aber zerrissene Strümpfe und eine Handvoll Flicklappen sind doch immer ein wirkliches Geschenk.

Er besann sich lange. Der Gedanke jedoch, daß die Handwerksleute umsonst gearbeitet und umsonst gefaullenzt hätten und wieder von vorne anfangen müßten und nun erst recht gegen ihn das Feld behaupteten, siegte zuletzt. Er versprach, den Soldaten Brod und Branntwein zu liefern, bis der Haus-

herr herbeigerufen sey, und half ihnen selbst, Bretter zu Pritschen herzurichten und mit Stroh zu bedecken als vorläufige Lagerstatt. Der Feldwebel versicherte dagegen, daß die Mannschaft das Haus nicht weiter schädigen werde.

Der von Marien ausgesandte Bote kam aber mit schlimmer Kunde zurück. Auf Humbert's Gute lagen Franzosen und hausten gar übel. Der Gutsherr war schon Tags vorher nach der Stadt geritten und unterwegs einem Trupp französischer Reiter in die Hände gefallen, die ihn gewaltsam mitnahmen, daß er ihnen als Wegweiser diente. Auf dem Gute waren daher die Dienstleute nicht minder rathlos als der Nachbar in der Stadt.

Marien fuhr ein Todesschreck durch die Glieder. Solche erpreßte Wegweiserdienste endeten oft mit Beraubung und Mißhandlung, ja mit dem Morde des Führers. Schon Mancher war nicht wiedergekommen. Erfüllt von traurigen Bildern setzte sich das Mädchen an dem Gartenzaun auf derselben Stelle nieder, wo ihr der Bote die Nachricht gebracht; sie konnte nicht mehr stehen und auch nicht weitergehen, so zitterten ihre Kniee.

Sie blickte auf das alte Nachbarhaus, und es stand wie ein leibhaftes Mährchen vor ihren Sinnen. Seit den Kindertagen hatte sie diese selben Mauern und Fenster ja täglich vor Augen gehabt, und doch däuchten sie ihr jetzt ganz anders, so traumhaft schön, von dichterischem Schimmer verklärt. Von Innen freilich war das Haus inzwischen umgebaut worden, von Außen merkte man's wenig: hatte bei ihr selbst nicht auch inzwischen so ein innerer Umbau stattgefunden, den man von Außen nicht merkte?

Sie hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß das Bauen einmal ein Ende nehme und die Besuche des Bauherrn dazu. Jetzt schwiegen die Hämmer und Hobel der Werkleute, und der Bauherr war verschwunden. Gestern und Heute lagen wie durch Jahre von einander getrennt, und das Haus lag ihr so verschwimmend fern. Sie hatte sich im Getümmel der Arbeit niemals Zeit genommen, den Bau auch einmal von diesseit des Zaunes zu übersehen; sie meinte zuletzt fast, das Haus gehöre ihr; jetzt stand sie wieder im elterlichen Garten und entsann sich, daß das Haus ja in eines fremden Mannes Händen sey.

Wie im Spiel hatte sie an dem Hausbau theilgenommen, sie war dann Werkführerin geworden, und die Sache ward ernsthafter: sie kam mit dem Herzen an die Arbeit. O hätte sie jetzt zum Spiele zurückkehren können! Sie glaubte aber ganz bestimmt zu wissen, daß Humbert bei dem Hausbau gleichfalls vom Spiel zum Ernste fortgeschritten und mit dem Herzen an die Arbeit gekommen sey. Er hatte das nicht gesagt, aber sie hatte es gesehen und empfunden. Und das dunkele Gefühl spricht manchmal klarer als das klare Wort.

Zwischen alle diese Gedanken drängte sich dann aber immer wieder die quälende Frage, was wohl aus Humbert geworden sey. „Fahren fremde Leute nach Amerika, so denken wir, sie werden schon glücklich über's Meer kommen; geht aber Jemand, den wir lieb haben, nur zwei Meilen über Feld, so fürchten wir gleich, es möge ihm Schlimmes begegnen, als ob es das Unglück immer nur auf die Leute packen müsse, die wir lieb haben!" Mit diesen stumm in sich hinein gedachten Worten redete sich Marie die Furcht aus, gestand sich's aber auch zugleich zum erstenmale, daß sie den jungen Humbert lieb habe.

Ein Männerschritt weckte sie aus ihren Gedanken. Es war der Feldwebel von den Reichssoldaten, die im Nachbarhause lagen. Als sie erschrocken aufblickte, fragte er, warum sie weine? und jetzt erst merkte sie selbst, daß ihr die Thränen auf den Wangen standen.

Marie erwiderte, sie sey so betrübt wegen des Hauses da drüben. Sie habe es bauen helfen und jetzt stocke der Bau, die Werkleute hätten ein Complott gemacht und seyen davongelaufen, der Krieg werde im Herbst verwüsten, was im Sommer mühesam aufgestellt, und der Bauherr sey verloren gegangen.

Da der Soldat nun näher wissen wollte, wie sie, ein so feines Frauenzimmer, denn habe bauen helfen, so erzählte sie ihm die Geschichte von den faulen Arbeitern und wie sie Werkführerin geworden sey und den Bau nach Kräften gefördert habe, bis auf einmal die Handwerker sich verschworen und die Arbeit eingestellt hätten.

Den Feldwebel ergötzte die Geschichte. Er war aber eigentlich ein verkommener und durchgegangener Schauspieler, der sich hatte anwerben lassen und

nebst einem halben Musketier das gesammte Contingent bildete, welches ein reichsunmittelbares Nonnenkloster im schwäbischen Kreise zur Reichsarmee gestellt. Als Künstler und als Soldat eines Nonnenklosters hielt sich der Feldwebel nun zwiefach verpflichtet zu ritterlichem Frauendienste, darum tröstete er Marien, bat sie um die Namen der Werkleute und sagte, sie möge nur ein paar Stunden warten, er wolle die desertirten Kerls schon wieder auf ihren Posten führen. Hierauf ging er zu seiner Mannschaft und erzählte, sie hätten darum so schlechtes Quartier in diesem Hause, weil die Arbeiter, welche es einzurichten gehabt, im Complott davongelaufen seyen. Die müßten jetzt zur Strafarbeit herbeigeschafft werden. Und dazu gebe es einen Hauptspaß: die schöne Försterstochter da drüben sey die Werkführerin, gegen welche die Handwerker sich empört hätten. Als Reichsexecution wollten sie die Rebellen jetzt wieder zum Gehorsam bringen und sich dann königlich daran ergötzen, wie die faulen Mannsleute unter des fleißigen Mädchens Commando mit ingrimmigem Fleiße wieder zum Werkzeug griffen.

Unter jubelndem Beifall zog dann der Feldwebel mit seinen Leuten in die Stadt und kehrte bald mit den Gesellen und Tagelöhnern zurück, den alten Venediger an der Spitze, der größere Schritte machte, als man's je in seinem Leben gesehen. Hierauf ging der Feldwebel zu Marien und versicherte ihr heilig, es werde ihr kein Leids geschehen, sie möge nur gleich wieder auf den Bauplatz kommen und die Arbeiter anweisen. Marie traute des Soldaten gutem Gesichte und folgte. Und nun ging ein Arbeitsgetümmel im Hause los, wie es nie gehört worden war; denn hinter jedem Arbeiter stand ein Soldat und drohte mit furchtbaren Scheltworten und mit Stock oder Degen, sowie der Fleiß einen Augenblick nachließ. Weil aber der Fleiß ebensogut ansteckt wie die Faulheit, und weil es so gar anmuthig schien, unter der Führung eines so schönen Mädchens recht fleißig zu seyn, so griff nach einer Weile der Feldwebel selber zum Grabscheit und half beim Nivelliren des Hofes, und die Andern thaten's ihm nach, je nachdem sie von diesem oder jenem Handwerk etwas verstanden, und zuletzt arbeiteten alle Soldaten mit den Werkleuten um die Wette.

Marie hatte anfangs schweren Herzens das Nachbarhaus betreten und bleich und zitternd ihre Weisungen ertheilt. Als aber die Arbeit so lustig im Gange war, da ward es ihr auch wieder wohler zu Muthe. Es war ihr, als müsse nun auch der Hausherr wiederkommen und das Bauen gehe nun wieder in Ewigkeit so fort und die breite Kluft sey wieder überbrückt, die vorhin noch die beiden Nachbarhäuser für immer zu trennen schien. Und als nun gar die Reichsarmee unter Lachen und Scherzen mitzuarbeiten begann, da ward das Mädchen wieder so still vergnügt, daß sie leise vor sich hin sang, wie sie auch sonst bei dem Hausbau gepflegt, und da der Feldwebel die leise süße Stimme hörte, stimmte er in der Terz mit ein, und die andern Soldaten machten's ihm nach und zuletzt sang die ganze Gesellschaft und sogar der alte Venediger brummte hinten nach wie der Pedalbaß einer verstimmten Orgel, und die Hämmer, Aexte und Schaufeln bewegten sich im Takte doppelt so geschwind. Der Förster kam nun auch herbei, und nachdem er mit innigem Vergnügen den Sinn des seltsamen Schauspieles sich enträthselt — denn die Leute hatten gar

nicht Zeit, ihm ordentlich Red' und Antwort zu stehen — ließ er reichliche Erfrischungen herüber bringen für die bewaffnete sowohl wie für die unbewaffnete Mannschaft, und dachte gar nicht mehr daran, daß er nun doch wieder Geldeswerth hergebe für seines Hausfeindes Haus. Man hätte ihn malen mögen, wie er leuchtend dastand und sich die Hände rieb, daß er nun doch noch solchen Triumph feiere über die widerborstigen Handwerksleute.

Es fehlte nur noch Einer auf dem Bauplatze, und auch der kam gerade im rechten Augenblick, als Mariens Stimme eben wieder leiser und schwermüthiger zu klingen begann.

Der junge Humbert hatte sich kaum wieder losgemacht von den Franzosen, so erzählte ihm ein Bauer, sein Haus in der Stadt sey durch die Reichssoldaten von Grund aus zerstört worden. Er eilte darum schleunigst hierher und wußte nicht, ob er träume oder wache, wie er die Soldaten nicht als Verwüster, sondern als Bauleute im Hause erblickte. Er wäre der schönen Werkführerin gerne gleich an den Hals geflogen; denn er ahnte den Zusammenhang; aber die Gegenwart des Försters hielt ihn

zurück. So trat er denn wieder bloß als umbauender Hausherr in den Kreis und mußte mit kalten Mienen bei klopfendem Herzen sich berichten lassen, was alles geschehen war. Er hätte gern den Alten und Marien bei Seite genommen zu einem andern Wort. Allein es war ein solches Arbeitswüthen unter alle Leute gekommen, daß sich gar kein Augenblick zu einem gesammelten Worte fand, und wenn er nicht als der einzige Faullenzer unter so viel Fleißigen stehen wollte, so mußte er, jetzt fast ebenso gezwungen und ingrimmig wie der alte Venediger, schlechtweg beim Hausbau zugreifen.

Nach zwei Tagen war das Werk vollendet, Haus und Hof standen fertig bis auf die innere Einrichtung, und zwar vierzehn Tage früher als man's im günstigsten Falle hätte hoffen können. Auch die Reichstruppen marschirten ab, und so war es wieder ganz stille geworden.

Da bat Humbert den Förster, er möge nun mit seiner Tochter noch einmal herüberkommen und sich das ganze Haus anschauen, zu dessen Umbau sie so fleißig mitgeholfen. Sie kamen, und der Hausherr führte sie zu beiderseitigem Behagen durch alle die

Räume, welche bis dahin so wüst ausgesehen und jetzt so reinlich, bequem und einladend vor ihnen lagen. Als sie nun das Ganze gründlich geprüft hatten und in den Hof zurückgelangt waren, zeigte Humbert dem Förster die ausgebrochene Steintafel mit dem Bauernreim, welche neu abgeglättet in der Ecke stand und sagte, die Tafel solle wieder an ihren alten Ort kommen, er habe die Wahrheit des Reimes inzwischen zu tief erprobt. Der Alte billigte dies. „Allein," fuhr Humbert fort, „die Tafel genügt doch nicht mehr ganz, es muß noch eine zweite zur Ergänzung beigefügt werden." Als nun der Förster wissen wollte, was denn auf diese andere Tafel geschrieben werde, stotterte Humbert einige unverständliche Worte und schwieg verlegen, nahm sich jedoch wieder zusammen und sprach lächelnd: „Jetzt bringe ich's nicht recht heraus; ich muß einen Umweg nehmen, aber ich hoffe, er führt uns schon auf die Tafel zurück."

Dann sagte er, der Herr Nachbar habe ihm bei dem Bau schon zu so Vielem verholfen, aber es fehle ihm zu dem fertigen Hause noch Eines, nämlich eine Frau, und dazu könne ihm nun eben

gar kein anderer Mensch verhelfen als wiederum der Herr Nachbar.

Der Förster zog mit feierlicher Miene den Hausschlüssel, welchen er immer noch bei sich verwahrte, aus der Tasche und sprach: „Den Schlüssel habe ich seiner Zeit übernommen und alle Pflichten eines Hausmeisters, wie sie der Hausschlüssel auferlegt, getreu erfüllt. Ich kann Ihnen diesen Schlüssel, wie mir scheint, mit Ehren jetzt wieder zurückgeben. Dem Hausherrn eine Frau zu freien, das gehört nicht mehr zur Hausmeisterei. Und merken Sie sich überhaupt, junger Herr, die alte Regel: Vieh kaufen, Mägde dingen und eine Frau freien soll man niemals für einen Andern. Es bringt doch beiden Theilen nur Verdruß und Reue."

Vergebens verwahrte sich Humbert dagegen, daß ihm der Förster eine Frau freien solle; der Alte wiederholte und erläuterte seinen Spruch und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Da warf der verzweifelnde Humbert endlich den Ruf hinein: „Auch möchte ich wegen des Hammerrechtes noch mit Ihnen reden!"

Das „Hammerrecht" wirkte; der Förster schwieg

und horchte auf. Der Andere sprach: „Das Hammerrecht ist ablösbar, wenn beide Theile es wünschen.“ — „Ich wünsche es schon seit zwanzig Jahren!“ rief der Förster dazwischen. — „Und ich wünsche es nunmehr auch,“ fuhr Humbert fort. „Allein es wird schwer seyn, unsere gegenseitige Rechnung einschließlich des Hammerrechtes auszugleichen, da ich in einer so ganz unberechenbaren Weise Ihnen verschuldet bin —“

„Das Hammerrecht berechnet sich sehr leicht,“ unterbrach ihn der Förster. „Man nimmt die Länge der Hammerrechtslinie, denkt sie als auf anderthalb Fuß Breite mit normalmäßigen Ziegelsteinen belegt und berechnet dann den Werth dieser Ziegelsteine, so findet man laut der Bauordnung den Ablösungswerth des Hammerrechtes.“

„Ich will nichts wissen von Ihrem Rechenexempel,“ rief Humbert, „ich wollte ja nur sagen, daß ich Ihnen so verschuldet bin, daß von Gegenrechnungen mit oder ohne Ziegelsteinen gar nicht die Rede seyn kann. Ich vermag meine Schulden an Sie überhaupt nur abzutragen, indem ich eine neue unendlich größere Schuld bei Ihnen aufnehme. Ver-

stehen Sie mich denn gar nicht? — Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter!"

Der Förster machte große Augen. Das ging über den umbauenden Hausherrn und die Pflichten des Hausschlüssels hinaus. Doch sagte er nicht stracks Nein, sondern erbat sich Bedenkzeit.

Sey es nun, daß er während dieser Frist erkannte, wenn man den Aerger über einen verlorenen Hammerrechtsprozeß zwanzig Jahre lang nachgetragen, so sey das gerade lange genug, oder daß ihm Marie ebenso unwiderstehlich zusetzte, wie vorher den Werkleuten, oder daß ihn die gemeinsame Fehde gegen den dritten Feind im Stillen doch schon tiefer umgestimmt hatte, als er es selber geahnt, genug er sprach sein Ja und Amen.

Wie aber die Liebe als Werkführerin den Umbau des alten Hauses geleitet, so wirkte sie auch fort in dem neuen Hause, welches sich in dem alten jetzt auf festeren Grundmauern als von Stein aufbaute.

Die Tafel an der innern Hausthüre gegen den Hof aber, welche ein städtisches Gegenstück zu dem wiederhergestellten Bauernreim an der Außenthüre

bilden sollte, zeigte in halb erhabener Arbeit den Amor als Baumeister, umgürtet mit dem Schurzfell, Loth und Winkelmaß in der Hand, den Köcher auf dem Rücken. Humbert bestellte die Platte alsbald nach der Verlobung, und da er durch den Hausbau in den Ruf eines peinlich strengen Arbeitgebers gekommen war, so eilte sich der Steinmetz ungemein und vollendete das Kunstwerk nur zwölf Monate später, als er's ursprünglich versprochen hatte.

König Karl und Morolf.

Erstes Kapitel.

Edmund, der Angelsachse, fand im Palaste König Karl's zu Aachen einen Goldring. Als er ihn näher betrachtete und die Runenschrift auf dem Golde sah, welche Niemand zu lesen verstand, schrak er zusammen: es war der Ring der Königin Fastrada, der Gemahlin Karl's, die ihn hier verloren hatte. Edmund spähte, ob Niemand lausche und barg dann den Ring zitternd in seinem Gewand.

„Gefundenes Gut behalten, nennt man Funddiebstahl," sprach er zu sich selbst. „Aber gefundenes Gut eine Weile aufheben, um es später zurückzugeben, ist kein Funddiebstahl. Wäre es ein Vergehen, so ist es so klein, daß weder das Recht noch die Moral einen eigenen Namen dafür zu prägen nöthig fand. Ich will den Ring nur ein paar Tage

aufheben und ihn dann wieder in die Hand der Königin legen."

Der Ring besaß geheime Zauberkraft: so lange ihn Fastrada am Finger trug, war sie der glühendsten Liebe Karl's gewiß; hätte aber ein Anderer den Ring gewonnen, so würde des Königs Liebe auch dem neuen Träger des Ringes nachgezogen seyn. Fastrada glaubte allein das Wunder des Ringes zu kennen und sicherlich ahnte ihr Gemahl nichts davon; aber der Angelsachse wußte um die Zauberkraft, deren Wirkung Jedermann sah, deren Ursache aber allen Andern verborgen war. Wie er allein zu dieser Kenntniß gekommen, wird jetzt wohl schwer mehr zu ermitteln seyn. Genug, daß er den Ring vorerst behielt, nicht aus Eigennutz, sondern aus Neugierde, oder, wie er's bei sich selber nannte, aus Wißbegier.

Er wollte die Kraft des Goldreifes nur ein klein wenig erproben. Wie? das stellte er als kluger Mann dem Spiele des Zufalls anheim. Zwar lockte ihn einen Augenblick der Gedanke, den Ring verborgen bei sich zu tragen, wenn er sich dem Könige nahe. Er würde dann sofort ohne Zweifel des großen Fürsten erklärtester Günstling geworden seyn. Allein er sprach

zu sich: „Ein Günstling lebt glänzende Tage, hat aber schlaflose Nächte. Ich will meine Nachtruhe behalten.“

Und also versteckte er den Ring in dem Stamm einer hohlen Eiche; zur gelegenen Zeit wollte er ihn schon wieder hervorziehen.

Dieser Edmund war ein Schüler Alkuins und lehrte und disputirte gewaltig in der Hofschule Karl's, in welcher der Frankenkönig, damals noch nicht als Kaiser gekrönt, manchmal sammt seinen Söhnen und Töchtern auf der Schulbank saß. Die Gelehrten rühmten Edmund's gehobeltes Latein und fürchteten seinen ungehobelten Witz, den er erbarmungslos wider die sittlichen Blößen von Freund und Feind schleuderte. Niemand war ihm darum von Herzen gut, obgleich ihn selbst Hasser und Neider achteten. Denn Alle gestanden zu, daß der unausstehliche Mann ganz exemplarisch lebe, lerne und lehre. Auch würde man die Geißel des herben Spötters wohl wenig gefürchtet haben, hätte er selber nicht durch einen bis auf's letzte Stäubchen musterhaften Wandel voran-geleuchtet.

Am eifrigsten donnerte Edmund wider die Schlem-

merei und Völlerei und ganz besonders hatte er es auf die Weintrinker gepackt. Deren gab es nun freilich genug an Karl's Hofe; denn so mäßig der große König im Trunke war, so wenig wußten seine Franken und vorab sein Hofgesinde Maß zu halten. Sah Edmund einen Betrunkenen nur von ferne, so zitterte er vor innerem Abscheu. Von den drei großen W: „Wein, Weiber und Würfelspiel", erklärte er den Wein für das erste und größeste; denn er ziehe das Weh der Weiber und des Würfelns unfehlbar nach sich, während Einer, der bei den Weibern anfange, doch nicht gerade dem Spiel und Trunk sich zu ergeben brauche. Reichte ein Genossen dem weinscheuen Angelsachsen den vollen Becher dar, so sprach er nicht etwa „Vergelt's Gott!" sondern „Verzeih' mir's Gott!" und nippte wie ein verschämtes Mädchen. Kreiste der duftigste Rüdesheimer an der Hoftafel, so machte Edmund ein Gesicht, als gehe ein Kelch mit Essig in die Runde, und König Karl fürchtete im Stillen, der vortreffliche und hochgelehrte Mann möchte mit seinem sauern Blick den edeln Wein einmal unversehens in wirklichen Essig verwandeln.

Denn da Karl selber Weinreben so eifrig anpflanzen und Aepfelwein dazu auf seinen Fröhnhöfen keltern ließ, so ging ihm der Weinhaß des Angelsachsen doch etwas zu weit. Es war ihm unheimlich in der Nähe eines Mannes, der beim Becher nicht fröhlich seyn konnte, und er berief ihn darum auch nicht in jene engere Runde gelehrter Freunde, wo er, der Herrschersorgen ledig, den heiter-ernsten Worten seiner Denker und Künstler so gerne lauschte. Trotzdem galt Edmund als ein einflußreicher Mann bei Hofe; denn wenn sein herbes, schneidiges Wesen auch Karl, den Menschen, abstieß, so zog es doch den Fürsten an. Man wollte in den strengen Gesetzen des Frankenkönigs wider allerlei Sittenlosigkeit die mitarbeitende Hand Edmund's erkennen und schrieb ihm ganz besonderen Antheil an dem Capitular von 789 zu, welches den Trinkern und Trinkbruderschaften so scharf zu Leibe ging.

In der That machte sich Karl manchmal insgeheim den Vorwurf, daß er den tugendeifrigen Edmund wohl gnädig, nicht aber freundlich genug behandle. Sein schlimmstes Theil war ja nur, daß er des Guten zu viel that, und wenn es höchst liebens-

würdige Menschen gibt, denen die schönste Musik mißtönig klingt und der Tonfall der reizendsten Verse wie widriges Mühlengeklapper, warum sollte nicht auch einmal ein vortrefflicher Philosoph geboren werden, dem der Ingelheimer Rothe wie Galle schmeckt und der Rüdesheimer wie Essig?

Bewegt von solchen Gedanken, entschloß sich der König, die dunkle Abneigung gegen den Weinhasser zu ersticken und fortan in Edmund nur den gelehrten, tadellos wandelnden Sittenprediger zu sehen und zu sich heranzuziehen. Und damit dem Entschluß sogleich die That folge, wollte er den Angelsachsen noch desselben Tages als Genossen jener gelehrten Tafelrunde einladen, in welcher Alkuin als Horaz, Angilbert als Homer, Einhard als Bezaleel, Theodulf als Pindar, Wala als Jeremias sich um ihn als König David schaarten. Edmund solle Cato der Censor heißen und dürfe, wenn's ihm beliebe, jede Zusammenkunft mit dem Mahnwort schließen, daß das Weintrinken müsse ausgerottet werden.

Um aber das Maß seiner Huld voll zu machen, ging König Karl im Abenddunkel selber zu der Wohnung des ehrwürdigen Edmund. Er wollte ihn mitten

in seinen Studien überraschen mit der Botschaft, daß Cato der Censor von nun an zu dem gelehrten Freundeskreise des Palatiums zähle. Karl liebte solche ungemeldete Besuche bei seinen Hofleuten, und er wußte selber nicht, ob er in derlei Vertraulichkeit seiner Neugierde oder seinem Wohlwollen ein größeres Genügen that, wie auch die also Begnadigten sich in der Regel erst von dem Schrecken des Besuches erholen mußten, um hinterdrein die Ehre des Besuches zu empfinden.

Edmund bewohnte in Aachen ein einsam abgelegenes Nebenhäuschen innerhalb des Ringes der Königspfalz. Als sich Karl im Dunkel näherte und das niedere Fenster von der Lampe erhellt sah, dachte er bei sich: da sitzt nun der fleißige Mann, tief versenkt in seine Nachtstudien!

Ungemeldet öffnete er die Thür. Die Lampe leuchtete auf einen Stoß ehrwürdiger Pergamente, welche zur Arbeit auf den Tisch gebreitet lagen, aber Edmund fehlte; es war überhaupt todtenstill im ganzen Häuschen. Ein großer Krug mit Wasser auf dem Tisch bezeugte dem Könige, daß er wenigstens nicht irre gegangen sey. Während er aber gerührt

den großen Wasserkrug betrachtete, glaubte er von fernher Edmunds Stimme zu vernehmen. Dem Schalle folgend, trat er an's Fenster. Seitab an der Mauer stand ein Bau, der von niederen Dienern bewohnt, zeitweilig auch fremden Gauklern zur Herberge diente, welche auf ihrer Wanderfahrt das Hofgesinde mit allerlei Kunststücken ergötzten. Dort schimmerte Licht, verworrenes Getöse von Stimmen klang von da herüber und dazwischen unverkennbar die Stimme Edmund's, laut, gebieterisch, die andern übertönend.

Der König dachte: „Gewiß hat sich das Volk da drüben wieder wüster Schlemmerei ergeben und doch ist heute Fasttag. Ihr Gebrüll hat meinen Edmund in seinen Studien gestört und er eilte hinüber, um ihnen den Text zu lesen!"

Da nun Edmund ohne Zweifel ein noch größerer Meister des reinen Wandels als des Wissens war, so däuchte es dem Könige auch noch bedeutsamer, wenn er ihn in der Uebung seines Sittenrichteramtes als bei den gelehrten Studien mit der ehrenvollen Einladung überrasche. Also schritt er, getheilt zwischen dem Zorn gegen die Ruhestörer und doppelter Huld gegen Edmund zu jenem Hause, warf jedoch

noch einen lauschenden Blick durch's Fenster, bevor er eintrat.

Dort sah er allerdings eine wüste Zechgenossenschaft, wie er sie erwartet hatte. Gemeines Volk, Knechte und fremde Gaukler, schmausten, tranken und sangen, stritten und schrieen durcheinander und trotz des Fasttages dampfte ein mächtiger Wildbraten auf dem Tisch. Allein den Angelsachsen erspähte der König nirgends; dennoch hörte er unverkennbar dessen Stimme. Ein fremder Mann, dort hinten in der Ecke, war es, der genau wie Edmund sprach, nicht blos mit dem gleichen Klang, dem gleichen Tonfall, sondern auch mit Edmund's Geberden und Handbewegungen. Seltsames Trugbild! Der Angelsachse hatte blondes Haar, jener Fremde pechschwarzes, Edmund eine kurze, gerade Nase, der Fremde eine lange und spitze, und einen solchen Narrenrock, wie der Fremde, welcher ihm Stimme und Geberde gestohlen, trug doch der schlichte Gelehrte niemals. Dazu saß Jener auch keineswegs als ein Bußprediger unter den Sündern, sondern vielmehr als der Vorredner und Vortrinker der sauberen Bruderschaft. Denn die gebieterische, Alles übertönende Rede, welche

Karl schon von fernher vernommen, war die Stimme des Führers, der zu den Waffen der Krüge und Becher rief, nicht des zürnenden Richters, welcher den Schlemmern den Kelch von der Lippe gesprochen hätte.

Karl schwankte zwischen einer zwiefachen Lösung des Räthsels. Jener Mann konnte ein fremder Gaukler seyn, der mit wunderbarer Kunst Stimme und Geberde des dem Hofgesinde verhaßten Sittenpredigers nachäffte und die tolle Lust dadurch zum Gipfel trieb, daß er den Weinhasser in einen Weinschwelg verkehrt am Gelage theilnehmen ließ. Dafür sprach, daß die Genossen des Vortrinkers Rede auch dann mit schallendem Gelächter begleiteten, wenn sie gar nichts Belachenswerthes enthielt. Oder es war Edmund selber, der nicht nur die innere Maske der Heuchelei, sondern auch die äußere des verstellten Gesichtes mit gleich wunderbarer Kunst anzulegen wußte. Je länger aber Karl der Stimme und den Geberden lauschte, um so fester glaubte er, den Angelsachsen in Person vor sich zu sehen. Und welche Züge that er aus dem Becher! So tief, als gälte es einen Strom auszutrinken!

Schon legte der König Hand an die Thüre, um plötzlich mitten unter der trunkenen Rotte zu stehen und den Heuchler mit der ganzen Wucht seines Grimmes niederzuschmettern. Allein er besann sich und zog die Hand wieder zurück. Er wollte tiefer in die Irrgänge des menschlichen Herzens schauen, als er's in diesem Augenblick vermocht hätte; in nüchterner, ruhiger Stunde wollte er dem Angelsachsen das Geständniß seiner Schuld abringen und ihn durch solche Marter schwerer und gerechter strafen, als jetzt durch allen Schreck der Ueberraschung.

So schlich sich Karl denn sachte wieder in seine Gemächer. Als er aber mit eigenen Sinnen nicht mehr sah und hörte, schien ihm Alles wie ein Traumbild und er glaubte bald wieder, jene Gestalt könne nimmermehr Edmund gewesen seyn, sondern ein Landstreicher, der den würdigen Mann täuschend nachgeäfft und verspottet habe.

Zweites Kapitel.

Des andern Morgens ward Edmund vor den König Karl entboten. Freundlich empfing ihn der Fürst; die vollkommenste Ruhe lag auf den ehernen Zügen des Gelehrten. Karl war ein feiner Menschenkenner, der mit seinem leuchtenden Auge die Leute durch und durch schaute; allein Edmund hielt auf's festeste seinem Blicke Stand. Schon war der König fast gewiß, daß er ihm Unrecht gethan. Als er aber im leicht hingeworfenen Gespräch die Stimme vernahm und die Mienen und Handbewegungen wieder sah, die er sich gestern Abend so fest eingeprägt, da schwankte er wiederum und es ward ihm klarer und immer klarer, kein Anderer als Edmund selber könne der Vortrinker der trunkenen Zechbrüder gewesen seyn, ja der Klang der Stimme rüttelte plötzlich alle den verhaltenen Zorn dergestalt in seiner

Seele wieder auf, daß er seines Vorsatzes, den Heuchler schrittweise zu fangen und zu überführen, völlig vergaß und plötzlich mit der Frage herausbrach: „Sag' an! Was triebst du gestern Abend?"

Gelassen erwiderte Edmund: „Ich studierte."

„Und was studiertest du?"

„Den Menschen!"

„Frecher Heuchler! Du zechtest mit gemeinem Volk, ja du selber verführtest die Trinkbrüder zu immer wilderem Saufen und schwelgtest am Fasttag in verbotener Speise!" Bei diesen Worten stand der „schreckliche Karl," wie ihn die Zeitgenossen nannten, in der ganzen Majestät seines Zornes vor dem Gelehrten und seine Blicke fuhren wie Wetterstrahlen zu ihm hinüber.

„Gnädiger Herr und König, der du Alles durchschauest," entgegnete Edmund ruhig, obgleich er auf das Knie sank vor dem Schrecklichen, „gönne mir kurzes Gehör. Ich studiere den Menschen, weil ich meine und meiner Brüder sittliche Gebrechen heilen möchte. Wer das Laster bekämpfen will, der muß zuerst das Laster gründlich kennen lernen. Wer es aber gründlich will kennen lernen, der muß mitleben

mit den Lasterhaften, ja er muß in gewissem Sinne das Laster mitleben. Die schwere Kunst ist nur, daß er, sündigend, in seinem Geiste dennoch erhaben bleibt über der Sünde. Diese höchste Kunst des wahren Philosophen begreift freilich die profane Menge nicht, sie kann die freie Opferthat des Lasters nicht unterscheiden von dem Lasterleben gemeiner Naturen um des rohen Genusses willen. Darum entstelle ich mir Haar und Gesicht; ja ich gaukle in Stimme und Geberden Andern das Spottbild meines Wesens vor, wenn ich mit den Trinkern und Schlemmern schwelge, damit ich nachgehends das Laster der Unmäßigkeit um so sieghafter befehden kann. Der Wasserkrug in meiner Zelle ist nicht minder ehrlich gemeint, auch wenn ich aus dem Weinkrug der trunkenen Zecher die tiefsten Züge gethan; denn gerade zu Ehren jenes Wasserkrugs überwand ich mich, der vor jedem Betrunkenen erzittert, mit Betrunkenen betrunken zu werden."

Karl schrak im Innersten zusammen vor dieser Sittenlehre. „Also," rief er, „muß man der vollkommenste Diener des Lasters werden, um der vollkommenste Kämpe der Tugend zu seyn! Und es

wäre nur Jener der tüchtigste Arzt, welcher alle Krankheiten am eigenen Leibe durchgemacht."

„Ganz gewiß," entgegnete Edmund, „vorausgesetzt, daß er eben so sicher die Folgen aller Krankheiten von seinem Körper wieder abschütteln kann, wie ich den Taumel des gestrigen Gelages von meiner Seele."

„Und also," fuhr König Karl mit leisem aber schwertscharfem Tone fort, „hätte Christus der Herr der ärgste Bösewicht werden müssen, um die Menschen von allen Sünden zu erlösen!"

Edmund erwiderte: „Du irrest, erhabener Fürst! Wenn Gott Mensch wurde, so that er es nicht, um unsere Sünden kennen zu lernen; er kannte sie schon. Er ward sündloser Mensch, daß wir vielmehr das Göttliche im Urbilde des Menschen erkennen sollten und die Erlösung fänden in der Liebe seines Opfers. Ein Anderes ist der allwissende göttliche Erlöser, ein Anderes der blinde menschliche Prediger wider die Sünde."

Der König staunte, wie sich so bestrickend Thorheit und Weisheit in Edmunds Rede zusammenwob. War er ein Schwärmer, der sich selbst oder ein

Heuchler, der die Welt betrog? Ueber dieser Frage sinnend, schritt Karl im Zimmer auf und ab und erwog zugleich, ob sich nicht eine Strafe finden lasse, die den Heuchler züchtige, den Schwärmer aber bekehre, eine Strafe, die für Edmund keine Marter sey, wenn er ehrlich sich selbst betrüge, die ihn dagegen tief demüthigen müsse, wenn er mit logischem Truggefecht blos seine geheime Lüderlichkeit habe decken wollen. Endlich glaubte er eine solche Strafe, stumpf für den überzeugten Schwärmer, scharf für den Heuchler, in Edmund's eigener Sophistik gefunden zu haben.

Er sprach: „Du strebst nach doppeltem Ziel, nach dem Ruhm eines weisen und zugleich eines tugendhaften Mannes. Wenn du nun glaubst, daß man zu Zeiten lasterhaft seyn müsse, um seine Brüder auf den Weg der Tugend zu führen, so muß man ohne Zweifel auch zu Zeiten ein Narr seyn, um die Weisheit zu predigen. Ich gedachte gestern, dich unter dem Namen Cato's des Censors an den Tisch meiner gelehrten Freunde zu laden. Allein die Maske, welche du dir selbst gewählt, ist eine andere als des strengen Römers. Wohlan! Du sollst

bei jener Tafelrunde erscheinen, aber nicht als der Weise, sondern als der Narr, ganz deinem eigenen Grundsatze gemäß. Wir hörten neulich die alte Geschichte von Salomon und dessen lustigem Diener Morolf, der jeden weisen Spruch des Königs mit närrischem Trugschluß sofort zu närrischem Widersinn verkehrt und dennoch nicht blos die Narrheit in der Weisheit, sondern eben so oft auch die Weisheit in der Narrheit enthüllte. Vorhin schon gemahnte mich an Morolf's Schlüsse deine spitzige Sophistik. Darum sollst du nicht der Cato, sondern der Morolf unsers Kreises seyn. Edmund der Angelsachse sey verbannt von meinem Hofe und er hüte sich, daß er wiederkomme bevor ich ihn rufe; nur Morolf den Narren will ich sehen. Aber wehe ihm, wenn er die Maske ablegt, es sey denn, daß ich's ihm mit Wort oder Wink ausdrücklich erlaubt habe!"

Edmund hörte diesen Bannspruch mit so starrem, feierlichem Ernste an, als habe ihm der König aufgetragen, als sein bevollmächtigter Sendbote durch das Reich zu ziehen und sprach mit tiefer Verbeugung: „Dein Befehl, o weiser Herrscher, soll erfüllt

werden.“ Doch spielte ein leises Lächeln kaum merkbar um seinen Mund, da er diese Worte sprach.

Dem Adlerauge Karls entging dieses Lächeln nicht und er fragte rasch, was es bedeute?

„Fragst du Edmund oder Morolf?“ entgegnete der Angelsachse.

„Da Morolf zu lächeln schien, als Edmund sich so ernst verbeugte, so möge auch Morolf Rede stehen.“

„Wohlan, mein gnädiger König, wenn Morolf reden darf, so erinnert er seinen Herrn vor Allem daran, daß es das schönste Vorrecht eines Narren ist, ungestraft die Wahrheit sagen zu dürfen. Du glaubtest mich mit scharfem Spott zu decken, da du mich verdammtest, die Rolle des Schwelgers, die ich gestern unter den Zechern spielte, nun als die Rolle des Narren unter deinen gelehrten Freunden fortzuführen. In der That aber ludest du dadurch noch schärferen Spott auf diesen Freundeskreis als auf mich. Denn nur zum Studium betrank ich mich mit jenen Leuten, die im Ernste betrunken waren; so ist denn die klare Folge, daß ich auch zum Studium ein Narr werden soll unter Leuten, die es im Ernste sind.“

Karl erwiderte ohne Groll: „Morolf hat sein erstes Probestück gelungen abgelegt!“ und beurlaubte ihn. Lange aber schaute er dem räthselhaften Manne sinnend nach und es reuete ihn fast, daß er Edmund im Stillen einen Schwärmer genannt, der doch nur ein frecher Heuchler zu seyn schien. Dann aber erinnerte er sich wieder, daß es auch eiskalte Schwärmer gibt, Schwärmer des Verstandes, deren Blick ganz ähnlich durch den Frostnebel ihrer eigenen Sophistik getrübt wird, wie das Auge Anderer durch den Gluthdampf ihrer Gefühle.

Da nun aber der König schon in den nächsten Tagen nach Ingelheim zog, so dünkte ihm folgendes ein Probezeichen. Er beschloß, keinen weiteren Zwang auf Edmund zu üben: folge derselbe freiwillig in die Ingelheimer Pfalz, um dort die auferlegte demüthigende Rolle durchzuführen, dann glaube er auch wohl im Ernst an seine Trugschlüsse; entfliehe er aber, wozu die Stunde so günstig, dann sey er eben blos der entlarvte Heuchler, welcher sich mit frechem Witz über die beschämende Entdeckung hinwegzuhelfen gewußt.

Seltsamer Weise aber ward es dem König diesmal

sauerer nach Ingelheim zu ziehen als dem Angelsachsen. Denn als sich Karl zum Wegreiten anschickte, wurde ihm das Herz so schwer, als gälte es einen ewigen Abschied von der Liebe und vom Leben. Der Zauber des Ringes fesselte ihn an Aachen, in dessen Banne er versteckt lag.

Aber auch Fastrada wollte Aachen nicht verlassen. Weinend bat sie ihren Gemahl, daß er nur noch etliche Tage bleiben möge, und als Karl um den Grund der verzweiflungsvoll ungestümen Bitte frug, wußte sie keinen anzugeben, so daß er nicht minder über Fastrada staunte wie über sich selbst. Die Königin war untröstlich über den Verlust des Ringes, mußte aber ihre Angst verbergen und vermochte es doch nicht; sie suchte nach dem Ringe, wagte aber nicht, ihre Frauen zum Mitsuchen aufzufordern; denn ihre Besorgniß, die Unrechte möge den Ring finden und seine Zauberkraft sogleich an sich erfahren, war nicht minder groß als die Furcht, der Ring möge für immer verloren seyn. So lange sie noch in Aachen blieb, konnte sie auch noch den Ring zu finden hoffen; vor Ingelheim aber grauste es ihr, als stehe dort das Grab ihrer Liebe.

So fesselte der wirkende Zauber des Ringes den König an Aachen, der verlorene Zauber des Ringes die Königin. Der Mann aber, welcher jenen Zauber jetzt in Händen hielt und ihn für sich am besten hätte brauchen können, Edmund, spottete über den König und die Königin wie über den Ring. Mit natürlichen Waffen, mit der Macht seines Verstandes wollte er den großen Karl besiegen und nicht mit Feengold, welches jeder Esel eben so gut als er im Hausgange des Palatiums hätte finden und halb oder ganz stehlen können. Er allein rüstete sich frohen Muthes zur Reise nach Ingelheim. Doch wollte er den Ring mitnehmen und in Ingelheim für alle Fälle auf's Neue verstecken.

Karl ermannte sich; zur vorgesetzten Stunde brach er von Aachen auf. Schweigend und beklommen, gleich der trostlosen Königin, ritt er mit dem stattlichen Gefolge rheinaufwärts. Edmund folgte ihm erst nach mehreren Tagen als ein einsamer Wanderer, wie es verabredet war.

Drittes Kapitel.

Die gelehrten Genossen Edmunds wähnten, daß er in Aachen zurückgeblieben sey, und die Maske, in welcher er plötzlich am Hofe zu Ingelheim auftauchte, war so gelungen, daß Niemand hinter diesem Gaukler Morolf den bußpredigenden Angelsachsen vermuthet hätte. Selbst König Karl war auf's Neue überrascht von der völlig verwandelten Erscheinung und meinte, Edmund verstehe der Moral kaum minder kunstreich eine wächserne Nase zu drehen als seinem eigenen Gesichte.

Zugleich aber grauste es dem Könige vor sich selbst. Ein heimliches Wohlbehagen war ihm wiedergekehrt, der Zug der Sehnsucht gebrochen seit er Edmund wiedersah. Das wirkte Fastradens Ring, welchen der Angelsachse jetzt in seiner Herberge versteckt hatte. Der König aber, der von dem Ring

nichts wußte, sprach zu sich: „Entweder ist dieser Edmund ein Heiliger, von Gott gesandt, daß er mir die geheimsten Fallstricke des Teufels zeige, und in der Nähe eines Heiligen muß es Einem ja wohl himmlisch leicht zu Muthe werden; oder er ist ein Teufel von einem Menschen, schön wie die alte Schlange, und was mich in seiner Nähe wieder warm und heiter aufleben läßt, das ist der wollüstige Zauber der Sünde."

Am Tage nach seiner Ankunft sollte Edmund zum erstenmale als Morolf in Karls gelehrtem Freundeskreise erscheinen, damit er, seinem Grundsatze gemäß, nun auch ein Narr werde, um der Weisheit willen.

Schon eine Stunde vor der bestimmten Frist ging er in der Vorhalle des Palastes auf und nieder, als studiere er seine Rolle. Plötzlich trat ihm ein fremdes Mädchen in den Weg, und da sie ihn wegen seines buntscheckigen Narrenrockes für einen besonders hohen Hofbeamten hielt, so fragte sie schüchtern, ob er ihr nicht verhelfen könne, den König Karl zu sprechen? Edmund fragte dagegen, wer sie sey und was sie begehre?

Hierauf erzählte das Mädchen, sie komme von

Nochern im Einrich, gut eine Tagereise von hier. Ihr Vater sey ein freier Mann, Ruoding mit Namen, sie selbst heiße Gisela und werde in der Ernte zwanzig Jahre alt. In dem Weiler Bornich unweit ihres Heimathortes wohne Meginher, welcher bei dem Vater um sie geworben habe, ihr Vater aber wolle sie dem Meginher nicht geben und sie begehre den Mann noch weniger. Der habe nun ihrem Vater aufgelauert und halte ihn gefangen, damit er ihm die Hand der Tochter abzwinge. Ihre Freundschaft in Nochern sey dann ausgezogen, um den Alten zu befreien; die Männer von Bornich aber stritten für ihren Gemeindegenossen, den Meginher, und so lägen beide Orte in unentschiedener Fehde. Damit nun der Streit gestillt werde und ihr Vater wieder frei, sey sie hierher gekommen zum König Karl, der müsse, wenn er sie nur einmal angehört, mit seinem starken Arme dreinfahren und Recht und Friede schaffen in Nochern und in Bornich.

Edmund besann sich eine Weile und sein Auge ruhte auf dem Mädchen, als ob er mehr ihre Schönheit prüfe als ihre Sache. Dann sprach er: „Der nächste Weg zum Herzen Karls führt durch das

Gemach der Fastrada. Ich kann dich, ein verlassenes Mädchen, doch nicht so geradezu vor den Thron des Königs bringen, und gingest du zur Königin, so würde sie dein Anliegen vielleicht nur hören, um es in einer Stunde wieder zu vergessen. Ich will dir aber den besten Geleitsbrief geben, daß dich die Königin ihr Leben lang im Sinne behalten und dir jede mögliche Gnade erweisen soll."

Hierauf hieß er das Mädchen mitgehen, holte in seiner Herberge Fastradens Ring und gab ihr denselben. Dazu prägte er ihr auf's schärfste folgende Weisung ein: „Halte dich mit diesem Ringe fern vom Palaste bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Dann begib dich in den Garten der Königsburg und erwarte Fastraden, die zu jener Zeit dort lustwandeln wird und die du an ihrem Gefolge von Frauen und Dienern leicht erkennen magst. Komme nicht zu früh und nicht zu spät; der ganze Erfolg hängt an der rechten Stunde. Trittst du aber vor die Königin, so überreiche ihr sofort den Ring. Sie hat ihn verloren und ist tief betrübt darüber; denn ihr Herz hängt an dem schlichten Goldreif, als sey er ihr köstlichstes Kleinod. Sage, du habest ihn gefunden.

Kein Lohn wird ihr zu hoch seyn für den Finder des Ringes. Und darnach erzähle ihr die Geschichte von deinem Vater."

Gisela in ihrer Herzensangst versprach genau zu folgen, allein sie hatte doch so vielen Mutterwitz aus Nochern im Einrich mitgebracht, daß sie zögernd die Frage einwarf: „Wenn den Finder so hohe Gnade erwartet, warum überbringet Ihr denn den Ring nicht selber?"

Edmund erwiderte: „Das wollte ich eben thun, als du mir begegnetest. Dein Unglück bewegte mich tief, und ich erkannte, daß dir der Ring doch ein unendlich wichtigerer Fund gewesen wäre als mir und trete dir also diesen Fund mit Freuden ab. Und am Ende ist ja der Dank eines so guten und schönen Mädchens kein schlechterer Finderlohn als der Dank einer Königin."

Gisela zog sich zurück, hocherfreut darüber, daß die vornehmen Hofleute so edele Menschen seyen. Edmund aber ging in den Palast, wo sich jetzt die gelehrte Tafelrunde unter dem Vorsitze des großen Frankenkönigs versammelte.

Erkannt nur von Einem, durchschaut von Nie-

manden, setzte er sich als Morolf seitab in einen Winkel des Gemaches. Heimlich strafende oder verachtende Blicke der ernsten Männer fielen wohl auf die bunte Geckengestalt; doch wagte Keiner eine Frage über den seltsamen Gast. Dieser aber heftete sein Auge auf die Versammlung mit der philosophischen Würde eines Pudels, welcher spielenden Kindern zusieht.

Man besprach jenes Buch lateinischer Musterpredigten, die König Karl durch Paul Warnefried für die Geistlichen seines Reiches hatte entwerfen lassen. Einhard rühmte die reine Sprache, Angilbert den dichterischen Schwung, Alkuin den ächten Glaubensgehalt, und manche bedeutende Stelle ward mit lautem Beifall vorgelesen. Zu allerletzt forderte der König auch Morolf auf, daß er seine Meinung sage.

Dieser sprach: „Das Beste an jenen Predigten ist ohne Zweifel das Latein. Ein Hofmann erzählte mir: Wenn die fränkischen Geistlichen den König mit lateinischen Bettelbriefen bestürmen, so ist ihr Küchenlatein, in welchem sie jammern, meist noch weit armseliger als ihre Küche, über welche sie jammern. Betteln sie aber den König mündlich auf deutsch an,

so gewahrt man, daß sie auch nicht einmal ordentlich deutsch reden, geschweige schreiben können. Nun werden sie freilich Paul Warnefrieds klassische Sprache nicht übel verketzern, indem sie dieselbe von den Kanzeln ablesen. Da aber das andächtige Volk gar kein Latein versteht, so hört es auch die Leseschnitzer seiner Pfarrer nicht, die nur ganz wenig davon verstehen. Läsen Jene eine deutsche Predigt ab, so würde das Volk über ihre stotternde Unwissenheit spotten. Jetzt aber ist beiden Theilen geholfen: dem Pfarrer ist die Beschämung erspart und dem Laien das Aergerniß. Darum ist das Latein an jenen Predigten das Beste."

Die Andern staunten über die vermessene Sprache und blickten fragend auf den König, ob er den Gesellen, der so keck über seine Narrenrolle hinauswuchs, nicht zur Ruhe verweise.

Karl aber sagte lächelnd: „Dieser Narr ist zur Stunde der mächtigste meiner Vasallen; denn kraft seiner Kappe hat er das Recht, mich ungestraft mit dem herbsten Spotte zu schlagen." Im stillen Sinne war es dem König jedoch gar nicht um's Lächeln; Morolfs Worte nagten an ihm. Fühlte er doch den

Stachel nur zu tief, der nicht blos jene unwissenden Pfaffen traf, sondern auch seinen eigenen Erziehungsplan des fränkischen Volkes.

Die Gesellschaft ging zu einem heiteren Spiele über. In Epigrammen und Räthseln entspann sich ein Wettkampf des Scharfsinnes und der Formgewandtheit. Morolf verharrte bei den Scherzen und Neckereien der Anderen theilnahmlos, in feierlichem Ernste. Von Karl befragt, weßhalb er denn jetzt nicht mitthue, wo seinem Witz das rechte Feld geöffnet sey, erwiderte er: „Gewöhnliche Menschen mag der Weise in der Narrenkappe mit dem Witze des Wortes zum Lachen kitzeln, vor einem großen Fürsten aber suche ich den Witz der Thatsachen, der uns die Stirne runzelt, indem wir lächeln wollen."

„Unsere Räthsel sind dem Narren zu lustig," sagte der König. „Wohlan, so wollen wir ihm ein ernstes Räthsel aufgeben. Was ist das verdrießlichste Ding für einen Heuchler?"

Morolf antwortete rasch: „Daß es auf deutsch nur die Wörter Ja und Nein gibt und kein drittes, welches genau mitten inne steht zwischen Beiden."

„Und wärest du nicht der Mann, dem Mangel abzuhelfen und die Sprache mit dem dritten Worte zu bereichern?“

„Vielleicht! wenn du mir, o erhabener Herrscher, noch zwei Gehülfen zu der häkligen Arbeit gäbest. Drei machen ein Collegium. Berufe zu dem Gaukler noch einen Staatsmann und einen Geistlichen. Diese drei bedürfen am häufigsten eines Wortes, welches nicht Ja und nicht Nein ist, und ich hoffe, sie sollen es zusammen finden.“

„Du verstehst dich auf spitze Reden,“ sprach der König; „so wirst du uns auch ein Epigramm nicht schuldig bleiben. Sag' an, Geselle, Mann der Widersprüche, kannst du uns keinen Vers machen auf einen Sittenprediger, der selber sündigt, damit er Andern desto sicherer die Sünde austreibe?“

Die Genossen des Königs verstanden nicht, was dieses dunkele Wort besagen solle, aber räthselhafter noch als das Wort erschien ihnen der Fremde, an welchen es gerichtet war.

Morolf besann sich eine Weile, dann erwiderte er: „Einen Vers kann ich nicht machen; denn Kinder und Narren dichten nicht, weil sie die Wahrheit

reden. Aber eine Geschichte will ich erzählen zu jenem Text, die fast wie ein Epigramm klingt, und vielleicht setzt sie Angilbert nachgehends in Verse und verwebt sie in sein Heldengedicht vom großen König Karl. In einen Gau, wo viele gefangene Sachsen siedeln, die nach dem letzten Kriegszuge in's Frankenland hereinverbannt wurden, kamen unlängst zwei königliche Sendboten und mahnten in ihres Herren Auftrag zu christlichem Glauben, christlicher Milde, Liebe und Tugend. Da erhob sich ein trutziger alter Sachse und sprach: Wie prediget Ihr Tugenden, die Ihr selbst verachtet! Mit Gewalt habt Ihr uns von der Seite unserer Brüder gerissen und in dies traurige Land verpflanzt und tausend wehrlose Gefangene an einem Tage abgeschlachtet: ist das christliche Liebe? Meinen Sohn habt Ihr hingerichtet, weil er während des vierzigtägigen Fastens Fleisch aß, meinen Neffen, weil er seines Vaters Leiche nach altem Sachsenbrauch verbrannte: ist das christliche Milde? — Hierauf entgegnete der Eine der Sendboten: Thörichter Mann! Jetzt, da Ihr Christen und durch das Wasser der heiligen Taufe weich geworden seyd, predigen wir Euch Liebe und Milde;

da Ihr noch Heiden waret, predigten und brachten wir Euch Tod und Verderben, und das von Rechtswegen. Wie hätten wir so harte Klötze von Heiden mürbe schlagen wollen, wenn wir nicht noch viel härter und heidenmäßiger als Ihr selber drein gefahren wären? Wir wurden grausam aus Milde, Heiden aus Christenthum. Ist unsere Grausamkeit Sünde gewesen, so sündigten wir doch nur, um Euch von der Sünde zu befreien, und also ward uns diese Sünde wiederum zur Tugend. Denn nicht was wir gethan, entscheidet vor Gott, sondern warum wir's gethan! — So sprach der königliche Sendbote."

Zornglühend rollte Karls Auge, und die Hand fuhr zum Schwertgriff; — doch rasch gewann er wieder seine erhabene Ruhe und durchbohrte den überkühnen Sprecher nur noch mit dem Schwerte seines Blickes, als einen Menschen, der unter der Ehre seines Eisens stehe. Dann sprach er gelassen zu den Umstehenden: „An diesem lustigen Bruder ist ein Beichtvater verdorben; er ziehet den Leuten die Sünde aus dem Gewissen, noch ehe sie selber ahnen, daß sie damit behaftet sind." Zu Edmund

aber sagte er: „Ich verstehe den Witz der Thatsachen: Ein Zauberer hat Cato den Censor zur Strafe in den Narren Morolf verwandelt; da zeigt Morolf, dem Zauberer zur Strafe, daß man im Narrenrocke viel leichter noch Cato seyn könne als im Philosophenmantel. Aber warte nur! Es wird ein gewaltigerer Censor über Cato wie über Morolf kommen und Beide entlarven; dann wird vom wahren Weisen und vom wahren Narren wenig übrig bleiben, desto mehr aber vom wahren Heuchler!"

Morolf entgegnete leise: „Der Narr wenigstens heuchelt nicht. Darum sage ich dem Könige, er hat den Witz der Thatsachen nur halb enträthselt. Doch mag er ihn leicht noch ganz ergründen, bevor der Tag zu Ende geht."

Karl entließ die staunenden Freunde sammt dem bittern Spötter.

Voll wild wogender Gefühle schritt er noch eine Weile im Zimmer auf und ab. Gleich einer Schlange war dieser Edmund wiederum seiner Hand entschlüpft, die sonst so sicher jeden Sterblichen zu packen wußte. Als er ihn neulich in Aachen entlarven wollte, hatte der Angelsachse sofort freiwillig die Maske abgenommen,

aber das Gesicht, welches er nun gezeigt, war wiederum eine neue Maske, und heute, wo Karl ihn zu demüthigen gedachte, war er, der gewaltige König, vielmehr im Innersten gedemüthigt worden. Keiner hatte es je gewagt, mit so schneidigem Hohn die geheimen Widersprüche seines begeisterten Strebens loszulegen. Edmund war eine Satyre auf sich selbst; aber wer ihn genau ansah, der gewahrte zugleich auch sein eigenes Zerrbild, wie aus dem Spiegel zurückgestrahlt.

Erschütternde Zweifel bebten in der festen Brust des Königs nach. Er bedurfte Luft, Sonnenlicht, einen raschen Gang. Noch war es früh am hellen Sommerabend, die Stunde, wo er sich täglich im Garten der Königsburg zu ergehen pflegte. Er eilte hinaus.

Viertes Kapitel.

Karl mochte sonst am liebsten durch den Garten hinab zum Rheinufer wandeln. Er schlug auch heute diesen Weg ein; aber als er nach dem Fluß und den fern abschließenden Bergen des Rheingaues sah, däuchte ihm der fröhlich wogende grüne Strom starr und schwarz wie das todte Meer und die sonnenglühenden Hügel von Rüdesheim öde und kalt, als wehe Gletscherluft von dort herüber. Der Weg blieb ihm unter den Füßen stecken, und die Bußgedanken, welche Morolf geweckt, wollten ihm nicht aus dem Kopfe.

Da wandte er sich zurück und ging nach der entgegengesetzten Seite tiefer in den Garten hinein. Der Weg ward ihm leichter mit jedem Schritte, der Sinn heiterer, die Sonnenstrahlen des Paradieses schienen ihm jetzt auf dem Garten zu ruhen, die

Rosen wie rothe Flammen zu glühen und Düfte auszuströmen, süßer wie aller Weihrauch Arabiens. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn rascher und rascher vorwärts, bis er vor einer Linde stand, an deren Stamm ein Mädchen im schlichtesten Gewand sich lehnte. Harrend, die Rechte über die Augen haltend, spähte sie gegen das Sonnenlicht den Weg hinauf.

Es war Gisela, die in ihrer Linken Fastradens Ring fest verschlossen hielt, und es war der Ring, dessen Zauber den König dorthin gezogen.

Ein verwandelter Mann trat er dem Mädchen gegenüber. Er fühlte sich nicht mehr als Salomon und dachte nicht mehr an Morolf, er dachte nur, daß dies das schönste Kind sey, welches er in seinem Leben je gesehen. Anfangs glaubte er, Fastrada stehe vor ihm, und sicherlich war ihm sein Herz gerade so bewegt, wie es bis dahin nur Fastrada zu bewegen wußte. Aber die Gestalt war eine andere.

„Was suchst du hier?" redete er das Mädchen an.

„Die Einsamkeit!" erwiderte Gisela und wandte den Blick zur Seite.

Das war deutsch gesprochen, und der König trat verdrießlich einen Schritt zurück. Dann aber dachte er bei sich: ein schönes Mädchen, welches die Einsamkeit sucht, will darum oft am wenigsten allein seyn, und zu zweiten ist auch einsam. Zwar war es ihm dann wieder, als lüge er mit diesem Gedanken aus der Seele des Mädchens heraus; allein der Zauber des Ringes war zu mächtig.

„Du bist fremd hier," begann er wieder theilnahmevoll. „Es schickt sich nicht für dich, allein in diesem Garten zu schweifen. Erlaube, daß ich bei dir bleibe und dich führe."

„Sage vielmehr: Es schickt sich nicht, daß du mich führest. Wer auf guten Wegen geht, der gehet auch allein sicher," entgegnete die Jungfrau in steigender Angst. Denn sie kannte den König nicht und fürchtete, daß dieser fremde Mann sie abhalte, die Königin zu erspähen.

Es zuckte durch Karls Gewissen: Gisela hatte die Lüge aufgedeckt, welche in dem artigen Worte saß, das Tausende gedankenlos gesprochen und angehört hätten. Aber der Zauber des Ringes war zu mächtig.

„Du bist nicht, die du scheinst!“ rief er in wachsender Leidenschaft. „Du bist vornehmer als dein Kleid. Wie nennst du dich? Schön und edel wie ein Königskind sollst du fortan auch leben als eine Königin! Gib mir die Hand, folge mir!“ Und er faßte sie bei der Hand und wollte sie von der Linde hinwegziehen, wider deren Stamm sie sich wie festgebannet lehnte.

„O Schmach!“ rief Gisela. „Du bist schlimmer noch als Meginher!“

„Wer ist Meginher?“ fragte Karl mit flammendem Auge.

„Meginher wollte mich zum Weibe nehmen wider meinen Willen. Da entführte er meinen Vater, um ihm meine Hand abzuzwingen; denn die Tochter gehört dem Vater. Indem der Räuber aber solchergestalt das Recht am wehrhaften Manne brach, ehrte er es doch an dem wehrlosen Mädchen.“

Rasch fiel ihr Karl in's Wort: „Meginher wird deinen Vater freigeben und Buße zahlen. Ueberlaß das mir: — ich bin dein König.“ Wie aber ein Nachtwandler erwacht, wenn er seinen Namen hört, oder ein Fieberkranker aus seinem Irrereden

zu sich selber kommt, wenn es ihm plötzlich einfällt, wie er bei Namen heiße, so erwachte auch Karl, da er sich selbst einen König genannt hatte. Obgleich er Rechtssühne verhieß als König, war er doch unköniglich aus dem Bann der Treue und Sitte getreten. Das fühlte er. Aber zugleich entschuldigte er sich vor seinem Gewissen, daß er im Geiste ja erhaben sey über dem Spiele seiner Leidenschaft, daß er wieder rein und ächt König und Gatte seyn könne, sobald er es nur wolle. Warum sollte er sich nicht mit solchem Vorbehalt ganz menschlich jenem Spiel auf ein paar Stunden hingeben?

Gisela aber sprach: „Mein König bist du nicht, magst du das Wort im Bilde oder ernsthaft nehmen. Du bist zu klein für den König!“ Da sie aber auf Karl's Gesicht blickte und in den mächtigen Zügen den Kampf der Gedanken sah, die sich wider einander entschuldigten und verklagten, überkam sie plötzlich eine furchtbare Angst und sie rief: „Der Mann ist wahnsinnig!“ und als ihr Karl beruhigend näher treten wollte, sprang sie wie ein gescheuchtes Reh davon. Im selben Augenblicke kamen Leute den Weg herab; Gisela lief ihnen entgegen mit dem

Hülferuf: „Rettet mich vor diesem wahnsinnigen Manne!“

Es war Fastrada, gefolgt von ihren Frauen und Dienern.

Wie zwei Marmorbilder standen sich König und Königin gegenüber; Gisela lag wie bewußtlos zu Fastradens Füßen.

Da trat Morolf aus dem Hintergrunde vor. Er hatte mit den andern Dienern die Königin und ihre Frauen begleitet und auf dem Abendgange ergötzt; denn der Ruf seines Witzes war in den zwei Tagen am ganzen Hofe durchgedrungen, und Jeder wollte den Narren sehen, der den strengen Edmund so lächerlich getreu nachmachen könne. Er sprach:

„Verzeihung, hohe Herrin, für einen Maskenscherz!“ und nahm das schwarze Haar vom Kopfe und die große Nase vom Gesicht. „Ich bin nicht Morolf, sondern Edmund. Um die Schwächen der Menschen zu ergründen und zu geißeln, wählte ich schon in Aachen diese Maske und mischte mich unter Schlemmer und Thoren und ward thöricht mit ihnen zu Ehren der Mäßigkeit und Weisheit. Auf Befehl Eueres erhabenen Gemahls führte ich hier diese Rolle

weiter, ja der König nahm selber Theil daran. Nicht als ein König, sondern als ein gewöhnlicher Mann belauschte er in Aachen die trunkenen Diener und Landstreicher und ließ sich hier von einem Narren Dinge sagen, welche der Herrscher des Frankenreiches nimmer hätte anhören dürfen. So nahte er sich wohl auch diesem Mädchen in der Maske der Leidenschaft, um ihr Herz zu erforschen, wie er überall in diesen Tagen die Herzen der Seinen erforscht hat. Nicht Edmund war es, hohe Herrin, der Euch hierher begleitete, sondern Morolf; jetzt aber stehet Edmund vor Euch. So war es auch nicht König Karl, welcher vorhin bei der Linde stand; aber der Euch entgegenschritt wie ein König, als Ihr nahtet, das war König Karl!“

Während Edmund noch sprach, war Gisela wieder zur Besinnung gekommen, erkannte, daß sie vor der Königin stehe und überreichte ihr schweigend den gefundenen Ring. Karl, der das Auge zu Boden schlug, sah es nicht.

Aber kaum hatte Edmund geendet, so erhob er das Auge und war wieder ganz, wie Jener gesagt, der König, und rief dem Angelsachsen zornig

entgegen: „Du lügst, Heuchler! Ich machte nicht gemeines Spiel mit dir! Ich erkenne meine Schuld und will sie nicht verbergen vor der gekränkten Königin.“

Jetzt aber war es an Fastraden, ihm rasch in's Wort zu fallen. Denn sie erkannte augenblicklich, daß nur der Zauber des Ringes Karl's Leidenschaft für das fremde Mädchen geweckt, und da der König wohl die Wirkung, nicht aber die Ursache dieses Zaubers an ihr selbst wieder erfahren sollte, so schnitt sie jenes Schuldbekenntniß ab mit Worten der Liebe und Verzeihung.

Dem Könige fiel es wie Schuppen von den Augen. Gisela, des Ringes ledig, dünkte ihm reizlos, Fastrada dagegen ein herrlicheres Weib als je zuvor. Ein doppelter Zauber wirkte in ihr: der magische des Ringes und der natürliche der Güte, Huld und Vergebung. Und da zugleich der plötzliche Uebergang von Angst und Kummer zur Seligkeit des wiedergewonnenen Liebesbesitzes verklärend in Blick und Stimme Fastradens nachzitterte, so fragt es sich, ob diesmal der natürliche Zauber nicht mächtiger noch gewesen sey als der magische.

Beide glaubten ein Geheimniß zu wissen, welches dem andern verborgen liege, und doch wußte nur Edmund das volle Geheimniß Beider. So mochten alle Drei gern eine Weile schweigend sinnen.

Gisela unterbrach diese Pause, um die Geschichte von Meginher und ihrem Vater wiederholt und genauer zu erzählen und Recht von dem Könige zu erbitten. Mit stiller Beschämung entgegnete Karl: „Ich habe dir schon versprochen: Meginher wird deinen Vater freigeben und Buße zahlen. Glaubst du jetzt, daß ich dein König bin?“

Fastrada rief das Mädchen bei Seite unter dem Vorwande eines Geschenkes, eigentlich aber, um sie leise auszufragen, wie sie zu dem Ring gekommen sey? Gisela bekannte, daß ihr Edmund denselben gegeben, und die Königin beschloß, in der ersten unbewachten Stunde den räthselhaften Mann scharf in's Verhör zu nehmen.

Zugleich hatte der König den Angelsachsen bei Seite genommen und fragte ihn leise, mit zornigem Blick: „Welche Strafe soll ich dir zumessen, daß du deine Maske fallen ließest, bevor ich es dir ausdrücklich befahl?“

„Mit Wort oder Wink, hattest du gesagt, mein König," entgegnete Edmund. „Du selbst zwar winktest nicht, aber die Lage, in welcher du dich befandest, winkte, und in dem Wink der Lage vollendete sich erst jener Witz der Thatsachen, den ich dir als Morolf statt eitler Wortwitze verhieß."

Die Königin trat dazwischen. Als Karl eine Weile an ihrer Seite weiter gewandelt war, den Palaste entgegen, sah er sich nach Edmund um. Er war verschwunden.

Fünftes Kapitel.

König Karl hielt in stiller Nacht auf einsamem Lager Rückschau über die Erlebnisse des Tages; er konnte keinen Schlaf mehr finden.

Dieser Edmund, welchen er so sicher zu demüthigen gedachte, hatte ihn vielmehr gedemüthigt, ja er hatte jene verruchte Moral, wofür er bestraft werden sollte, zuletzt noch benützt, um den König selbst aus viel schlimmerer Verlegenheit zu reißen. Karl mußte ihm wohl gar noch danken für die Trugschlüsse seiner höchst brauchbaren Sophistik. Freilich hatte der König, da er sich selber wiederfand, diese Hülfe mit Abscheu zurückgewiesen; allein waren die Gedanken, mit welchen er vorher angesichts der schönen Gisela sein Gewissen im Stillen beschwichtigte, nicht im Grunde dieselben gewesen, welche Edmund laut ausgesprochen hatte?

Doch war Karl durch Edmund, diesen Teufel von einem Heiligen, wenigstens um eine Erkenntniß reicher geworden, welche ihm mit aller Seelenqual nicht zu theuer erkauft schien. Was Edmund die höchste Kunst des Weisen genannt, sündigend im Geiste erhaben zu bleiben über der Sünde, das erkannte Karl jetzt vielmehr als den Fallstrick zur wahren Todsünde. Sündhafter noch als die That der Sünde, dünkten ihm die Gedanken, mit welchen wir jene entschuldigen. Und je weiser Einer ist, um so ärger sündigt er durch solche Gedanken. Wird es dem hellsten Verstande leichter, die Sünde zu durchschauen und zu fliehen, als dem dämmernden Geiste gewöhnlicher Menschen, so wird es ihm auch leichter, den Mantel der Sophistik über dieselbe zu breiten und sich im Geiste erhaben zu wähnen über die eigene schlechte That. Und so hat der Weise doch wiederum nur die größere Gefahr voraus, wie sich's auch gebührt. Karl aber, der sich bis dahin vor Allen im Geiste erhaben gewußt über die Fehltritte, welche er dennoch beging, erschien sich jetzt vor Allen als der ärgste Sünder.

Seine innere Angst aber wuchs, als er sich von

dieser Selbstschau menschlicher Schwächen zu den politischen des Königs wandte, wie sie Morolf heute leise und doch so kühn zu berühren gewagt. Ueberall erblickte er den ähnlichen Selbstbetrug: gute Zwecke und schlechte Mittel. Edmunds Moral war ihm zum Gespenst geworden, welches ihm fast aus jeder seiner Herrscherthaten drohend entgegen stieg. Und in diesem steten Widerspruch halber Lüge und halber Wahrheit begann ihm aller feste Boden unter den Füßen zu wanken und sein mächtiges Frankenreich däuchte ihm zuletzt nur noch ein windschiefer Bau, den er allein mit gespanntester Kraft mühesam noch im Sturze stütze. Doch die Faust ward ihm im wachen Traume schwächer und immer schwächer, und vergebens sah er sich nach den Söhnen um, die ihm gleich verzweiflungsmuthig helfen, die ihm die ungeheure Last abnehmen könnten, wenn jene Faust im Tode erstarrte.

Da fiel er in Schlaf und sah im Traume das seltsame Bild, von welchem ein Mainzer Mönch geschrieben hat. Ein Mann mit Edmund's finstern, kalten Zügen trat vor ihn und übergab ihm ein blankes Schwert, worauf vier deutsche Worte

geschrieben standen, und forderte ihn auf, die Schrift zu lesen und fest im Gedächtniß zu halten; denn sie werde sich erfüllen zur bestimmten Zeit. Unter dem Griff des Schwertes stand „Raht," in der Mitte der Schneide erst „Radoleiba," dann „Rasg," und an der Spitze „Enti." Als aber Karl erwachte, wußte er die vier Worte noch ganz genau.

Am frühen Morgen ließ er Edmund rufen, erzählte ihm den Traum und forderte, daß er, dessen Gestalt ihm in jenem Nachtgesicht das Schwert gegeben, nun auch den Räthselsinn der Inschrift lösen solle. Edmund betheuerte, es nicht zu können, und wenn je ein Mensch die dunkeln Worte zu deuten vermöge, so sey es König Karl selber. „Denn die tiefsten Träume," so schloß er, „steigen auf aus unsers eigenen Geistes heimlichsten Gedanken, und nur in unsern heimlichsten Gedanken finden wir darum auch den Schlüssel ihres Sinnes."

Diesem Winke folgend, dachte Karl lange nach über die vier Worte. Dann aber berief er die Großen und Weisen seines Hofes, legte ihnen den Traum vor und forderte sie auf, ihn zu deuten. Doch Alle verstummten. Da nahm der König das

Wort und sprach: „Der Herr, welcher mir im Schlafe den Mann mit dem Schwerte geschickt, hat auch im Wachen meinen Geist erleuchtet, daß ich den Zusammenhang jener Worte fand. Sie verkünden das Schicksal unsers Reiches. „„Naht““ — Vorrath und Fülle — bezeichnet die Gegenwart, welche uns im Ueberflusse der Güter und der Macht sieht. „„Radoleiba““ — Erbtheil — wird meinen Söhnen zufallen; aber wer blos erbt und nicht auch erarbeitet, der mindert Gut und Macht. Unter den Enkeln schon kommt darum „„Nasg““: — naschen und rauben wird man an den Trümmern des Erbes; und sind auch diese raubenden und beraubten Enkel dahingegangen, dann wird sich erfüllen, was an der Spitze des Schwertes steht: es nahet „„Enti,““ ob aber das Ende der Welt oder blos unsers Stammes und Reiches, das weiß Gott der Herr allein.“

So tief und schmerzlich bewegten Geistes schaute Karl die Zukunft seines großen Lebenswerkes und war zu der nagenden Selbstprüfung doch nur durch einen Menschen aufgerüttelt worden, von welchem er immer noch nicht wußte, ob derselbe der weiseste Narr sey oder der tugendhafteste Heuchler. Als sich

Karl darum wieder allein fand, ließ er abermals Edmund rufen und befahl ihm mit scharfem Ernste, daß er nun ohne Umschweif bekenne, welches von Haus aus sein natürliches Gesicht sey und welches die Maske? Ob der strenge Edmund sich mit Absicht in den wüsten Narren vermummt habe, oder der schwelgende, verneinende Morolf in den herben Asceten und Eiferer? Ob er wirklich jemals geglaubt habe, aus Tugend sündigen zu müssen, oder ob er die Tugend sammt der Sophistik nur vorgehalten habe zur Beschönigung seiner eingefleischten Sünden?

Edmund erwiderte: „Du forderst die nackte Wahrheit, großer König; wohlan, so vernimm sie denn! Nicht das Eine oder Andere war Maske, sondern Beides. Ich bin weder der reine Tugendheld, welcher ich anfangs, noch der Wüstling und verneinende Spötter, welcher ich nachher zu seyn schien. Meine wahre Natur steht in der Mitte. Unter mäßigen Leuten bin ich gerne nüchtern und zeche gerne mit lustigen Gesellen; Ernst und Strenge ist mir werth, aber Schalkheit sitzt mir zu Zeiten auch bequem. Ueberfromm zu seyn wie Edmund, ist im Grunde meiner Natur zuwider und überböse wie

jener Narr und Gaukler nicht minder. So war denn Beides Maske und es bleibt zuletzt nichts übrig als ein gewöhnliches Menschenkind wie die meisten Andern. Nun kam ich aber an deinen Hof, um Welt und Menschen zu erforschen und erkannte bald, daß dieses nur gar dürftig gelingt ohne eine Maske. Je schärfer ich aber die Welt dieses Hofes erkannte, um so gewaltiger drängte es mich, dir gleichfalls die Augen zu öffnen und die Wahrheit zu sagen. Das hätte ich niemals gekonnt, wäre ich dir als der gewöhnliche, mittlere Mensch begegnet, welcher ich wirklich bin. Denn Fürsten lernen von Jugend auf nur das Ungewöhnliche beachten, ja sie glauben ihrer Würde zu vergeben, wenn sie solchen Menschen nahe treten, die nicht über das Durchschnittsmaß hinausgewachsen sind. Also versuchte ich's zuerst mit dem übermenschlichen Asceten und Sittenrichter. Da ich aber in dieser Maske dein Gemüth mehr abstieß als zum Vertrauen heranzog, ergriff ich die Gestalt des offenbarsten Gegenbildes und zeigte dir einen so über alles Maß emporsteigenden Widerspruch der Natur, daß du dich wirklich mir gefangen gabst. Ich habe erreicht, was ich

wollte; ich habe den Hof ausstudirt und dem größten Könige, wie kein Anderer, die Wahrheit gesagt. Jetzt mögen beide Masken fallen, damit du in Edmund nur noch erblickest, was er wirklich ist, einen natürlichen Menschen, nicht besser und nicht schlechter als die Mehrzahl seiner Brüder."

„Du lügst," rief Karl, „und fügest zu zweien Masken die dritte! Wärest du der einfache Mann des Mittelmaßes, den zu heucheln dir eben beliebt, so würde dir's gar nie eingefallen seyn, so abenteuerliches Spiel zu treiben. In der Schlinge deiner eigenen Lügen fängst du dich; doch habe ich nicht leicht einen listigeren und gefährlicheren Gesellen gesehen. Ein böser Fürst würde dich zu seinem Vertrauten erheben, um deine Moral zur Staatsmoral zu machen; ein schwacher Fürst würde dich einsperren oder fortjagen; ich befehle dir, daß du bleibest, ungestört und ungeehrt, mir zur Buße und zum Mahnzeichen der Selbsterkenntniß. Und also geh! — Doch bleibe! Kannst du überhaupt ein einziges wahres Wort sagen, so bekenne mir nur dies: Hast du jemals auch nur eine Stunde, nur einen Augenblick an deine eigene Lehre geglaubt,

daß man zur höhern Ehre Gottes die freie Opferthat des Lasters vollbringen müsse? Ist es möglich, daß ein Mensch so schwer sich selbst betrüge?"

Edmund schwieg und sann und bat den König, daß er ihm nur etliche Stunden einsamen Nachdenkens gönnen möge, dann wolle er diese geheimste Falte seines Gewissens bloßlegen.

Allein der Tag verging und Edmund blieb aus. Man suchte ihn und fand keine Spur. Er war verschwunden und Niemand hat ihn wiedergesehen.

Vergelt's Gott!

Erstes Kapitel.

Seit vielen Jahren lagerte der „krumme Hans" im Südportale des Augsburger Domes und bettelte. Er hatte keinen Familiennamen und wußte auch nichts von seinen Eltern; denn ein Bettler kann der Ahnen entbehren, er steht auf sich allein und alle mildthätigen Leute sind seine Vettern und Basen. Wie alt er war, wußte Hans eben so wenig; doch konnte er sein Alter ungefähr schätzen. Als kleiner Bube hatte er nämlich mit zugeschaut, wie Ulrich Schwarz, der Augsburger Bürgermeister, im sammtenen Rathsmantel gehenkt wurde; Hans saß damals rittlings auf einer Mauer, in dem Augenblicke aber, als der Bürgermeister von der Leiter fiel, verlor auch er das Gleichgewicht und fiel herab, brach das Bein und war und hieß nun nach übel vollender Cur der krumme Hans. Das krumme

Bein verschaffte ihm dann später den Freibrief der Bettelei und die prächtige Stelle im Domportal. Nun hatte man 1478 geschrieben, als der böse Bürgermeister an den Galgen kam, also schätzte der krumme Hans, daß er selber so um 1470 geboren sey.

Tag für Tag und Jahr um Jahr hielt er seinen Platz warm und hatte endlich den Stein hinten in der linken Ecke des Portales ganz glatt gesessen; das alte Jahrhundert war versunken und das neue heraufgestiegen, Kaiser Friedrich war gestorben und Kaiser Maximilian, böse und gute Zeiten waren vorübergegangen: der krumme Hans blieb so fest auf seinem Steine, als gehöre er mit zu den Standbildern, welche ringsum das Portal schmückten. Er war allmählig alt geworden und erschien doch immer der Gleiche, ein Mann des Jammers in Mienen und Geberden, innerlich aber seelenvergnügt über seinen Beruf, den er für den allergemüthlichsten hielt, und über seinen Stein, welcher ohne Zweifel der würdigste und einträglichste Bettelplatz in der ganzen Reichsstadt war.

Nun geschah es, daß der Bettler in seinen alten Tagen einen Schatz fand, den mancher Reiche

vergebens sucht, nämlich einen Menschen, welchen er lieb haben konnte, als wäre er sein leibliches Kind, einen jungen Freund und Bettelgenossen, gleich seelenvergnügt im gemeinsamen Berufe wie er selber, einen Freund, in welchem ihm die Jugend zum zweiten Male wieder blühte. Dieser Freund hieß Veit Roluf.

Als ihn der krumme Hans kennen lernte, war Veit etwa sechzehn Jahre alt, und Hans witterte augenblicklich des Jünglings reiches Talent zum Betteln. Denn obgleich der arbeitsscheue Bursche noch so jung war, wußte er doch schon die ganze Stadt zu täuschen, daß sie glaubte, er habe einen lahmen Arm und eine entsetzlich verstümmelte rechte Hand. Mit bewundernswerther Kunst hielt er den Arm allezeit steif und zog die Schulter schief hinauf, als gehe ihm die Lähmung bis zum Halse. Die kranke Hand aber war dicht mit schmutzigen Tüchern umwickelt, und begehrte Jemand den Schaden zu sehen, so schälte Veit mit so herzzerreißendem Stöhnen einen blutigen Lumpen nach den andern los, daß Jener gewiß schon genug hatte, bevor nur die Hälfte dieser Hüllen gefallen war. Selbst den Bettel-

vogt hatte Veit Roluf hinter's Licht geführt und ihm das Blechzeichen abgelistet, durch welches er sich nun als ein wegen schwerer Gebrechen obrigkeitlich geduldeter Bettler ausweisen konnte.

Alle wahre Freundschaft wurzelt in der Ergänzung zweier verschieden gearteter und dennoch verwandter Naturen. So war es auch bei den beiden Bettelleuten. Hans war krumm und Veit war lahm, also Jeglicher ein Krüppel. Aber das krumme Bein des Alten war Natur, der lahme Arm des Jungen Kunst. Darum glaubte Hans, daß er in diesem Stück bevorzugt sey, seines Gebrechens sicherer, und daß also auch sein Beruf auf einer gediegeneren Grundlage ruhe. Denn arbeitskräftigen Bettlern legte der Gassenknecht zeitweilig das Handwerk. Dagegen besaß Veit einen anderen beneidenswerthen Vorzug: er war ein Augsburger Stadtkind; die eingeborenen Bettler aber duldete man dauernd, während die Fremden so als um's andere Jahr aus der Stadt geschafft wurden. Da der krumme Hans selbst nicht wußte, wo er zur Welt gekommen, so würde ihn dieses Loos schon längst getroffen haben, wenn er sich nicht in einem historisch so wichtigen Moment

und angesichts der ganzen Stadt zum Krüppel gefallen hätte. Als ein lebendiges Wahrzeichen des denkwürdigen Tages ließ man ihn in Frieden, und Hans behauptete zuletzt, er sey zwar kein Eingeborener, aber auch kein Fremder, sondern ein Adoptivkind der Reichsstadt Augsburg. Dies also war der zwiefache Unterschied bei zwiefacher Gleichheit, welcher die beiden Bettler zu neidlos sich ergänzender Freundschaft führte: Hans war ein natürlicher und Veit ein künstlicher Krüppel, Veit dagegen ein natürlicher und Hans ein künstlicher Augsburger.

Der alte Hans wußte aber seine Zärtlichkeit an dem jungen Veit nicht inniger auszulassen, als indem er ihn auf's strengste in die Schule nahm: er wollte ihn zu einem Bettelvirtuosen ohne Gleichen machen; so viel Geist und Gaben, wie sie Veit Roluf besaß, sollten der Vaterstadt nicht verloren gehen oder in Stümperei und Liebhaberarbeit verpuffen. Denn Hans konnte sich den vollkommensten Menschen nur in der Gestalt des vollkommensten Bettlers denken, und im ewigen Leben begehrte er kein besseres Theil, als daß er neben Sanct Peter an der Himmelsthüre sitzen und in Ewigkeit die einziehenden

Seelen anbetteln dürfe, ganz so wie hienieden die Kirchgänger am Südportale des Augsburger Domes.

Neidlos enthüllte darum Hans dem jungen Veit alle Geheimnisse der höheren Bettelkunst, die er sich ausgesonnen und während seiner langen Praxis bewährt gefunden. Keinem andern Menschen würde er sie verrathen haben, allein die Liebe öffnete ihm den Mund. Vor allen Dingen aber suchte er dem Freunde den ächten Zunftstolz einzuflößen und ihn vor Zersplitterung seines Talentes in den niederen Zweigen der Bettelei zu behüten.

„Du darfst kein fahrender Bettler werden, mein Sohn," so sprach er wohl, „kein Fechtbruder, der in Häusern und Gassen, ja wohl gar auf den Heerstraßen umherzieht: das ist gemeine Landstreicherart, die schickt sich nicht für unsereins. In jedem Beruf ist der seßhafteste Mann der ehrenfesteste, und ich sitze schon fünfundzwanzig Jahre auf diesem selben Stein. Aber ein sitzender Bettler und ein sitzender Bettler ist auch wiederum zweierlei: es kommt darauf an, wo er sitzt. Das sind geringe Leute, die an den Stadtthoren und Straßenecken lagern; der Platz an der Kirche macht erst den rechten Mann.

Der Schinder und Schäfer heißt ein Doctor, weil er Kranke curirt, und mehr thut selbst des Kaisers Leibarzt nicht; so groß aber der Sprung vom studirten Doctor zum Doctor Schinder, so breit ist auch die Kluft zwischen dem seßhaften Kirchenbettler und dem sitzenden Gassenbettler. Der geistliche Stand ist der erste, und der Kirchenbettler gehört doch wohl mit zur Geistlichkeit, er ist nahezu so gut wie ein Bettelmönch, nur daß er's ohne Gelübde treibt und auf eigene Faust. Hat der Dompfarrer drinnen in der Kirche von den guten Werken gepredigt, so kann die Gemeinde beim Herausgehen an meiner ausgestreckten Hand erweisen, ob sie auch Thäter des Wortes zählt, und spreche ich nach jedem Heller, der zu mir herabfällt, „„Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!““ so ist das auch eine Predigt, kurz zwar, aber verständlich für Jedermann.“

Und also bewies Hans ganz klar, daß er zum höchsten Bettleradel gehöre. Allein damit war es noch nicht genug. Seines Erachtens behauptete er wiederum innerhalb dieses Adels den höchsten Posten im römischen Reiche zu Lehen zu tragen; denn eben

jener Stein, welchen er seit fünfundzwanzig Jahren glatt gesessen, ruhete auf einer ganz eigen privilegirten Stelle. Als nämlich die Bischöfe von Augsburg den gothischen Westchor zum altromanischen Bau des Domes fügten, lag ihnen ein Stück Reichsstraße quer im Wege. Die Stadt erlaubte den Bau auf diesem ihrem Grund und Boden, behielt sich aber das Recht des Durchganges vor vom Süd- zum Nordportale quer durch die Kirche.

„Darum," sprach Hans zu seinem Freunde, „ist der Stein zwar, worauf ich sitze, bischöflich, der Boden aber, in welchem der Stein sitzt, ist reichsfrei, und also kann ich mich wohl einen landesherrlichen und einen reichsunmittelbaren Bettler zugleich nennen. Nur wenn es im Mittag die Sonne gar zu gut meint, ziehe ich mich tiefer in den Schatten des Gewölbes auf rein bischöflichen Boden zurück. Allein dies ist eben wiederum ein Vorzug vor meinem Nachbarn am Nordportale, der sonst einen fast gleich guten Platz behauptet; denn er bettelt zwar auch bischöflich und reichsunmittelbar zugleich, er bettelt aber das ganze Jahr im Schatten."

Hier machte der krumme Hans eine lange Pause

und fuhr darauf bewegteren Tones fort: „Muß ich einmal sterben, dann sollst du, mein Sohn, der Erbe meines Platzes seyn. Das geht freilich hier in Augsburg nicht wie in Köln, wo die Bettelleute ihren Töchtern so ohne Weiteres einen guten Kirchenplatz zur Aussteuer mitgeben: bei uns muß man Schritt für Schritt den Berg erklimmen. Setze du dich darum einstweilen vor das Pförtchen bei St. Anna; die Stelle ist gering und trägt nicht viel, aber für einen Anfänger ist sie doch nicht zu verachten. In Jahr und Tag kannst du dann vielleicht zum Nordportal des Domes vorrücken, denn der Bettler da drüben hustet in einem fort, daß ich's bis zu meinem Stein herüber höre: er wird's nicht lange mehr treiben. Hast du aber erst einmal dort im Schatten festen Fuß gefaßt, so magst du auch leicht mir hierher auf die Sonnenseite nachrücken, wenn es einmal Gott gefallen wird, mich aus diesem irdischen Betteloch abzurufen an das Südportal seines himmlischen Domes."

Der Alte hatte Anfangs im gewohnten weinerlichen Ton gesprochen, als flehe er um ein Almosen, zuletzt aber kamen ihm die wirklichen Thränen. Veit

hörte leuchtenden Auges, welch glänzende Zukunft ihm eröffnet wurde, und sagte halb lächelnd, halb weinend: „Vergelt's Gott tausendmal!" und drückte dem väterlichen Freunde die Hand. Und der stille Jubel über den Ruhm, den ihm der Freund erschloß, verdrängte bald den wehmüthigen Gedanken, daß der Gipfel dieses Ruhmes doch erst mit des Freundes Tod zu erreichen sey. Darf ein Kronprinz nicht mit stolzer Freude dem künftigen Herrscherberuf entgegensehen, obgleich er weiß, daß er erst durch seines Vaters Tod zum Thron aufsteigen wird? Veit dünkte sich jetzt auch ein Kronprinz. Bettelnd war er aus den Träumen seiner Kindheit erwacht; Bettelbuben waren seine Spielkameraden gewesen; unter dem Bettlervolk fand der Jüngling Freunde und Gleichstrebende; nur durch Bettelstreiche hatte er bei ihnen Lob und Bewunderung gewonnen; kein anderer Weg stand ihm in der zünftig ausgetheilten Welt offen als die Bettelfahrt. Sollte er die reichen Kaufleute und Handwerker beneiden und ihnen nacheifern, da er doch niemals ihres Gleichen werden konnte? Es kommt darauf an, welches Glanzgestirn uns in der Jugend zum ersten Male recht tief in

die Seele leuchtete: dem ersten Sterne folgen wir zumeist durch's ganze Leben. Wäre Cäsar jener Stern gewesen, so würde Veit Roluf nach dem Ruhme eines Helden gerungen haben, wäre es Homer, nach Dichterruhm; nun aber war ihm der krumme Hans, der so fest auf seinem Steine saß, jener Fixstern: Hans war ihm Cäsar und Homer. Darum dürstete er, den krummen Hans zu erreichen, ja zu überglänzen im Bettlerruhme.

Dankbar befolgte er den Rath des Alten und setzte sich vor das Pförtchen von St. Anna, und kein Heller war ihm zu abgegriffen, kein Stück Brod zu trocken, daß er's nicht angenommen hätte. Denn die Lust und List des Gewinnens reizte ihn mehr als der Gewinn selber. Jeden Abend aber ging er zum krummen Hans, erzählte ihm die Abenteuer des Tages, und mehr wiederum als die Lust des Gewinnens beglückte ihn dann des Alten sparsames Lob. So war Veit glückselig über seinen schönen Beruf und Hans glückselig über den Veit, und im ganzen römischen Reich gab es wohl keine zufriedeneren Bettelleute als die beiden Freunde.

Zweites Kapitel.

Und dennoch kam Alles anders, als Beide gehofft, und zwar aus zwei gewichtigen Gründen.

Denn ernstlich war der dröhnende Husten des Bettlers am Nordportale kein Zeichen der Schwindsucht, sondern vielmehr der ungebrochenen Kraft seiner Lungen. Dieser Husten, welcher selbst den krummen Hans täuschte, war ebenso gut vollendete Kunst, wie Veit Roluf's lahmer Arm, und also wurde auch in Jahr und Tag der ersehnte Platz nicht frei.

Zweitens aber zog die Reformation durch's deutsche Land und vorab durch die deutschen Städte. Da räumte nun wohl endlich der unverwüstliche Mann am Nordportale im Jahre 1537 seinen Platz, obgleich er immer noch mit frischer Kraft forthustete, allein auch die anderen Kirchenbettler wurden

vertrieben und der ganze katholische Clerus dazu, und der Dom ward eine lutherische Kirche. Der krumme Hans folgte dem Bischofe mit dem Kapitel und den Domschätzen in's Exil nach Dillingen: — weil er sich für eine Art lebendiges Inventariatsstück des Domschatzes ansah, so achtete er's unter seiner Würde, an einen anderen Ort zu fliehen. Nun standen freilich die beiden Plätze mit einem Male leer, aber Niemand wagte, sie wieder einzunehmen; Veit Roluf, der nächste Anwärter, war längst sogar von der bescheidenen Kirchenthüre bei St. Anna verjagt worden: ihn hatte schon vor fünf Jahren die Reformation aus der Laufbahn eines seßhaften Kirchenbettlers hinausgeworfen, und er fristete sich, in den Häusern umherschleichend, ein kümmerliches und ruhmloses Leben; denn lutherisch bettelte sich's nirgends mehr so gut wie katholisch.

Rührend war der Abschied der beiden Freunde, als der krumme Hans, ein so festgesessener hoher Sechziger, nun noch den Wanderstab des Flüchtlings ergreifen mußte. Während der Junge verzweifelnd klagte über die steigende Schlechtigkeit der Zeit, die nicht einmal einen Bettler mehr ruhig und ehrenvoll

sein Brod gewinnen lasse, war der Alte voll Würde und Ergebung. „Bettle du nur stille fort,“ sprach er, „bleibe treu deinem Berufe und meinen Lehren. In kurzer Frist werden wir alle wiederkommen und fester auf unsern Stühlen und Steinen sitzen als vorher. Wer der höchsten Ehren seines Berufes werth seyn will, der muß auch für denselben dulden können. Dies, mein Sohn, bedenke zu jeder Zeit, dann wirst du auch den krummen Hans nicht ganz vergessen. Und nun behüte dich Gott!“

Veit vergaß in der That des väterlichen Freundes nicht und trug seine Lehren in treuem Gedächtniß. Da aber die ganze Stadt lutherisch geworden war, so bekam er fast immer Scheltworte zur kargen Gabe, wenn er nach seines Lehrers Weise sagte: „Vergelt's Gott für die armen Seelen im Fegfeuer,“ und ward also endlich lutherisch gleich den Anderen, schnitt die armen Seelen hinweg, schaffte das Fegfeuer ab und dankte nur noch mit einem kurzen „Vergelt's Gott!“ Da ging es ihm eine Weile wieder ein klein wenig besser.

Zu selbiger Zeit brach eine pestartige Seuche in

Augsburg aus. Die Spitäler füllten sich, und es fehlte an Pflege für die ansteckenden Kranken, manche Wärter liefen davon, andere erlagen der Seuche. Veit, der in den bösen Tagen kaum mehr das trockene Brod zusammenbettelte — denn die reichen Leute flohen aus der Stadt —, war des Lebens herzlich müde und dachte zum öfteren daran, sich selber aus der Welt zu schaffen. Da kam er zuletzt auf den Gedanken, die am wenigsten sündliche Art von Selbstmord sey wohl, wenn er als Krankenwärter in ein Pesthaus gehe. Also meldete er sich zu diesem Dienste. Man stutzte zwar anfangs über den lahmen Bettler, da aber die Hülfe eines Armes doch immer besser schien als gar keine, so nahm man ihn an.

Kaum aber befand sich Veit im Spitale, so geschah ein Wunder an ihm. Der faule Geselle, welcher bis dahin niemals eine wahre Arbeit geschmeckt, wurde wie berauscht von dem Gedanken, daß er nun auch arbeite wie andere Leute. Während er nur sonst „Vergelt's Gott!" gesagt, hörte er jetzt auf einmal, daß die Andern — Kranke, Genesende und Sterbende — ihm „Vergelt's Gott!" zuriefen, und nicht im leierhaften Bettlertone, sondern

aus tiefstem, vollstem Herzen. Wie ein zündender Strahl fuhr es ihm durch die Seele, daß Geben seliger sey als Nehmen. Und nun eben geschah das Wunder. Veit, der bis dahin nie sich selbst vergessen, nie den Arm bewegt hatte und die steife Schulter so kunstvoll heuchelte, um zu faullenzen und sich fremde Barmherzigkeit zu erschleichen, vergaß nun sich selbst, da er gegen Andere Barmherzigkeit übte, und griff plötzlich zu mit beiden Armen im seligen Taumel der Arbeit und der Menschenliebe.

Staunend bemerkte der Spitalpfarrer, wie der lahme Veit so frisch mit gesunden Gliedern in's Zeug ging und die schmutzigen Lumpen wegwarf, in welche seine Hand gewickelt war. Aber viel mehr noch staunte Veit selber, da ihm der Pfarrer zurief: „Veit, wo ist denn dein lahmer Arm geblieben?"

Jetzt erst gewahrte der Bettler, wie ganz er sich und seine Lahmheit dazu vergessen hatte, und fuhr auf wie aus einem Traume und blickte auf seinen Arm, ob der auch gewiß nicht mehr lahm sey. Dann erwiderte er endlich, roth bis über die Ohren: Ein

Arm reicht nicht mehr in diesem Elend, da muß ich wohl beide nehmen." Weiter sprach er kein Wort und griff nur um so tapferer zu, daß er seine Beschämung verberge. Und auch der Pfarrer ging schweigend vorüber.

Aber die Mähr von der plötzlichen Heilung des lahmen Veit lief rasch durch die ganze Stadt, und wie die Engel im Himmel ihre ganz besondere Freude haben über einen Sünder, der umkehrt, so freuten sich auch alle guten Leute in Augsburg ganz besonders über Veit Roluf's Wunderkur. Der lahme Veit war bis dahin ein volksthümlicher Lump gewesen, jetzt ward er über Nacht ein volksthümlicher Ehrenmann. Der Spitalpfarrer, welcher mit feinem Takte schwieg, als Veit beschämt vor ihm gestanden, redete nachgehends um so lauter bei anderen Leuten über Veit und erwirkte, daß man den ehemaligen Bettler auch nach dem raschen Verlauf des Sterbens beim Spitale behielt. Veit aber bewährte sich fort und fort so wacker, daß er nach Jahr und Tag zum Spitalhausmeister aufrückte, mit freier Wohnung, Kost, Holz und Licht, einem neuen Rock zu Georgi und Michaeli und einem

Hausgärtchen für Obst, Salat und Petersilie, dazu auch etlichen Gulden Baargeld.

Das war abermals ein Wunder. Ein reichsstädtischer Magistrat hatte seinen lahmen Arm auch einmal bewegten Herzens vergessen, ganz ebenso wie Veit Roluf, und keinen Günstling aus vetterschaftlichen Kreisen zu jenem Posten befördert, sondern den im Feuer erprobten Mann, obwohl derselbe nur aus einer Bettlersippschaft stammte.

Dem Veit aber sah es nun kein Mensch mehr an, daß er so lange Zeit bettelnd auf der faulen Haut gelegen. Sein Blick war fester geworden, sein Gang mannhafter, mit gerechtem Stolz empfand er, was es heißt, im selbst errungenen gesicherten Behagen leben, geachtet von seinen Mitbürgern. Gar oft fragte er sich: „Was wird der krumme Hans dazu sagen?“ Denn das süßeste bei allen später gewonnenen Ehren bleibt doch, daß wir unsern Jugendfreunden zeigen können, zu welch einem Prachtburschen wir uns wider Erwarten ausgewachsen haben. Und Veit dachte, der krumme Hans müsse jetzt wohl glänzen vor Freude, wenn er seinen Freund und Schüler in so hohen Würden sehe.

Mitunter überlief es ihn jedoch auch heiß und er zweifelte, ob die Hausmeisterwürde dem stolzen bischöflichen und reichsunmittelbaren Bettler denn doch so ganz recht sey. Allein das war nur ein leichtes Wölkchen, welches beim nächsten Sonnenblicke wieder zerrann.

Da kam abermals eine neue Zeit. Die protestantischen Fürsten und Städte hatten im schmalkaldischen Kriege das Spiel gegen den Kaiser verloren; am 23. Juli 1547 zog Karl V. mit vielem Kriegsvolk in Augsburg ein, Bürgermeister und Rath empfingen ihn, schwarz gekleidet, kniefällig und boten ihm vier Lastwagen voll Wein als Willkommtrunk, und in denselben Tagen weihte der neue Bischof und Cardinal Otto Truchseß, welcher inzwischen statt des im Exil verstorbenen Bischofes Christoph zu Dillingen erwählt worden war, den Dom und die meisten Kirchen der Stadt auf's Neue zum katholischen Gottesdienste ein.

Der alte Bischof Christoph hatte zwar seinen Sitz nicht wieder bestiegen, der krumme Hans aber war wieder gekommen mit dem neuen Bischofe und saß zum erstenmale wieder auf seinem Stein, als

der berühmte Michael Sidonius vor dem Kaiser sammt vielen vornehmen Herren und zahllosem Volke im Dom über das Meßopfer predigte.

Unverändert, als sey er gestern weggegangen, saß der fast achtzigjährige Bettler in dem Südportale, und doch lagen zehn Jahre der Verbannung hinter ihm. Auf drei Männer blickte alles Volk an diesem Tage mit besonderem Staunen: auf den Prediger, den Kaiser und den Bettelmann. Eine lebende Bildsäule, saß der Alte da, kein Lichtstrahl der Freude oder des Triumphes flog über seine steinernen Züge; als ob gar nichts derweil geschehen sey, sprach er heute seine Gebete wie vor zehn Jahren, reckte die welke Hand aus und murmelte in den langen weißen Bart: „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!“ Ueberreich flossen ihm die Gaben zu, daß er sie kaum bergen konnte; ihn aber berührte das scheinbar gar nicht, und hätte man ihm keinen Heller geschenkt, es würde ihn scheinbar eben so wenig berührt haben. So meisterhaft beherrschte er sich selbst und seine Kunst.

Am Nachmittag eilte Veit Roluf zum Dome; er

hatte gehört, der krumme Hans sitze wieder dort; er wußte kaum, wie ihn seine Füße trugen, so fieberhaft schüttelte ihn der nahe Augenblick des Wiedersehens. Schon von der Ferne rief er dem Freunde laute Grüße zu und winkte und schritt in stürmischer Eile gegen das Portal. Aber es war, als ob er hier wider einen Stein pralle; der Alte rührte sich nicht; er ließ den Rosenkranz zwischen den Fingern gleiten und betete leise sein Paternoster fort. Veit trat ihm gegenüber, bot ihm die Hand und hieß ihn mit Thränen im Auge herzlich willkommen. Da hielt der Alte einen Augenblick an; seitwärts und von unten herauf blickte er lange und fest nach dem ehemaligen Freunde hinüber und maß ihn langsam vom Kopf bis zum Fuße: — es war ein Blick des tiefsten Mitleids und der tiefsten Verachtung. Alles war erstorben an dem alten Manne, nur das Auge bewahrte ein Feuer und eine Kraft, daß man sah, seine ganze Seele lebte noch, und in dieser Seele sein ganzer Stolz und sein ganzer Zorn.

Veit stand wie vom Blitze getroffen. Er stotterte Entschuldigungen, er bat, er flehte um ein einziges gutes Wort; der Alte betete ruhig ein Paternoster

um das andere, als säße er ganz allein auf seinem Steine, und als er Paternoster genug hatte, und Veit noch immer weiter sprach, fing er mit Ave-Maria's an. Betäubt von Scham und Zorn schlich Veit sich endlich hinweg. Der Alte schien es gar nicht zu sehen; er hatte nur einen Blick für ihn gehabt und diesen einen hatte er ihm gegeben.

Drittes Kapitel.

Veit verstand den Blick und das Schweigen des Alten. Er wußte wohl, daß der krumme Hans nicht kindisch geworden sey und aus Stumpfsinn geschwiegen habe, und schloß auch ganz richtig, daß er ihm nicht wegen des Abfalls vom alten Glauben zürne, sondern lediglich wegen des Abfalls vom alten Bettlerberuf. Er stand jetzt in so hohen Ehren, wie er sie früher nie geträumt, und doch schnitt ihm der verachtende Blick des alten Bettlers so tief in's Herz, daß es ihm plötzlich dünkte, er stehe viel tiefer noch als der schlechteste Bettelbube.

Doch das waren nur verfliegende Zweifel. Veit wußte ja recht gut, daß er inwendig und auswendig ein besserer Mann geworden sey.

Eines Tages ging er am Nordportale des Domes vorüber. Der Sitz stand leer; der hustende Bettler

war nicht wieder gekommen aus dem Exil. „Was würde mich jetzt hindern, daß ich den lange beneideten und erstrebten Platz einnähme," dachte Veit bei sich und blickte wehmüthig auf die verwaiste Stätte. Es juckte ihn, sich einmal probeweise unter das Portal zu stellen. Allein er widerstand; er sah auf seinen sauberen Rock, seinen geraden Arm und schlich kopfschüttelnd weiter.

Mehrmals versuchte er es noch, dem alten Freunde ein gutes Wort zu geben, er wollte ihn erweichen durch seine standhafte Treue, aber auch der krumme Hans blieb standhaft; er blickte jeden alten Bekannten freundlich an und redete mit ihm, für den Hausmeister hatte er kein Wort und keinen Blick mehr. Kam der nur von ferne, so betete Hans seine Paternoster so laut und eifrig, als wolle er aller Welt Sünden abbeten.

Veit ward täglich tiefsinniger. Er hätte seinen Rock in Bettlerlumpen zerreißen mögen, wenn er nur wieder einmal „Vergelt's Gott!" hätte sagen dürfen. Das murmelte er zwar oft im Selbstgespräche zwischen den Zähnen, als wolle er's neu einüben, aber den rechten Bettelton fand er nicht mehr.

Eines Tages führte ihn ein Geschäft in's benachbarte Schmutterthal, und auf dem Heimwege ging er die Heerstraße über den Sandberg. Als er den Berg hinaufstieg, kamen Kaufleute von Ulm herüber mit Wagen und Saumthieren. Sie thaten recht gemach wegen der Steigung; die Stelle war so einsam, kein Mensch weit und breit, die Kaufleute so nahe dem Ziele einer nicht ganz gefahrlosen Reise; sie mochten jetzt wohl dankbaren Herzens recht aufgelegt seyn, einem armen Teufel ein Almosen zu geben. Diese und ähnliche Gedanken fuhren dem Veit berauschend durch den Kopf; die Abendsonne verglühte so schön, die Vögel sangen so süß; es war ein wonnevoller Augenblick zum Betteln. Ehe er selbst noch recht wußte, was er that, stand er am Straßenrande und hielt den Kaufleuten, tief gebeugt, mit unverständlichem Gemurmel die Mütze entgegen. Die Kaufleute schauten ihn groß an. „Ist der Kerl doch fast besser gekleidet wie wir, der frischeste, kräftigste Mann, und schämt sich nicht zu betteln!" rief Einer aus dem Zuge, und sie gingen weiter und schoben ihn mit strafender Verachtung bei Seite.

Wie von kaltem Wasser begossen, kam Veit erst jetzt wieder zu sich selbst und schämte sich, daß er hätte in die Erde sinken mögen. Doch — so räthselhaft ist des Menschen Herz! — nicht weil er gebettelt, wurde er roth, sondern weil er so stümperhaft schlecht gebettelt hatte. „Am lahmen Arm hat's gefehlt," dachte er dann, indeß er langsam zur Stadt hinab wanderte; „hätte ich die Schulter steif gezogen wie vordem, so hätte ich auch wieder einmal Vergelt's Gott sagen können wie in alten Zeiten!"

Und im Gehen probirte er fort und fort, ob er den lahmen Arm wieder herauskriegen könne. Aber die selbstgewisse Zuversicht fehlte, es gab immer nur einen gestümperten lahmen Arm, und als er durch Oberhausen ging, wurde er durch einen Schwarm Bauernbuben aus seinen Träumen und Uebungen aufgeweckt; denn diese liefen jubelnd hinter ihm drein und machten's ihm nach, wie er beständig übend mit der Schulter zuckte und den Arm bald höher bald tiefer steif hielt.

So hatte er denn wirklich seine alte Kunst verlernt und lieferte nur noch jene Pfuscher- und

Liebhaberarbeit, vor welcher ihn weiland der krumme Hans so sehr gewarnt hatte. Er bettelte wie ein Schulbube; denn es fehlte ihm der begeisternde Glaube an sich selbst. Allein war er dafür nicht ein Meister in andern Dingen geworden? Hausmeister hieß er freilich; ob er's aber auch war im vollen Sinne des Wortes? Däuchte es ihm doch jetzt, als hielten ihn die Leute bloß für einen ungelernten Liebhaber der Hausmeisterei, ja ihm selber war es heute, als schwindle er bloß ein bischen in ehrlicher Arbeit, indeß Faullenzen und Betteln doch sein innerster, leider gleichfalls verlorener Beruf sey. Als er durch's Wertachbruckerthor in die Stadt einlenkte, fürchtete er sich, denselben Menschen in's Gesicht zu blicken, die er beim Ausmarsche noch so fest begrüßt hatte; er glaubte, sie sähen's ihm an der Nase an, daß er eigentlich kein rechter Hausmeister sey.

„Ach könnte ich doch wieder einmal ordentlich betteln!" Mit diesem Seufzer legte er sich endlich in's Bett. Und jeden Abend wiederholte er bei sich immer inniger denselben Ausruf, zuletzt so innig, daß er wieder aus dem Bette sprang und in der

Dämmerung durch die Straßen lief, und als ihm am Perlach ein fremder Herr begegnete, drückte er sich ein wenig in den Schatten des Thurmes und bettelte ihn kurzweg an. Der Fremde aber griff nicht in die Tasche, sondern erhob drohend den Stock und rief: „Ist das auch so ein verlaufener lutherischer Ketzer, der nur ohne Umstände Geld begehrt und mir nicht einmal ein Gebet für meine arme Seele bietet?“ Veit schob sich ganz sachte im Schatten weiter. „Die gute alte Zeit ist dahin!“ klagte er für sich. „Bettle ich den Nächsten katholisch an, so gehört er vermuthlich zur Augsburgischen Confession und schwenkt den Stock, weil ich nicht lutherisch bettelte. Ueberall wankt der Boden unter mir!“

Den andern Tag aber ward Veit vor den Spitalpfarrer beschieden, welcher ihn scharf in's Gebet nahm. Denn es war ruchbar geworden, daß sich der Hausmeister zu Zeiten wieder auf den Bettel lege. Veit gestand ohne Umschweif. Ordentlich gebettelt habe er freilich noch nicht, sondern nur hie und da probirt, ob das Ding noch gehe. Es stecke ein Heimweh in ihm nach der Bettelei, er könne es

gar nicht begreifen, so eine Art Schwangerschaftsgelüsten, er müsse behext seyn, auch sey es ihm seit vierzehn Tagen im Leibe nicht recht, vielleicht auch im Kopfe, und er wolle es gewiß nicht wieder thun, aber der Pfarrer möge ihm mit einem geistlichen Mittel zu Hülfe kommen gegen den Zauber; denn daß es ihm Jemand angethan, das unterliege keinem Zweifel.

Der Pfarrer verschrieb sofort das gewünschte geistliche Mittel, indem er dem armen Veit mit einer furchtbaren Strafpredigt den Kopf wusch, auch mit Fortjagen aus Amt und Brod recht deutlich winkte. Zuletzt aber ward er immer milder und endete mit einem Gleichniß. „Du hast deine Krankheit nicht unrichtig ein Heimweh genannt. Ich will dir dies in einem Bilde noch klarer verdeutschen. Wenn wir aus unserer Jugendheimath in ein viel schöneres Land gezogen sind, dann freuen wir uns anfangs der Veränderung, finden Alles gut und besser und denken kaum zurück an die verlassene Gegend. Doch nach kurzer Zeit steigt die alte Heimath schön und immer schöner wie verklärt wiederum vor unserem Geiste auf, es friert uns in dem neuen

Lande und drüben auf der verlorenen Ferne ruht warmer Sonnenschein, wir möchten davonlaufen, so zieht es uns hinüber, wir möchten vergehen vor Heimweh. Das aber währt nur eine gemessene Frist, die wir mannhaft überwinden müssen. Allmählig verblaßt das ferne geträumte Bild wieder von selbst, wir freuen uns doppelt des Guten, welches uns umgibt, und zuletzt ist doch der Mann nur da ganz zu Hause, wo ihm Gott eine gesegnete Arbeit zugewiesen hat, und gute Menschen ihn ehren in seinem Tagewerk."

Veit nahm sich die Worte zu Herzen und hielt still und fleißiger als je zu seinem Berufe und bog in die Seitengassen, wenn er den Dom nur von weitem sah, daß er ja dem gefürchteten Süd- und Nordportal aus dem Wege gehe. So schien denn Alles wieder gut.

Zur selbigen Zeit lag ein heimathloses Mädchen im Spital, welches man fieberkrank aus einer Herberge gebracht hatte. Obgleich sie etwas verwildert aussah, auch anfangs etwas ungewaschen, so war sie doch eine ganz hübsche Dirne mit feurigem Aug' und stolzen trutzigen Lippen, dazu kaum zwanzig

Jahre alt. Veit hatte kein besonderes Acht auf sie, und nach den Frauenzimmern zu sehen, war überhaupt nicht seine schwache Seite. Das Mädchen genas und sollte am nächsten Tage das Spital verlassen. Da bemerkte Veit, daß sie weinend vor ihrem Bette saß. Er fragte, was ihr fehle, und sie erwiderte: „Mir fehlt meine Mutter. Als ich im Fieber die Besinnung verlor, stand sie noch bei mir, doch als ich im Spitale wieder zu mir kam, war sie verschwunden; sie hat mich hier nicht aufgesucht, und ich weiß auch nicht, wo ich sie finden soll."

Nun fragte Veit nach der Herberge, in welcher die Kranke zuletzt mit ihrer Mutter gewesen, und als sie den „fliegenden Fisch" nannte, da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der „fliegende Fisch" war eine Bettlerherberge, das Mädchen eine Betteldirne, und da vor etlichen Wochen ein starker Schub fremder Bettler aus der Stadt geschafft und die Mutter vermuthlich mit ausgewiesen worden war, so konnte sie freilich ihr krankes Kind im Spitale nicht aufsuchen.

Bei dieser Entdeckung schaute Veit dem Mädchen

zum erstenmale genau in's Gesicht und fand, daß sie ganz schön sey. Theilnehmend forschte er weiter nach ihren Schicksalen, und ihm war, als habe ihm bloß deßhalb bisher kein Mädchen gefallen, weil er noch kein schönes Bettelmädchen gesehen. Diese nun war schön und eine Bettlerin, und also gefiel sie ihm über die Maßen. Dazu faßte sie den Bettlerberuf gar anmuthig und gemüthvoll. „Wir sind keine gemeinen Bettler," sprach sie, „meine Mutter und ich; wir strecken nicht Jedermann die Hand entgegen. Nur wo ich recht glückliche oder recht tief betrübte Menschen sehe, Menschen, die schon vorher warm und mürbe gemacht wurden, murmle ich leise meine Bitte. Denn der Frohe schenkt auch froh und aus dem Vollen; er will Genossen seines Glückes haben und wäre das auch nur ein Hund oder ein Bettler; der Betrübte aber möchte unserm Herrgott gerne ein gutes Wort geben durch das reiche Almosen, oder er denkt: bin ich nun so freudlos, so sollst du arme Bettlerin doch wenigstens eine gute Stunde haben. Dem Glücklichen aber sage ich dann recht wehmüthig: Vergelt's Gott! und dem Betrübten recht erfreut, und also rühre ich den Einen und tröste

den Anderen und gebe in zwei Worten einem Jeden, was ihm fehlt."

Veit überdachte bei dieser Rede, wie groß und erbaulich der krumme Hans seinen Bettlerberuf fasse und wie sinnig und fein dieses Mädchen, und daß doch ein Handwerk so gar schlecht nicht seyn könne, welches ein Patriarch so fromm und ein Mädchen so liebenswürdig anzugreifen vermöge.

In wundersamen Träumen schwebend, begleitete er des andern Tages das Kind in den „fliegenden Fisch," damit er ihm den Aufenthalt der Mutter erkunden helfe. Hier aber war er ganz überflüssig. Obgleich viel Volk in der Herberg lagerte, erfuhren sie doch nichts; denn die zerlumpten Leute mißtrauten dem Eindringling im guten Rock, und Veit fühlte wohl, daß seine Gegenwart dem Mädchen mehr schade als nütze. Wäre er nur auch ein Bettler gewesen! Doch sorgte er für ihre vorläufige Unterkunft.

Allein als er kurz nachher wieder in den „fliegenden Fisch" ging, war seine Schöne mit anderem Bettelvolk auf und davon geflogen. Er folgte ihrer Spur bis Friedberg und lief ihr noch fünf Stunden weiter

nach in's Bayerland; aber er fand sie nicht. Wäre er noch ein Bettler gewesen, sie würde ihm schwerlich entkommen seyn, die Zunftgenossen, welchen er da und dort begegnete, würden ihm sicher ihren Weg verrathen haben, während sie jetzt scheu seinen Fragen auswichen, ja das Mädchen wäre dann wohl überhaupt nicht davongelaufen, sondern hätte ihn stracks geheirathet. Er wollte verzweifeln, daß er kein Bettler mehr sey, und kehrte müde und elend zur Stadt zurück.

Da gab er auf die Straße nicht Acht, und ehe er sich's versah, stand er vor dem Nordportale des Domes gerade an der Ecke, wo vordem der ewig hustende Bettler gesessen. Die Leute gingen zur Abendandacht ein und aus, und Veit blieb stehen wie eine Schildwache und starrte die Menschen und die steinernen Heiligenbilder gedankenlos an und merkte gar nicht, daß er ganz mechanisch den lahmen Arm probirte und vor sich hin sprach bald freudigen, bald traurigen Tones: „Vergelt's Gott!" und merkte auch nicht, daß ihn Viele lächelnd, Andere strafend maßen; denn er dachte weder an den Arm noch an die Kirchengänger, sondern an die Betteldirne, die

so gar schön „Vergelt's Gott!“ gesagt hatte, und daß sie ihm gewiß nicht davongelaufen, wenn er nur auch noch ein Bettler gewesen wäre. Doch urplötzlich weckte ihn der gewaltige Baß des Küsters, welcher ihn zornig weggehen hieß und höhnend fragte, ob er etwa als lutherischer Spittelmeister seine alte Bettelei am katholischen Dome wieder beginnen wolle?

Jetzt erst erkannte Veit, wie zweideutig er auf dem verführerischen Platze gestanden und schritt eilends auf dem nächsten Wege — auf der Reichsstraße — quer durch den Chor zum Südportale hinaus. Hier aber sah er ein blaues Wunder: der Stein stand leer, der krumme Hans war verschwunden! Diese unglaubliche Thatsache ließ ihn im Augenblicke all sein eigenes Leid vergessen: Hans mußte todt seyn oder todtkrank; denn aus keiner andern Ursache würde er je zu dieser Stunde seinen Stein verlassen haben. Veit eilte sogleich in den „fliegenden Fisch,“ um vom Herbergsvater, der alle Bettler kannte, zu erfahren, was geschehen sey. Er hatte das Rechte geahnt. Der krumme Hans besaß seinen Unterschlupf in einem Hinterhäuschen an den Lechkanälen, dort

lag er schon seit acht Tagen elend und verlassen, von der Gicht gelähmt. „Es steht schlimm,“ sagte der Herbergsvater. „Der alte Knabe wird Monate brauchen, bis er wieder betteln kann; stirbt er aber vor der Zeit Hungers, dann braucht er freilich auch nachher den Bettel weiter nicht mehr.“

Viertes Kapitel.

Veit zitterte vor Begier, dem verlassenen Alten stracks zu helfen. Aber wie? Er durfte ihm ja nicht über die Schwelle, Hans würde sonst zu der Gicht wohl gar noch einen Schlaganfall bekommen haben. Ueberdies mußte er vorerst in's Spital zurück; denn die Abendglocke läutete. Er hatte eine gar unruhige Nacht; bis zwölf Uhr konnte er nicht einschlafen, weil er Mittel suchte und nicht fand, wie dem Freunde zu helfen sey, und nach zwölf Uhr schlief er wieder nicht, weil er sich gar zu unbändig freute, daß er ein Mittel gefunden habe.

Am frühen Morgen war er schon auf den Beinen und eilte zu dem ziemlich entlegenen Hause des Spitalpfarrers; denn diesen brauchte er für seinen Plan. Der Pfarrer aber schritt in derselben Stunde zum Spital, und so trafen Beide mitten Weges in

einem engen Gäßchen zusammen, Beide vor Eifer glühend, der Pfarrer im Eifer des Zornes und der Strafe, Veit im Eifer der Vorfreude über ein gutes Werk.

„Dich suche ich, Veit!" rief der Pfarrer.

„Und ich suche euch!" rief Veit fast gleichzeitig.

Der Pfarrer staunte: rückte doch der sonst so höfliche und bescheidene Veit nicht einmal an seiner Mütze und warf ihm jene Worte nur so zu, wie wenn er einem Zechbruder begegne. Darum begann denn der geistliche Herr auch ohne alle weiteren Ceremonien: „Schickt es sich, Veit, daß du, der Spittelmeister, mit Betteldirnen in den fliegenden Fisch ziehst, ja einer Betteldirne in's Land hinein nachläufst und deinen Dienst versäumst? Schickt es sich, daß" — —

„Nein, das schickt sich nicht, Herr Pfarrer! Ich weiß es, ich habe gefehlt," unterbrach ihn Veit, „aber das ist schon lange her, das war gestern, heute ist eine andere Zeit, heute bin ich ein anderer Mensch, heute muß ich betteln, nur einmal noch recht tüchtig betteln, ehe ich sterbe" — —

„Schickt es sich," rief der Pfarrer noch donnernder

dazwischen, „daß du, der Spittelmeister, dich wie ein Bettler in's Domportal stellst zum Scandal der halben Stadt, ja daß du dich vom Domküster mußt hinwegjagen lassen? Schickt es sich, daß" — —

Immer zu gleicher Zeit, wie in einem Duett, rief Veit mit gleichfalls wachsender Stimme: „Nein! Nein! Aber das war gestern schon, das sind alte Geschichten! Straft mich nachher, jagt mich fort, nur laßt mich zuvor einmal noch betteln; ich komme ja zu euch, Herr Pfarrer, daß ihr selber mir den Bettelbrief schreibt!"

Der Pfarrer glaubte nunmehr, Veit sey übergeschnappt; darum ließ er ihm allein das Wort und blickte ihm scharf prüfend in die Augen.

Veit, da er solchergestalt etwas mehr Luft bekam, fuhr nun mit minderem Ungestüme fort: „Ich gestehe, daß ich falsch gebettelt, schlecht gebettelt habe, aber jetzt" — „du sollst gar nicht betteln!" zürnte der Pfarrer — „jetzt — laßt mich doch ausreden, Herr Pfarrer — jetzt weiß ich, wie ich noch einmal in meinem Leben recht und gut betteln kann." Dann erzählte er ihm von dem kranken, verlassenen Hans, seinem väterlichen Freunde und Lehrer, und wie

derselbe nicht mehr betteln könne und Hungers sterben müsse. Für den Hans wolle er betteln in allen Häusern — gleichviel ob lutherisch oder katholisch — nicht als Bettler, sondern als Krankenwärter und Spitalmeister, und daß es ihm die Leute auch ganz gewiß glaubten, begehre er von seinem Pfarrer den Bettelbrief.

„Und thust du das Alles blos für den krummen Hans?"

„Ja und Nein!" entgegnete der aufrichtige Veit. „Ich thue es fast ganz für den Hans und nur ein klein bißchen für mich. Der Hans muß alles Geld kriegen, und ich werde nur darum gut betteln, weil es für den Hans geschieht. Aber ich läugne nicht, daß ich auch für mich eine kindische Freude habe an dieser Bettelei. Ich weiß, daß ich nicht betteln soll. Aber es war doch gar zu schön, als ich in jungen Jahren noch so ganz ohne Arg und so recht von Herzen betteln konnte; nur einmal noch im Leben möchte ich betteln, und jetzt habe ich den schönsten Anlaß dazu; — es soll ja niemals wieder geschehen!"

Lange schwieg der Pfarrer und schaute zur Erde;

Veit zitterte für eine abschlägige Antwort. Endlich erhob Jener lächelnd das Gesicht: „Du bist der Hausmeister, und ich bin der Pfarrer des Spitals und seltsamer Weise liegen wir auch Beide, wie man so sagt, in demselben Spitale krank. Ich habe in jungen Jahren für's Leben gern deutsche Reime gemacht zu Hochzeiten und Kindtaufen, zum Schmaus und Zechgelage und wo man sonst fröhlich war; denn mein Vater war ein Weber und Meistersänger. Als ich aber geistlich wurde, da sagte man mir, die Reimerei schicke sich nicht für einen Pfarrer; dem zieme höchstens ein lateinischer Vers oder ein geistliches Lied. So ließ ich's also bleiben. Doch heimlich muß ich zu Zeiten immer wieder einen lustigen deutschen Reim machen; aber ach, die werden alle schlecht, weil ich sie nicht laut hinausklingen lassen darf, und es ist mir manchmal, Hans Sachs, der Schuster in Nürnberg, — also auch so ein Hans — sey ein beneidenswertherer Mann als alle Augsburger Pfarrer. Armer Veit! Was wir einmal in der Jugend erstrebt, das winkt und lockt uns durch's ganze Leben und hätten wir gleich zehnmal Besseres inzwischen gewonnen. Ich schreibe dir den Bettelbrief, Veit,

und zwar in Reimen; denn hier ist ja doch auch ein geistlicher Zweck, und so gut der Spitalpfarrer dann reimen darf für den verlassenen Greis, so gut darf der Spittelmeister auch für denselben betteln."

Wäre es nicht auf offener Gasse gewesen, so würde Veit dem Pfarrer vor Freude um den Hals gefallen seyn. Aber die Zeit drängte. Also ging der Pfarrer rasch nach Hause und machte seine Reime, und schon am selben Nachmittage zog Veit mit dem poetischen Bettelbriefe durch die Stadt. Der Pfarrer hatte gereimt wie der beste Meistersänger, und Veit bettelte nun nicht mehr wie ein Hausmeister, sondern wie der beste Bettelmeister, und je weiter er von Haus zu Haus kam, reich beschenkt von hundert Händen, um so klarer ward es ihm, daß er jetzt erst die allerschönste Art des Bettelns gefunden habe, nämlich selbstlos für Andere zu betteln, und er meinte, wenn er für den armen verlassenen Hans „Vergelt's Gott!" sage, so klinge das noch herzbewegender als der fröhliche Dank des Mädchens beim betrübten und der wehmüthige beim glücklichen Geber, ja als seines alten Lehrers erbaulich erhabenes „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!" obendrein.

Nachdem er aber vor der Hand genug hatte, eilte er an die Lechkanäle zum Unterschlupf des krummen Hans. Ohne Bangen betrat er die Schwelle. — Da lag der Alte todt auf seinem Stroh!

Veit stand wie vom Donner gerührt. Nun hatte er noch einmal recht meisterhaft gebettelt, und doch wiederum vergebens!

Erst nach langem Schweigen und Sinnen bemerkte er zwei alte Bettelleute, die neben der Leiche saßen. Der krumme Hans hatte sie als die zuverlässigsten Männer seines Zeichens an's Sterbelager rufen lassen, daß er ihnen — denn er traute den Stadtschreibern und Gerichtsleuten nicht — seinen letzten Willen mündlich kundgebe, auf Treu und Glauben, wie man ihn Sterbenden halten muß.

Der Aelteste von Beiden sprach zu Veit: „Wir bewahren unseres Freundes letzten Willen, den er uns klar und bei vollem Verstande zweimal gesagt, in gutem Gedächtniß. Er lautete etwa, wie folgt:

„Was ich in meinem Leben gewann, das habe ich als einen Sold der Armuth und des Elendes empfangen; ich vermache es also wiederum dem ärmsten und elendesten Manne in Augsburg. Dieser

Mann ist mein mißrathenes Pflegekind, Veit Roluf. Er wird ohne Zweifel noch ganz zu Grunde gehen, und dann kann er nicht einmal ordentlich an den Bettelstab kommen; denn für einen Bettler ist er aus der Wurzel verdorben. Seinem Berufe ward er abtrünnig, seinen Freunden untreu, und dennoch liebe ich ihn wie ein Vater sein unglückliches ungerathenes Kind. Das Vermögen kann ich ihm selber nicht in die Hand geben: ein Mensch, der so schlecht wie Veit seinen Vortheil versteht, kann kein Erbe verwalten. Damit er nun doch einen Nothpfennig habe, wenn er über kurz oder lang von seiner Hausmeisterei fortgejagt wird und dann nicht einmal auf den Gassen fechten kann wie ein ganz gemeiner Landstreicher, so hinterlege ich mein Geld beim Herbergsvater zum „fliegenden Fisch," der es einem guten Handelshause übergeben und dem armen Teufel jedes Jahr zu Pfingsten und Ostern die Zinsen richtig auszahlen wird. Erreicht Veit sein siebzigstes Jahr, so kommt ihm vielleicht der Schwabenverstand; also soll er von da an mit dem Capitale machen dürfen, was er will."

Veit, der so viel Geld dem ärmsten Manne zu

bringen gedachte und nun von diesem mit so viel mehr, mit dem Vermögen eines reichen Bürgers, bedacht wurde, fand kein Wort, kaum einen Gedanken. Niemand wußte bis dahin, daß der krumme Hans solche Summen zusammengescharrt und aufgehoben hatte. Man konnte darum zweifeln, was erstaunlicher sey, der Reichthum des Erblassers oder die Ehrlichkeit der Zeugen seines letzten Willens. Aber an all dieses dachte Veit nicht, er überhörte auch ganz die Frage, ob er das Vermächtniß annehme?

Endlich sprach er, die kalte knöcherne Hand der Leiche umfassend: „Hans! Vater Hans! Hättest du nur ein paar Stunden länger gelebt, du hättest gesehen, daß ich doch noch betteln kann!“ Aber dann däuchte es ihm, Hans sehe jetzt wohl vom Südportale des Himmels herunter und wisse das Alles recht gut und lobe ihn wie in alter Zeit, daß er so gut gebettelt habe.

Als er aber später ruhig geworden, dachte er bei sich, er habe das ersehnte Ziel seiner Jugend doch errungen und sogar den krummen Hans erreicht, ja überglänzt, indem er bei Lebzeiten schon jene höchste Art des Bettelns geübt, die Hans erst

im Sterben gefunden, — des Bettelns für Andere. Und so ward er zufrieden, war und blieb ein vortrefflicher Hausmeister und versuchte nie mehr, für sich selbst zu betteln, und wenn er die Zinsen seines Capitals erhob, dann sagte er allemal mit aufwärts gewandtem Blick, als sähe er den krummen Hans da oben am Portale sitzen: „Vergelt's Gott tausendmal!“

Die rechte Mutter.

Neben dem alten Grafenschlosse lag die Schloßmühle. Sie galt für eine Goldgrube, obgleich sie nicht freies Eigenthum des Müllers war, sondern dem regierenden Grafen gehörte, dessen Vorfahr dieselbe vor grauer Zeit an einen Vorfahren des Müllers als Erblehen übertragen hatte. Das Lehen ging aber nur auf die Söhne über nach dem Rechte der Erstgeburt, und wenn einmal keine männliche Nachkommenschaft mehr vorhanden war, so fiel die fette Mühle wieder an den Grafen heim. Die Gülten und Frohnden, welche auf dieser Erbleihmühle ruheten, waren klein, die Rechte und Nutzungen groß. Vor Allem besaß sie ein weitgestecktes Bannrecht; alle Bauern der Umgegend mußten ihr Korn gerade auf diese Mühle bringen und durften es bei schwerer Strafe nicht zu einem andern Müller verschleppen. Das Werkholz zum Mühlwerke durfte

sich der Erbleihmüller unentgeltlich aus den gräflichen Wäldern holen, und wenn an Haus oder Stall ein Bauschaden entstand, dessen Reparatur über drei Gulden kostete, so mußte der Graf denselben flicken lassen, kleinere Schäden fielen dem Müller zu. Derlei kleine Schäden kamen aber gar nicht vor, denn wo sich ja ein solcher zeigte, da ließ man ihn stehen, bis er recht ausgewachsen war, oder man gab ihm auch einen kräftigen Puff aus freier Hand, daß er augenblicklich über drei Gulden groß wurde.

Kein Wunder, daß die Müllersfamilie ein so vortreffliches Erblehen gern in alle Ewigkeit behalten hätte, und daß der Schloßmüller sich allezeit frühe verheirathete und so besorgt der Geburt eines Sohnes entgegensah wie nur irgend ein adeliger Herr.

Dem Müller Kurt, welcher sich im Jahre 1634 verheirathet hatte, ward freilich diese Zeit des Wartens etwas lang gemacht; denn er lebte zwölf Jahre in kinderloser Ehe. Endlich wurde ihm aber doch ein Sohn geboren und zwar am 9. Oktober 1646. Der Jubel würde helllaut gewesen seyn, wäre die Zeit nicht so schlecht gewesen. Die großen Plagen

Krieg, Hungersnoth und Pestilenz zogen selb Dreie Arm in Arm durch's Land und bei dem Ruin des gegenwärtigen Geschlechtes dachte man wenig an Erbleben für das künftige. Vierzehn Tage nach der Geburt des Kindes belagerten die Kaiserlichen das Städtchen, und die Mutter, ohnedies gar schwach und elend, starb vor Schrecken in einer Nacht, wo die Belagerer Stall und Scheune der Schloßmühle in Brand schossen. Da man einen Sturm befürchtete, so wurde in den nächsten Tagen alles wehrlose Volk, Greise, Weiber und Kinder aus der Stadt geschafft; denn noch war Flucht möglich.

Der Müller mußte sich von seinem kleinen Kinde trennen. Es bildeten nämlich die sämmtlichen waffenfähigen Männer der Stadt eine Schützengilde, die aber damals nicht zum Paradiren und Scheibenschießen, sondern zum wirklichen Kampf die Büchse trug und mithelfen mußte, die Mauern zu vertheidigen. So blieb denn auch der Müller als Schütze zurück und übergab das Kind in Gottesnamen einer altbefreundeten Nachbarsfrau, der Sibylle Beck, die gleichfalls ein Büblein von nur drei Wochen hatte, aber als junge, starke Person schon wieder reisefähig

war. Ihr Mann, der Krämer, mußte ebenfalls unter den Waffen zu Hause bleiben.

Was man befürchtet hatte, geschah: die Stadt ward im Sturme genommen und nach damaligem Kriegsrecht drei Stunden lang geplündert. Der Krämer wurde bei der Plünderung niedergehauen, der Müller entkam. Er irrte wochenlang in der Gegend umher und wagte sich erst wieder zu seiner Mühle zurück, als der Feind abgezogen und der Kriegslärm fernhin verhallt war. Die Stadt sollte in diesem Kriege keinen Kampf mehr sehen, und so baute denn der Müller Stall und Scheune auf des Lehnsherren Kosten wieder auf und war wieder zu leidlichem Behagen gekommen, als die Glocken der Stadtkirche im Spätherbst 1648, genau zwei Jahre nach jenen Schreckenstagen, zum Dankgottesdienste für den westfälischen Frieden läuteten.

Von Frau Sibylle Beck hatte man lange Zeit nichts gehört, und der Müller gab sich vergebens alle Mühe, Nachricht von dem Schicksale seines Kindes zu erhalten. Die Schaar der Flüchtlinge war nämlich zwar den Belagerern glücklich entronnen, aber schon etliche Stunden vor der Stadt fiel sie

unter räuberische Nachzüglerbanden, ward ausgeplündert und zersprengt. Ein Theil der hülflosen Leute ging zu Grunde, Andere kehrten bald wieder heim in die verödete Stadt, nicht Wenige aber wurden von den Strudeln des Krieges immer weiter fortgetrieben. Zu den Letzteren gehörte auch die Krämersfrau mit den zwei Kindern; sie galt bald für völlig verschollen.

Nach Ablauf des Trauerjahres heirathete der Müller wieder und zwar eine junge Wittwe. Da er seinen Sohn schon für verloren gab, so war er zu dieser Heirath geschritten, um wieder einen Sohn zu erzielen und so jedenfalls das Erblehen bei der Familie zu erhalten, und er nahm gerade deßhalb die Wittwe, welche schon einen Buben hatte, weil er's für wahrscheinlich hielt, daß sie nun auch noch einen kriegen könne. Allein dem vorsichtigsten Manne spielt das Schicksal am liebsten einen Possen: die neue Müllerin kam zweimal mit Zwillingen nieder und beidemale waren es zwei Mädchen.

Inzwischen verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die Sibylle Beck sey da und dort im Sächsischen gesehen worden und ernähre sich mit ihrem

Kinde durch einen Hausirhandel. Und Einige wollten wissen, dieses Kind sey das Söhnlein des Müllers, das Kind der Krämerin sey gestorben, Andere behaupteten das Umgekehrte.

Der Müller erneuerte hierauf seine Nachforschungen; da erschien unerwartet die Sibylle Beck selber wieder in der Stadt. Sie hatte den Tod ihres Mannes und den Verlust all ihrer Habe durch die Plünderung bald nach jenen Vorfällen erfahren; wie sie aber immer für eine ehrgeizige Frau galt, so wollte sie jetzt auch nicht als Bettlerin zurückkehren, sondern ging nicht eher heim, als bis sie durch einen kleinen Hausirhandel die bescheidene Grundlage selbständigen Erwerbes neu gewonnen hatte. Mit dem wenigen Gelde, welches sie bei der Flucht mitgenommen und den Augen der raubenden Nachzügler glücklich zu verbergen gewußt, begann sie diesen Handel.

Sibyllens erster Gang war zu dem Nachbarn, dem Schloßmüller. Sie erstaunte gewaltig, als dieser nach seinem Kinde fragte und erzählte dann, das Kind sey schon kurze Zeit nach der Flucht auf einem kaum zwölf Stunden entfernten Dorfe gestorben,

der arme Wurm sey zu elend gewesen für alle die Last von Hunger, Nässe und Kälte, welche er in jenen Gräueltagen zu tragen gehabt. Uebrigens habe sie ja den Wirth des Dorfes gebeten, daß er die Nachricht von dem Tode des Kindes dem Müller zur Stadt hinüber sagen lasse. Allein der Wirth wurde bald darauf gleichfalls verjagt und so unterblieb diese Botschaft. Wer kümmerte sich damals auch viel um den Tod eines dreiwöchigen Kindes! Sibyllens Kind war am Leben geblieben. Der Müller hörte diesen Bericht gelassen an und zweifelte nicht, daß er wahr sey.

Sibylle wohnte nun in der Stadt und fristete sich mit großem Fleiße ein ehrliches aber kümmerliches Daseyn. Milde Gaben, die man ihr anfangs wohl gereicht hätte, verschmähte sie, und da sie für ein stolzes, in sich verschlossenes, ehrgeiziges Weib galt, so verlor sie bald die wenigen Freunde wieder, welche ihr anfangs das unverschuldete Unglück gewonnen hatte. Einem ehrgeizigen Menschen bereitet es schon Scham, daß er überhaupt in's Unglück gekommen ist, wenn auch ganz ohne Schuld; er will eben, daß sein Glücksstern gerade so hell und

heller leuchte wie anderer Leute. So schämte sich auch Sibylle, daß ihr Mann erschlagen und ihr Haus geplündert worden war, während sie sich der dadurch bedingten Armuth und niedrigen Arbeit gar nicht schämte. Ihr einziger Stolz aber war, daß ihr Bube am Leben geblieben und ihr höchster Ehrgeiz, denselben zu einem recht prächtigen Burschen großzuziehen. Obgleich sie nun jene Gedanken nicht klar aussprach, ja vielleicht nicht einmal ganz klar dachte, so sprangen dieselben doch überall aus ihren Reden und Handlungen merkbar hervor, und der große Hause, dem alles Ungewöhnliche verdächtig ist, flüsterte sich zu, das angebliche Kind der Krämerin sey eigentlich des Müllers Kind. Die Frau habe es für sich behalten, weil es ihr Stolz nicht eingestehen könne, daß sie Alles verloren habe, den Mann und das Vermögen und das einzige Kind obendrein.

Dem Müller kamen diese Gerüchte natürlich auch zu Ohren und er setzte Sibyllen wiederholt und hart zu, daß sie ihm die Wahrheit bekenne. Allein Sibylle war höchst entrüstet über den Verdacht, sie schwur bei Gott und ihrer Seelen Seligkeit, der Bube sey ihr leibliches Kind und ging dem Müller

wie den andern Leuten von nun an um so trotziger und mißtrauischer aus dem Wege. Der Müller hatte zwar kein weiteres Zeugniß als das allgemeine Gerede, allein er sprach doch schon manchmal zu seiner Frau: „Mit dem angeblichen Kinde der Krämerin ist es nicht ganz richtig!" Die Frau hingegen, die immer noch auf einen eigenen Sohn hoffte, schlug ihm dann die Scrupel wieder aus dem Sinn und war vielleicht die einzige Seele in der Stadt, die für Sibyllen entschieden Partei nahm.

Nun traf aber die arme Sibylle ein neues schweres Unglück. Ihr Sohn, zu einem stattlichen fünfjährigen Knaben herangewachsen, bekam entzündete Augen, die immer röther wurden und immer schmerzhafter brannten und zuletzt zog sich dem Jungen ein Schleier vor den Blick, daß er die Gegenstände nur noch wie im trübsten Nebel zu erkennen vermochte. Auch diese schwache Sehkraft schwand dann mehr und mehr; es drohte in Kurzem völlige Erblindung. Ein Blinder war aber damals ein ausgestoßener Mann, für den es in der Jugend keine Schule gab, keinen Beruf im reiferen Alter, und hatte der arme Verlassene vollends kein

Vermögen, so blieb ihm gar nichts übrig als betteln zu gehn. Mit Entsetzen erkannte Sibylle diese unabwendbare Zukunft ihres Sohnes. Sie betete Nächte lang inbrünstig zu Gott, daß er ihr das Kind wieder sehend machen möge; aber es half nichts: dem Knaben ward's immer schwärzer vor den Augen.

Da hörte sie in ihrer höchsten Noth, daß ein Arzt die Frankfurter Messe bezogen habe, der wunderbare Kuren an kranken Augen vollbringe, der hochberühmte Doctor Strambelius von Gunzenheim. Sie raffte all ihre kleine Barschaft zusammen, verkaufte ihren Pathenlöffel und ihren Ehering, als die einzigen Werthgegenstände, die sie noch besaß und machte sich mit dem Kinde auf den weiten Weg nach Frankfurt. Dort angekommen fand sie leicht die Bretterbude des berühmten Doctors in der zweiten Reihe neben den Waffelbäckern auf dem Römerberg; es hielt ihr aber schwer sich durch den Knäuel hülfesuchender Menschen zu drängen, welche den Eingang belagerten. Doch gelangte sie auch hier mit Geduld zuletzt an's Ziel. Der Doctor besichtigte die Augen und erklärte, es habe sich ein

dünnes Fell über dieselben gezogen, das müsse er durchschneiden, dann werde der Knabe wieder gerade so gut sehen wie je zuvor. Der Erfolg sey ganz gewiß. Er habe die Operation schon hundertmal vorgenommen, sie sey aber sehr mühselig; darum könne er sie nicht machen, wenn ihm die Frau nicht vorher fünfundzwanzig Gulden auf den Tisch lege; nach der Operation gebührten ihm dann noch einmal fünfundzwanzig. Sibylle wurde todtenblaß im Gesichte und dann wieder hochroth und gestand dem Doctor unter Thränen, daß all ihr Hab und Gut zur Zeit nur in vierzehn Gulden bestehe, und auch die habe sie nur mit größter Noth zusammengebracht. Doctor Strambelius tröstete sie auf's freundlichste und sprach, er sey allezeit mild gegen Arme und richte sich mit dem Honorar gerne um Gotteswillen nach den Umständen seiner Patienten. Wenn sie ihm daher gleich baar sieben Gulden auf den Tisch lege und morgen nach vollbrachtem Werk die andern sieben, so wolle er den Knaben ganz eben so gut operiren, als ob er die gebührenden zweimal fünfundzwanzig erhalten habe.

Sibylle bezahlte die sieben Gulden. Am folgenden

Tage griff der Doctor nach manchen qualvollen Vorbereitungen wohlgemuth zum Messer, sagte mit höchster Zuversicht: „in acht Tagen wird der Junge curirt seyn“ und vollführte dann den Schnitt. Die Schmerzen des Kindes waren groß, aber die Schmerzen der Mutter noch viel größer. Als nun die Augen verbunden waren und Sibylle den Doctor zitternd fragte, ob alles wohl gelungen sey, erwiderte derselbe salbungsvoll: „das stehet in Gottes Hand!“ Sie legte die andern sieben Gulden auf den Tisch und trug das Kind in ihren Armen zur Herberge zurück.

Dort aus der ersten Betäubung wieder erwachend, dachte sie über die beiden Worte des Doctors nach und erschrack darüber. Die Worte schienen ihr nicht richtig gestellt und sie meinte in ihrem einfältigen Sinne, wenn der Doctor umgekehrt vor dem Schnitt die Sache in Gottes Hand empfohlen, nach demselben aber die rasche Heilung zuversichtlich verkündet hätte, dann sey es besser gewesen.

In der Herberge mußte Sibylle noch acht Tage bleiben und den Knaben ruhig im Dunkeln halten; so hatte es Doctor Strambelius verordnet. Sie

lebte inzwischen von des Herbergsvaters und einiger Mitgäste Barmherzigkeit, die ihr auch einen kleinen Reisepfennig zusammenschoßen. Aber es ward dem armen Weibe schwerer, dieses Almosen anzunehmen, als vorher dem Doctor all ihr Vermögen auf den Tisch zu legen. Am achten Tage nahm der Doctor dem Knaben die Binde herab: er sah jetzt gar nichts mehr. Der Doctor tröstete die verzweifelnde Mutter und sagte ihr, sie solle die Augen gut verbinden und möglichst langsam und schonend wieder nach Hause fahren, in mindestens ein paar Wochen werde das Gesicht wiederkommen, der langsame Verlauf sey eigentlich der allerbeste. Ein mit Waaren heimziehender Meßfuhrmann des Städtleins nahm die Beiden auf seinem Wagen mit.

Sibylle harrte noch ein paar Wochen, allein der Junge war und blieb nun stockblind. Da faßte sie sich endlich ein Herz und führte ihn zu dem Leibarzte des Grafen, einem geschickten aber groben Manne, der darum bei den Bürgern wenig beliebt war. Dieser untersuchte die Augen lange und sorgsam und sagte dann der Krämerin derb heraus, sie sey eine eigensinnige, verblendete Frau, die jetzt

für ihren Eigensinn in dem Kinde gestraft werde. Das Augenübel sey gar nicht so schlimm und von einem tüchtigen Arzte recht wohl zu heben gewesen; der Doctor Strambelius aber sey ein niederträchtiger Pfuscher, der dem Knaben geradezu die Augen ausgestochen habe, und jetzt müsse dieser freilich stockblind bleiben sein Leben lang.

Die Wittwe brach bei diesen harten Worten besinnungslos zusammen und wußte später selber nicht mehr, wie und wo sie wieder zu klarem Verstande gekommen war. Als sie sich mit dem Knaben allein zu Hause befand, fluchte sie in lautloser Verzweiflung dem Wunderdoctor und fluchte sich selbst und bedeckte dann wieder das Kind mit Liebkosungen und betete zu Gott, daß er sie mit aller ersinnlicher Qual strafen möge, nur möge er ein Wunder wirken und dem unschuldigen Kinde die Augen wiedergeben. Aber es geschah kein Wunder und der Knabe blieb blind.

Der ganze Vorgang sammt dem Ausspruche des Leibarztes wurde bald stadtbekannt, und man tadelte einmüthig die unvernünftige Frau, obgleich die Meisten, welche also den Stab über Sibylle brachen,

im ähnlichen Falle gewiß nicht weiser gewesen und gleichfalls eher zehn Meilen weit zu einem Quacksalber gelaufen wären als zehn Schritt zu einem ordentlichen Arzte. Besonders heftig aber wirkte die Geschichte auf den Schloßmüller. Das allgemeine Mitleid, welches sich dem blinden Knaben zuwandte, fachte in ihm wieder den hellen Glauben auf, daß der Unglückliche dennoch sein Kind sey, daß er sich des Knaben annehmen, daß er ihn dem thörigten Weibe entreißen und nach Menschenkraft als der rechte Vater wieder gut machen müsse, was die unrechte Mutter verdorben habe. Und oftmals sprach er sich vor: das sey die Sündenstrafe für die Frau, daß sie das Kind, welches sie mit dämonischem Wahnsinn liebe, in ihrer Liebe habe zu Grunde richten müssen, das sey ein Gottesurtheil, durch welches der Herr selber rede, weil jeder menschliche Zeuge verstumme, und also den Diebstahl des Kindes an's Licht bringe. Der Müller vergaß, von rein menschlichen Gefühlen überwältigt, diesmal sogar ganz die Erbleihfrage, die ihm sonst bei dem Streite über den Sohn immer im Vordergrund gestanden.

Allein als die Gemüther wieder etwas kühler

geworden waren und die erneuten Bedenken des Müllers über des Kindes Herkunft nun auch wieder ihren Lauf durch die Stadt machten, verband man sogar den Fall wegen der Erbleihe mit dem Unglücksfalle der Erblindung. Einige behaupteten, selbst wenn jetzt erwiesen werde, daß der Blinde des Müllers Sohn sey, so könne das Lehen doch nicht auf ihn übergehen. Denn ein blinder Knabe sey zwar ganz gewiß ein Sohn, aber eben so gewiß könne er niemals ein Müller werden, und Beides werde zur Vererbung des Lehens erfordert. Andere hingegen erwiderten, wenn der Blinde auch selber keinen Müller abgebe, so vermöge er doch vielleicht einmal noch ein halbes Dutzend sehender Müller zu erzeugen, und so wenig das Recht für die Familie erlösche, wenn etwa blos ein minderjähriger Erbe vorhanden sey, der ja auch auf Jahre hinaus nicht selber mahlen könne, so wenig erlösche es für die Nachkommen, wenn einmal ein Blinder mit unterlaufe. Der Streit war einfältig genug; allein er würde die Leute ja nicht ergötzt und wahlverwandt gefesselt haben, wenn er nicht einfältig gewesen wäre, und jedenfalls wirkte er bedeutend mit, den Müller

in dem Glauben zu bestärken, daß der Blinde sein Sohn sey, und daß er keine Mühe und kein Opfer scheuen dürfe, das gestohlene Kind in aller Form wiederzubekommen.

Er ging zur Krämerin, bat, schmeichelte, beschwor sie, bot ihr schweres Geld; allein das verfing alles nicht. Dann drohte er, gerieth in Zorn und Wuth und beschuldigte das Weib in viel stärkeren Worten als der Leibarzt, daß sie mitschuldig sey an des Knaben Blindheit, ja daß hier recht eigentlich ein Gottesurtheil an ihr offenbar geworden wegen des gestohlenen Kindes. Sibylle, die bei den Worten des Arztes zusammengebrochen, hörte die viel härtere Rede des Müllers mit eisiger Ruhe, sagte, was sie an dem Kinde verschuldet, das habe sie vor sich und unserem Herrgott allein zu verantworten und ließ sich darauf keine Sylbe mehr herauspressen.

Weil ihr aber der Aufenthalt in der Stadt täglich unerträglicher wurde und sie zudem fürchtete, der Müller möge ihr, wie er gedroht, den Knaben mit Gewalt wegnehmen, so zog sie zu einem Vetter, der ein zwei Stunden entferntes, höchst einsam gelegenes kleines Bauerngut besaß. Sie verdingte sich

hier als Magd, um kein geschenktes Brod zu essen, und erklärte sich zu jeder härtesten Arbeit bereit, wenn der Vetter mit ihr das Abendmahl auf den Schwur nehmen wolle, den blinden Knaben gegen jeden etwaigen Raubversuch des Müllers zu vertheidigen. Der Bauer, welcher ohnedies als Vetter zu seiner Base hielt und den Müller von altersher haßte, that den Schwur und er war ein Mann, dessen Muth und Faust man wohl fürchten durfte.

Auf dem abgelegenen Hof hatte Sibylle eine Zeit lang Ruhe und wurde von den Bauersleuten gut gehalten, nicht wie eine Magd, sondern wie eine Verwandte. Da sie sich schwer auch nur auf wenige Stunden von dem Knaben trennte, so vertraute ihr der Bauer im Sommer die Hut des Weideviehs. Wenn sie dann so im Schatten einer Eiche am Saume der sonnigen Grasmatte saß und der Knabe neben ihr, vergaß sie das vergangene Unglück und erfreute sich still des heimlichen Friedens der Gegenwart. Es war aber kein müßiges Träumen, sondern eine Arbeit ganz eigener Art, was ihr dann solch süße Selbstvergessenheit bot: sie unterrichtete das blinde Kind in allerlei nützlicher Kenntniß und

prägte ihm tief in's Herz, was sie von Gott und seinem Worte wußte. Sibylle war nämlich lutherisch und also, wie sich's damals fast von selbst verstand, gehörig bibelfest. In die Schule konnte sie den Knaben nicht schicken, er hätte mit seinen blinden Augen dort wohl wenig genug gelernt; auch fürchtete sie, der Müller möge das Kind, wenn es zur Stadt komme, aufgreifen. Also machte sie selber den Schulmeister, während sie das Vieh hütete, und that damit eigentlich nur neben einander, was der damalige Schulmeister des Städtchens nach einander gethan; denn er war vor seinem Eintritt in's Schulamt jahrelang Schweinehirt gewesen.

So verfloßen still und friedlich drei Sommer und drei Winter, und über dem Streit um das Kind schien Gras gewachsen zu seyn. Allein der Schein trog. Dem Müller rückte der Gedanke an den gestohlenen Knaben wieder näher, je ferner sich für ihn die Aussicht verlor, aus der zweiten Ehe noch einen Sohn zu erhalten, und als er wieder einmal von Freunden recht heftig aufgehetzt worden war gegen die Krämerfrau, zog er, gefolgt von mehreren handfesten Müllersknechten, mit Büchsen

und Prügeln wohl bewehrt nach dem einsamen Hofe, um den Knaben mit Gewalt zurückzuführen. Der Bauer aber und seine Knechte leisteten verzweifelten Widerstand, es kam vom Streite zur Schlägerei und als der Müller zuletzt seine Büchse auf den Bauern anlegte, schoß ihm dieser mit einem alten Reiterpistol in den Unterleib. Die Müllerknechte flohen und schleppten den Verwundeten für todt hinweg.

Dieses Ereigniß, welches Sibyllen von ihrem bittersten Feinde zu befreien schien, brachte sie aber vielmehr wieder in die tiefste Noth. Der Bauer, in der Angst wegen Mord und Todtschlag vorgefordert zu werden, ging sofort zur Stadt, berichtete dem Amtmanne den ganzen Hergang und wies nach, daß er nur aus äußerster Nothwehr auf den Müller geschossen habe. Dieser aber genas wider Erwarten, obgleich ihm die Folgen der Wunde sein Leben lang nachhingen. Als er sich nämlich zu dem Auszug nach dem Hofe entschloß, war er so aufgeregt gewesen über sein Vorhaben, daß er den ganzen Tag nichts hatte essen können. Der Feldscherer erklärte dies für die Ursache der Rettung: die leeren, schlaffen Eingeweide waren der Kugel widerstandslos

ausgewichen und so hatte dieselbe keine edleren Theile verletzt. Sobald er sich nun wieder erholte, that er möglichst rasch einen Gegenzug wider die von dem Bauern gegen ihn angeregte Klage auf Friedensbruch, indem er die Sibylle Beck wegen Unterschlagung seines Kindes gerichtlich belangte. Führte er den Beweis, daß sie ihm wirklich sein Kind genommen und trotz aller gütlichen Mittel dauernd vorenthalten habe, so war der verzweifelte letzte Versuch, den Knaben gewaltsam zurückzuholen, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch wenigstens in hohem Grade entschuldigt.

Hiermit war nun der alte Streit dann doch endlich den Advokaten in die Hand gegeben, was beide Theile bis dahin schon gar oft gedroht, aber auch immer wieder gefürchtet und vermieden hatten.

Vor allen Dingen lag es dem Müller ob, seine Ansprüche auf das Kind durch Beweise zu stützen. In Romanen werden diese Beweise gewöhnlich durch eine alte Narbe auf der Brust des Kindes oder durch ein Muttermal auf dem Rücken geliefert oder durch ein Amulet, welches die Mutter dem Neugeborenen um den Hals hängte und welches selbst nach dreißig Jahren immer noch am Halse hängt. Allein von

alle dem gab es bei dieser wirklichen Geschichte nichts. Die Freunde des Müllers behaupteten zwar, der Junge sey ja dem Müller aus dem Gesichte geschnitten und das sey auch ein Beweis, allein die Freunde der Krämerin sagten, nein, der Knabe sey vielmehr der Sibylle aus dem Gesichte geschnitten. Im Grunde sagt man das ja von jedem Kinde, und wenn die Eltern auch schön sind wie ein Bild und das Kind sieht aus wie ein kleiner Pavian.

In dem Dorfe, wo der angebliche Sohn des Müllers gestorben war, lebten aber noch Leute, die ein entscheidendes Zeugniß ablegen konnten. Ihre gerichtliche Aussage bestand wesentlich in Folgendem:

Sibylle war allein mit den beiden Kindern, als das Eine in der Scheune starb, wo sie Unterschlupf gefunden. Bald darauf aber kamen mehrere Frauen zu ihr und fanden sie in hellen Thränen bei der Leiche. Da sprach eine der Frauen tröstend: „Es sterben ja so viele Kinder, sie sind gut aufgehoben; ich habe sieben, die ich nicht ernähren kann, aber von mir will unser Herrgott niemals Eines zu sich nehmen.“ Hierauf fuhr die Krämerin zürnend in die Höhe, verwies ihr das Wort und sagte, wenn

sie erst einmal ein Kind verloren habe, dann werde sie nicht mehr so sprechen, und rief dann zum öfteren: „O mein Kind, mein Kind! o hätte ich nur mein Kind wieder!“ Die Umstehenden, lauter fremde Leute (denn die Mitbürgerinnen der Sibylle waren ja auf der Flucht zerstreut worden), glaubten darum nicht anders als das todte Kind gehöre ihr. Auch Andere versicherten, damals vernommen zu haben, wie die Krämerin den verstorbenen Knaben „ihr“ Kind nannte. Ueberhaupt sey sie in einer Trauer und Verzweiflung über den Todesfall gewesen, die bei einem fremden Kinde unnatürlich und undenkbar sey. Erst mehrere Tage später bezeichnete sie das gestorbene Kind ausdrücklich als das anvertraute des Schloßmüllers.

Sibylle gestand zu, daß sie ungefähr so gesprochen haben möge, wie die Zeugen aussagten. Allein das anvertraute Kind sey zur Zeit doch auch „ihr“ Kind gewesen, obgleich nicht ihr leibliches; selbst gemiethete Ammen nenneten ja oft genug das Kind, welches sie stillen, „ihr“ Kind. Sie habe nun einmal um Gotteswillen Mutterstelle an dem fremden Knaben übernommen gehabt, also habe sie ihn auch mit

Mutterliebe gepflegt und mit Mutterschmerz beklagt. Diese zarte und edle Auffassung war den Richtern, den Söhnen einer rohen, stumpfen, verkommenen Zeit, geradezu unverständlich und unwahr. Zudem galt Sibylle allgemein als eine harte, kalte, männlich trotzige Frau, der man zwar die heftigste kalte Leidenschaft zutraute, nicht aber eine so überaus warme Empfindung.

Die Wage neigte schon stark zu Ungunsten der Beklagten, da entdeckte man ein schriftliches Zeugniß, welches ihr vollends den Hals zu brechen drohte. Der Müller hatte schon gleich bei seinen ersten Zweifeln an den Pfarrer jenes Dorfes geschrieben, weil der Name und Todestag des Kindes im Kirchenbuch mußte eingetragen seyn. Allein das Kirchenbuch war in den letzten Kriegswirren versteckt und später nicht wiedergefunden worden. Jetzt aber, wo man auf amtlichen Befehl wiederholt und genauestens nachforschte, fand sich das Buch. Es enthielt auf den 6. November 1646 wörtlich folgenden Eintrag: „item: starb auch ein kleyn Kind, gehört einer frembden Kramersfrauen.“ Durch diese Worte glaubte der Müller den Prozeß bereits gewonnen zu haben,

und die Richter dachten kaum anders. Vergebens deutete Sibylle das Wort „gehört" jetzt wieder in dem uneigentlichen Sinne, wie früher das Wort „mein Kind," vergebens betheuerte sie, die Angabe sey nicht von ihr für das Kirchenbuch gemacht worden, der arme Kleine habe in dem allgemeinen Durcheinander ja nicht einmal ein christliches Begräbniß gehabt und kein Pfarrer habe sie über den Namen und Vater desselben befragt.

Sibylle würde verloren haben, wenn sich nicht ihr Advokat das Kirchenbuch zu genauerer Einsicht ausgebeten hätte. Und nun ergab sich folgendes. Das Dorf hatte in jenen Schreckenstagen gar keinen Pfarrer mehr, der Schulmeister versah zur Noth die laufenden Amtsgeschäfte. Aber auch dieser Mann war inzwischen längst gestorben. Der Eintrag war, wie bei den andern Sterbfällen, von seiner Hand, allein er stand nicht in der fortlaufenden Zeile, sondern quer an den Rand geschrieben und zwar mit einer andern Dinte. Dazu war gegen alle Vorschrift nicht einmal der Name des Kindes beigefügt. Der Advokat folgerte nun hieraus, der Eintrag sey vom Schulmeister später und aus ungefährer Erinnerung

gemacht, wahrscheinlich zu einer Zeit, wo Sibylle das Dorf schon wieder verlassen hatte, und so beweise er auch nichts weiter, als daß der Glaube damals im Dorfe verbreitet gewesen sey, das verstorbene Kind sey ein Sohn der fremden Krämersfrau.

Kaum hatte der Advokat solchergestalt den gefährlichen Schlag leidlich abgewehrt, so trat auch schon wieder ein anderer Zeuge gegen Sibylle auf: der Wirth jenes Dorfes. Sie hatte diesen nicht gleich anfangs sondern erst acht Tage nach dem Tode des Kindes gebeten, die Nachricht an den Vater desselben, den Müller, durch Fuhrleute oder Reisende gelangen zu lassen. Es schien also auch hier wiederum bestätigt, daß sie anfangs ihr eigenes Kind beklagt, erst mehrere Tage nachher aber auf den Gedanken gekommen sey, das überlebende Kind des Müllers für ihr eigenes auszugeben und jenes todt zu sagen. Sie entgegnete: anfangs habe sie gehofft, alsbald zur Stadt heimkehren und dem Müller den genauesten Bericht mit eigenem Munde bringen zu können; erst als ihr die Rückkehr vereitelt und sie aus ihrer Zufluchtsstätte weiter in die Fremde

getrieben worden sey, habe sie dem Wirthe den ausdrücklichen Auftrag gegeben.

Allein aus welchem Grunde nahm sie denn überhaupt die Last auf sich, zu all ihrer Noth und Armuth auch noch ein fremdes Kind mit durch's Leben zu schleppen? Wollte sie's unserem Herrgott selber abdisputiren, daß er ihr Kind habe sterben lassen? Hatte sie sich im brennenden Schmerz über den Tod des eigenen Kindes so verzweifelt an das fremde geklammert, daß sie es lieber wider Recht behalten, als diesen letzten Trost und Ersatz von sich geben mochte? Freilich war auch damals ein Kind nicht in dem vollen Sinne eine Last für eine arme Wittwe wie heutzutage. Ein Kind und namentlich ein Sohn war ein Kapital in dem entvölkerten Lande, und schon im kräftigeren Knabenalter konnte er Hülfe und Stütze der Mutter seyn. Kinderraub war darum viel häufiger als heutzutage, Kindesmord viel seltener. Sibylle mochte den fremden Knaben immerhin aus Eigennutz behalten haben; als er erblindete, ward er ihr wohl schlechthin zur Last, doch nun verbot ihr Furcht, Trotz und Stolz zugleich, den begangenen Frevel einzugestehen. Allein wenn man

auch jedweden Tadel über Sibylle ausgoß, so konnte man ihr doch wenigstens Eigennutz nicht vorwerfen. Daher nahmen einige Männer milderen Urtheiles endlich gar an, sie lebe wirklich des guten Glaubens, die rechte Mutter des fremden Kindes zu seyn. Das gehäufte Elend hatte in dem fürchterlichen Kriege vielen Menschen derart die Sinne verwirrt, daß gar manchmal die Mutter ihr Kind, der Mann seine Frau weder mit dem Auge noch mit dem Herzen mehr zu erkennen vermochte. Die niedergeschmetterte Frau hatte die Kinder ausgetauscht, nicht in Wirklichkeit, sondern in der Einbildung ihres gestörten Gemüthes, und diese fixe Idee hatte allmählich, wie es schien in den nächsten Tagen nach dem Todesfall, Wurzel gefaßt, dann aber ungebrochen und mit furchtbarer Widerstandskraft das Feld behauptet.

Wie man aber auch das Räthsel deuten mochte, die ganze Stadt sprach der unheimlichen Frau jedenfalls das Kind ab, und die Richter waren sehr geneigt das Gleiche zu thun, konnten aber zu keinem Schlusse kommen, da alle scheinbaren juristischen Beweise, welche man beiderseits vorgebracht, doch immer wieder, näher betrachtet, in bloße psycholo-

gische und moralische Wahrscheinlichkeitsgründe zer=
rannen.

So vergingen mehrere Jahre. Die arme Sibylle aber fühlte sich derart gefoltert von der rastlos neu herandrängenden Seelenpein des Prozesses, daß sie um einen jähen Tod würde zu Gott gefleht haben, wenn sie sich nicht für den blinden Knaben hätte erhalten wollen. Sie sah zuletzt in der That un=heimlich aus, blaß und hager wie ein Gespenst, mit starren Augen, in welchen man lesen konnte, daß ihre Seele wo anders war als ihr Blick. Sie mied alle Menschen, ging nur zur Stadt, wenn sie des Prozesses wegen mußte, und hielt den Knaben sorg=samer versteckt als je zuvor.

Inzwischen hatte derselbe sein dreizehntes Lebens=jahr zurückgelegt. Ostern nahte heran. Da erschien eines Tages die Sibylle Beck beim Stadtpfarrer und wollte ihm den Knaben zur Confirmation anmelden. Der Pfarrer erklärte, so geschwind gehe das nicht; der Knabe müsse zuvor einen ordentlichen Religions=unterricht erhalten, daß er die Prüfung vor der Gemeinde bestehen könne; sie möge ihn darum nur im Herbste wiederbringen und während des Winters

pünktlich zur Confirmandenstunde führen lassen, dann könne er über's Jahr zur Confirmation reif seyn. Sibylle aber bat den Pfarrer inständigst, daß er ihren Sohn doch nur sogleich prüfe und ausfrage, er könne den Katechismus und alles Uebrige wie Wasser. Aus Neugierde that ihr der Pfarrer den Willen, und die Prüfung mußte wohl besonders gut ausgefallen seyn, denn nachdem er stundenlang den Knaben vorgenommen, erklärte er ihn vollkommen befähigt zur Confirmation. Doch schwieg er von der Sache gegen andere Leute, ging aber häufig hinaus auf den Bauernhof, um den Blinden noch insbesondere vorzubereiten. Die Wittwe würde das Kind ja nur mit Todesangst so oft nach der Stadt geschickt haben.

So kam erst wenige Tage vor der feierlichen Handlung das Gerücht in Umlauf, der streitige Knabe solle confirmirt werden. Es erregte großen Lärm bei der Bürgerschaft; Viele meinten, man dürfe den Knaben gar nicht zur Confirmation lassen, bevor das Gericht entschieden, als wessen Kind er zu confirmiren sey. Der Pfarrer entgegnete, er confirmire den Knaben ja nicht auf sein Erbleben an

der Schloßmühle, sondern auf sein Erblehen am Reiche Christi; was aber die irdischen Elternrechte betreffe, so halte er sich an den gegenwärtigen Bestand und greife dem späteren Urtheile des Gerichtes in keiner Weise vor.

Am Tage der öffentlichen Prüfung, die eine Woche vor der Confirmation abgehalten wird, waren alle Kirchenbänke dicht besetzt, der regierende Graf saß mit seiner ganzen Familie im herrschaftlichen Stuhle, und sogar der Schloßmüller, obgleich er wieder stark kränkelte, hatte sich zur Kirche führen lassen. Er müsse doch sehen, sagte er, wie sein Kind confirmirt werde. Der blinde Knabe stand als der Letzte in der Reihe der Confirmanden; die Mutter hätte gern in seiner Nähe gesessen, aber man hatte sie hinweggedrängt bis hinter den fernsten Pfeiler.

Der Pfarrer begann seine Prüfung bei den obersten Schülern der Reihe nach. Da geschah es mitunter, daß Einer oder der Andere stecken blieb; aber der Pfarrer rief dann nur den Untersten, den Blinden auf, der wußte sogleich Bescheid und half den Sehenden wieder auf die rechten Wege. Als

aber die Reihe an Jenen kam, griff der Geistliche recht weit aus und fragte viel länger, schärfer und verfänglicher als bei allen Andern, ja er nahm noch einmal alle sechs Hauptstücke des lutherischen Katechismus vor, von den zehn Geboten bis zum Amt der Schlüssel und der Beichte. Der blinde Knabe hatte nicht blos alle die vielen Sprüche und vorgeschriebenen Antworten bis auf's Tüpfelchen auswendig gelernt, sondern er wußte auch in so treuherziger Einfalt und so kindlich frommen Sinnes ganz frei von Gott und göttlichen Dingen zu reden, daß ein wahrer Aufruhr des Staunens und der Theilnahme durch alle Gemüther ging.

Da sagte der Pfarrer, nun müsse die Gemeinde auch wissen, wer den Knaben so fein unterwiesen habe; das sey kein Anderer gewesen, als dessen arme Mutter. Und er erzählte darauf von all den schweren Opfern, welche die Frau ihr lebenlang freudig dargebracht für das Kind, namentlich aber seit es blind geworden. Als sie aber fast verzweifelt sey darüber, daß der Knabe vielleicht durch ihre Mitschuld das Augenlicht ganz verloren und vergebens zu Gott gefleht habe, daß er's ihm wiederschenken

möge, da habe sie plötzlich wunderbaren Trost in dem Gedanken geschöpft, sie müsse nun das innere Auge des Kindes um so eifriger sehend machen, je dunkler die Nacht sey, welche das äußere bedecke. So habe denn Sibylle mitten unter Arbeit, Entbehrung und Herzeleid das blinde Kind sorgsamer erzogen als die meisten reichen Leute ihre sehenden Kinder, und habe es zu gar mancherlei nützlicher Kenntniß geführt, vor allem aber zum Worte Gottes und zu einem christlichen Wandel. Und in dieser Pflichterfüllung ächter Mutterliebe habe sie allein die Kraft gefunden, die ungeheure Seelenpein der letztvergangenen Jahre zu ertragen. Weil sie verzweifelt sey, sich vor den Menschen als des Kindes rechte Mutter auszuweisen, so habe sie wenigstens vor Gott sich ausweisen wollen als die rechte Mutter.

Die härtesten Herzen in der Gemeinde schmolzen bei diesen Worten; die Frauen weinten. Nur Sibylle stand regungslos wie eine Bildsäule im hintersten Winkel der Kirche an dem Pfeiler und blickte unter sich in das aufgeschlagene Gesangbuch: ein leises Zittern der Lippen verrieth allein den Sturm der Gefühle, der durch ihre Seele ging.

Als nach dem Vaterunser das Schlußlied angestimmt wurde, ließ der Graf seinen Geheimenrath aus dem adeligen Stuhle in den herrschaftlichen heraufrufen und sagte zu ihm: „Ich will einen Machtspruch thun. Die Sibylle Beckin ist die rechte Mutter!“ Der Geheimerath aber erwiderte: „Gnädiger Herr, das geht nicht an; der Prozeß schwebt noch, und das Recht muß seinen Lauf haben.“ Der Graf blickte ungeduldig hin und her und sann und schwieg lange. Endlich sprach er: „Nun gut! Wenn ich den Prozeß nicht zerreißen darf, so kann ich doch so gut wie irgend einer meiner Unterthanen den streitenden Parteien einen Vergleich vorschlagen.“ „Das kann der gnädige Herr ohne Zweifel,“ entgegnete der Geheimerath, „und wie mir scheint, wird der Vergleich jetzt leichter zu stiften seyn als vor einer Stunde.“ Bei diesen Worten deutete er gegen den Pfeiler hinüber: da stand der Müller neben der Wittwe und hatte ihr die Hand gegeben.

Der Graf ließ die Beiden nach dem Schlusse des Gottesdienstes in die Sakristei rufen. Dort sprach er zu ihnen: „Euer Prozeß wird in Ewigkeit nicht ausgefochten werden; ich möchte darum einen Vergleich

stiften. Ein Jedes von euch Beiden soll erhalten, was es begehrt hat: Er, Meister Müller begehrt einen Träger des Erblehens für seine Familie, Sie, Frau Beckin, begehrt ihren Sohn. Ich verspreche dem Schloßmüller mit Brief und Siegel, daß ich, als Lehensherr, das Erblehen auf den ersten Schwiegersohn übertragen will, welchen ihm eine seiner vier Töchter in's Haus bringen wird, doch nur unter der Bedingung, daß die Frau Sibylle Beckin von nun an auch unangefochten ihren blinden Knaben behalte. Da aber ein vaterloses Kind schon schlimm genug daran ist, wenn es seine beiden Augen hat, wie viel mehr, wenn es blind durch die Welt laufen muß, so bitte ich mir aus, von nun an Vaterstelle an dem Blinden vertreten zu dürfen. Ich hoffe, die Mutter wird sich nicht auch vor meinen väterlichen Ansprüchen fürchten, denn der Himmel hat uns bekanntlich schon längst mit einem Erbgrafen gesegnet."

Beide Parteien sagten nicht Nein, aber es dauerte auch lange, bis sie die Sprache finden konnten, um Ja zu sagen und unter Thränen zu danken.

Beim Heimgehen zupfte der Geheimerath den

Pfarrer am Rock und fragte ihn leise, ob er denn wirklich glaube, daß Sibylle des Kindes leibliche Mutter sey? Der Pfarrer erwiderte: „Herr Geheimerath, das ist ein sonderbares Ding. Mit der Selbstgewißheit der rein leiblichen Mutterschaft steht es bei den Menschen im Grunde nicht besser als bei den Hunden und Katzen und anderem Vieh. Wenn wir nicht zufällig auch mit dem Herzen Vater und Mutter seyn könnten, so würden unsere Mütter wohl auch nur gerade so lange ihre leiblichen Kinder kennen, wie die Katze ihre Jungen. Indem wir aber das Kind in unsere Seele als Eigenthum aufnehmen, bleibt es unser Kind für's ganze Leben, ja über's Grab hinaus. Wie es mit dem Mutterrechte dieser Frau im impertinent natürlichen Sinne des Wortes steht, das müsset Ihr unsere Advokaten fragen, die haben ja schon jahrelang darüber nachgeforscht; ich weiß es nicht. Dies aber weiß ich, daß sie das Kind mit wahrer Heldenkraft in ihre Seele als Eigenthum aufgenommen hat, und also lebe und sterbe ich auch des festen Glaubens, daß sie die rechte Mutter sey."

Ungeschriebene Briefe.

Erstes Kapitel.

Der Burggraf Georg Ludwig aus dem alten thüringischen Hause Kirchberg war zweimal verheirathet. Mit dreiundzwanzig Jahren führte er seine erste Gemahlin heim, eine Gräfin von Hohenlohe-Langenburg, welche bereits zweiunddreißig zählte. Schon rückte die silberne Hochzeit nahe, da starb diese erste Frau — um 1670 — und der rüstige Wittwer verlobte sich im achtundvierzigsten Lebensjahre zum zweitenmale mit der Erbgräfin Magdalene Christine von Manderscheid-Sayn, einem kaum sechzehnjährigen Mädchen.

Schreitet ein Wittwer zur zweiten Ehe, so rechtfertigt er diesen Schritt vor der Welt gewöhnlich mit dem Worte, er müsse seinen verlassenen Kindern eine neue Mutter geben, und doch sind die armen Kinder oft sehr unschuldig an den Heirathsgedanken ihres Herrn Vaters.

Der Burggraf von Kirchberg aber war ein seltener Mann: obgleich er vier Kinder mitbrachte, gestand er doch ohne Umschweif, daß er wieder heirathe, weil er wieder heirathen wolle und schob nirgends die Stiefmutter vor, um die Braut zu decken.

Da er aber Niemanden etwas vorheuchelte über den Beweggrund, der ihn überhaupt zur zweiten Ehe trieb, so kam er auch nicht weiter in Verlegenheit wegen des allzu jugendlichen Alters der Braut. Denn eine Heuchelei hätte hier nothwendig die andere bedingt.

Also bekannte er offen, daß ihm's die mädchenhafte Jungfrau ganz besonders darum angethan habe, weil sie so jung sey und dazu so schön und kindlich einfältig. Die erste Frau war neun Jahre älter gewesen als er selbst; nun däuchte es ihm ganz natürlich, daß er sich zum zweitenmal eine jüngere gewählt, obgleich es ihm nicht entging, daß zweiunddreißig Jahre jünger ein bischen viel sey. Die erste Ehe hatte den Jüngling zum Manne gebildet; durch die zweite wollte er wieder jung werden; denn so nahe den Fünfzigen nahm er mit Schrecken wahr, daß er eigentlich niemals recht jung gewesen.

Sehr frühe schon war ihm nämlich die Last des väterlichen Erbes zugefallen, frühe schon hatte er dazu bei mehreren deutschen Höfen wichtige Staatsgeschäfte geführt und wäre er mit zweiundzwanzig Jahren nicht schon ein Reichsfürst gewesen, so hätte er wohl auch einen Professor des Staatsrechtes vorstellen können. Damals nun hatte man ihm fast mit dem Antritte der burggräflichen Herrschaft die erste Gemahlin zur Seite gegeben im Interesse der beiden Häuser, mehr als eine welterfahrene treue Freundin, die ihn taktvoll an unsichtbaren Fäden leite, denn als eine Geliebte, welche er selber mit starker Hand in's Leben einführen solle. Die Ehe war dauernd glücklich, aber es war eine Ehe ohne allen Taumel von Schwärmerei, Poesie und Narrheit gewesen, eine überaus gesetzte und gediegene Freundschafts-Ehe.

Schwere häusliche Prüfungen kamen hinzu und machten den beiden Gatten das Herz schwer, wenn sie ihnen auch den stillen Frieden eines getreuen Zusammenlebens nicht rauben konnten. Die Knaben zwar, welche ihnen der Himmel geschenkt, gediehen, die Töchter dagegen starben frühe hinweg. Es war, als solle bei dieser Ehe die zarte Poesie eines heiteren

Mädchenlebens nicht einmal der Kinderstube gegönnt seyn. Die einzige Tochter, welche dem Kindesalter entwuchs, Dorothea Luise, war so überfeinen Körpers und so fieberhaft erregten Geistes, daß die bekümmerten Eltern nur mit heiliger Scheu auf die bleiche Gestalt blickten, als sähen sie ein überirdisches Wesen. Die junge Gräfin selber aber lebte fast nur in Todesgedanken, bezeichnete schon im vierzehnten Jahre den Text für ihre Leichenpredigt und die Lieder, welche bei ihrem Begräbniß gesungen werden sollten, und starb dann auch bald, fast gleichzeitig mit ihrer Mutter. In den verwandten hochadeligen Familien regte sich damals die fromme Gefühlsseligkeit des eben aufblühenden Spener'schen Pietismus und man verehrte das verstorbene Mädchen wie eine halbe Heilige. Ja der Burggraf selber neigte trotz seines weltmännischen Geistes eine Weile zu gleicher Frömmelei und brütete oft stundenlang über der mystischen Grabschrift seines Vorfahren, des fuldaischen Abtes Hartmann von Kirchberg, wie sie neben dem als leise schlummernd dargestellten Marmorbilde des Entschlummerten im Mainzer Dome geschrieben stand:

Quid mortui viventium
Legitis epitaphia?

„Was leset ihr Todten der Lebendigen Grabschrift?" Und es war ihm, als müsse auch er inwendig diesem Leben absterben, um, rings vom Tode umfangen, in Todesgedanken erst recht lebendig zu werden.

Aber Todesgedanken passen auf die Dauer nicht für einen Diplomaten und regierenden Herrn. Was aber hätte ihn rascher und anmuthiger wieder auf diese schöne Erde zurückführen können, als eine sechzehnjährige Braut, die noch harmlos wie ein Kind zum sonnig blauen Himmel blickte?

Neben der Schwüle des häuslichen Kummers, die so drückend über der frühen Ehe des Burggrafen lag, hatte derselbe aber auch noch einen andern Druck schwer empfunden: seine erste Frau redete gar zu gerne mit in politischen Geschäften. Da war kein Aktenstück, das sie nicht zu lesen begehrte, kein Geheimniß, welches sie nicht ergründete, kein Zweifelsfall, den sie nicht mit weisem Rathe klar zu legen verstand. Meisterhaft waren die politischen Kabinetsreden, womit sie gar oft ihres Mannes festen Plan und Willen beugte. Anfangs nahm der unerfahrene junge Mann

diese eheliche Hülfe der weltklugen älteren Gattin dankbar hin; als er sich aber nachgerade sattelfest genug fühlte, um sein Roß auf eigene Faust zu lenken, belästigte ihn das stete Eingreifen der Frauenhand in seine Zügel. Ja der stille Unmuth brach zuletzt nicht selten zum offenen Streite durch.

Burggraf Georg Ludwig nämlich war zwar gut kaiserlich und deutsch gesinnt, allein trotzdem bewunderte er die persönliche Majestät und die meisterhafte Staatskunst Ludwigs XIV. Er erkannte in dem Franzosenkönige den ärgsten Reichsfeind, und dennoch hatte es ihm dieser Fürst wie mit einem Zauber angethan, daß er für ihn wie für ein Idealbild königlicher Hoheit schwärmen mußte. Die Burggräfin dagegen haßte jenen Ludwig und seinen Hof, und glaubte, daß der unheimliche Mann durch die bezaubernde Poesie seines Wesens den deutschen Fürsten weit gefährlicher sey als durch seine reichsfeindliche Politik.

Scheinbar stritt man also blos über eine Person, und doch barg dieser Streit den tiefsten Zwiespalt der Grundsätze. Der Graf wollte seinen Hof nur ein klein wenig nach dem Muster von Versailles umbilden: die Gräfin widerstand; der Graf wollte die

große Cavalierstour nach Paris machen, um seiner staatsmännischen Kunst die letzte Weihe zu geben: die Gräfin hintertrieb es. Ja zuletzt konnte der Graf im eigenen Hause nicht einmal mehr frisch von der Leber weg über die Welthändel reden und mußte seinen Ludwig insgeheim bewundern: wurden doch die Züge der Gräfin beim blosen Namen des Königs alsbald so starr und eingefroren, daß auch dem Grafen das begeisterte Wort stracks auf der Zunge einfror. Im Widerstreit schärften sich die Gegensätze, so daß die Gräfin den fatalen Ludwig bei dem Grafen noch um einen Fuß höher hob, indem sie ihn verkleinerte, während der Graf ihn bei der Gräfin noch um das gleiche Maß herunterdrückte, indem er ihn lobte. Der Graf meinte — natürlich wiederum insgeheim — durch die Frauen Politik zu machen, sey höchst weise, wie ja eben Ludwig gezeigt, da er dem König Karl von England statt diplomatischer Noten eine schöne Hofdame geschickt habe, aber mit und unter den Frauen Politik zu machen, das sey schwach und thöricht. Und doch konnte er sich — natürlich wiederum ganz insgeheim — nicht verhehlen, daß er dem letzteren Falle näher stehe als dem ersteren.

Nun war aber die neue Braut in der Politik ein reines Kind. Der Burggraf athmete hoch auf bei dieser Wahrnehmung. Sie redete kein Wort von Staatshändeln, und erzählte der Bräutigam von dergleichen, so gab sie nicht acht. Er jubelte im Stillen über diese liebenswürdige Unachtsamkeit. Als in einer Gesellschaft die Schwächung der holländischen Statthalterwürde durch das „ewige Edikt" besprochen wurde, lockte sie ihren Mops zum Spiele herbei, weil sie von „Theologie" nichts verstehe! Der Graf war glückselig, daß seine Braut so anmuthig unwissend sey und beim ewigen Edict wohl gar an's ewige Leben denke. Zeichnete er ihr das glänzende Characterbild seines Ludwig, so lauschte sie zwar gespannt, leuchtenden Auges, aber sie sprach weder Ja noch Nein, und der Graf meinte, dies sey in der That der rechte urtheilslose Standpunkt, wie er Frauen zieme; denn wenn sie Ja sagten, so könnten sie auch leicht einmal Nein sagen und hätten immerhin noch ihre eigene Meinung, seine Braut aber habe gar keine Meinung, und das sey alleweil am besten.

Zweites Kapitel.

Auf den Herbst hatte der Burggraf die zweite Hochzeit anberaumt, vorher aber wollte er den alten Lieblingswunsch noch erfüllen und Paris und Versailles sehn. Im Frühling verweilte er, als zum Abschied vor der großen Reise, mehrere Wochen zu Hachenburg, dem väterlichen Schlosse seiner jungen Braut.

Es sollten dies, so wünschte er, Maientage innigster Liebesverständigung werden; die Braut sollte jetzt erst recht erkennen, welch einen Schatz sie an ihm gewonnen habe. Allein mit geheimem Schauer gewahrte er, daß diese Maientage etwas frostig seyen. Magdalene war höchst freundlich, voll unbewußten Liebreizes, dabei aber so töchterlich respektvoll gegen den Bräutigam, daß dieser mitunter sich selbst erinnern mußte, er sey ja nicht der Vater, sondern

der Verlobte des guten Kindes. Sonst forderte der stolze Herr von aller Welt Respekt und jetzt entsetzte er sich zum erstenmale, daß man so gar viel Respekt vor ihm haben könne.

Er wollte die Sache gut machen, legte in Magdalenens Gegenwart den Burggrafen und Staatsmann ganz bei Seite und suchte mit ihr zu schwärmen und zu tändeln wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Allein nun ging es erst recht nicht; Magdalene wurde sichtbar noch kühler. Und was das schlimmste war, indem der Bräutigam den Respekt seiner Braut etwas mildern wollte, verlor er beinahe den Respekt vor sich selbst: wenn er sich im Spiegel sah, so meinte er, aus dem Glase schaue ein Geck hervor. Also kehrte er rasch zu seiner natürlichen Art zurück und wahrte den Ernst, wenn er heiter, die Würde, wenn er zärtlich und die Vernunft, wenn er leidenschaftlich war, wie sich's bei einem achtundvierzigjährigen Burggrafen im Grunde von selbst versteht. Doch gerade weil sich's von selbst versteht, genügte es ihm wieder nicht; denn einer Braut zeigt man sich eben auch gerne in Vorzügen, die sich nicht von selbst verstehen. Der Burggraf besaß solche Vorzüge; — allein

für diese hatte ja das sechzehnjährige Mädchen keinen Sinn und sollte keinen haben, der Bräutigam freute sich kindisch, daß sie ihn nicht hatte, daß sie gähnte, wenn man nur von Politik sprach, und dennoch sollte sie für den Bräutigam als für einen großen Staatsmann schwärmen, aber beileibe nicht respektvoll, sondern in glühender, hingebender Liebe!

Das waren verdammte Widersprüche!

Der Burggraf machte zu Zeiten ein recht böses Gesicht, und als die Braut in aller Unschuld gar nicht merkte, was das böse Gesicht bedeute, sagte er's eines Tages deutsch heraus und meinte, vor der Verlobung habe sich ihm ihre Liebe sonnenklar kundgegeben, nach der Verlobung hülle sie sich in ein Räthsel. Statt aller Antwort auf die deutsche Frage öffnete Magdalene ein französisches Buch, in welchem sie Abends gemeinsam zu lesen pflegten und bezeichnete schweigend eine Stelle mit dem Bleistift. Sie lautete: „Une passion naissante et combattue éclate; un amour satisfait sait se cacher.“

Der Burggraf, überrascht von dem feinen Kunstgriff, mit welchem das Mädchen ihm entschlüpfte und in einem witzigen Citat antwortete, damit sie

nicht mit dem Herzen zu antworten brauche, wollte ihr sofort beweisen, daß die Liebe zweier Verlobten eben auch noch eine aufkeimende Leidenschaft und keine vollbefriedigte Liebe sey, als sich die Thüre öffnete und ein unerwarteter Gast in's Zimmer trat, — des Burggrafen Sohn aus erster Ehe, Georg Wolfgang, ein stattlicher achtzehnjähriger Bursche.

Es ist wohl immer etwas verdrießlich, wenn einem Wittwer, der eben wieder Bräutigam geworden, die großen Kinder der ersten Frau so um den Weg laufen. Tappt aber solch ein unvernünftiges Kind nun gerade in eine recht zarte Liebesscene seines Vaters, so muß das vollends unerträglich seyn. Der Burggraf hatte seine zwei ältesten Söhne auf Reisen geschickt, und Georg Wolfgang sollte eben an den Hof des Pfalzgrafen von Birkenfeld gehen, um dort seine ersten Militärstudien zu beginnen, während der Vater sich seinen zweiten Liebesstudien widmete. Da fiel's dem tollen Jungen ein, er wolle, ehe er beim Pfalzgrafen anklopfe, den Umweg nicht scheuen und zuvor doch auch einmal der künftigen Stiefmutter guten Tag sagen. So kam er unerwartet in dem geschilderten Augenblick.

Der Vater empfing den Sohn mit furchtbar herzlichem Händedruck, er schüttelte ihm die Hand, als ob er sie zerquetschen wolle: das war das einzige mehr fühlbare als sichtbare Zeichen des jähen Zornes, der in ihm aufbrauste über den ungebetenen Gast. Magdalene aber war vergnügt wie ein Kind, daß sie auch einmal einen Sohn ihres Bräutigams sehen dürfe, begrüßte ihn auf's anmuthigste und hatte ihre besondere Freude daran, daß der Bursche einen halben Kopf größer sey als sie selbst. Die Liebenswürdigkeit des Mädchens rührte und erquickte dann auch wieder den Burggrafen, und nach einer Stunde war er seinem Sohne schon nicht mehr gram, ja er schaute mit einem gewissen väterlichen Behagen aus dem Lehnstuhle im Kaminwinkel den jungen Leuten zu, wie sie so rasch sich zu verständigen und gleich den besten alten Freunden mit einander zu plaudern wußten. Wäre Magdalene doch nur auch gegen ihn so unbefangen und zuthunlich gewesen!

Am nächsten Tage bemerkte er die Beiden öfters in langer, tiefer Zwiesprach versunken. „Was habt ihr denn so gar wichtiges zu verhandeln?“ fragte er den Sohn im nächsten einsamen Augenblick. Der

Junge erwiderte: „Meine künftige Mutter redet wie ein Buch. Sie sagt, wenn ich jetzt Soldat werde, so geschehe das zu einer ernsten Stunde; denn obgleich wir mitten im Frieden lebten, so rieche man doch schon wieder Pulverdampf in der Luft, wie man auch wohl den Regen rieche, lange bevor die Wolke über unsern Köpfen sich entlädt. König Ludwig, so sagt sie, sinne auf einen Eroberungskrieg gegen die Holländer, und in Paris meine man, die Generalstaaten müßten sich recht darauf freuen, von dem großen Ludwig erobert zu werden. Denn die Franzosen hegten von altersher die bescheidene Ansicht, daß fremde Eroberungen zwar völkerverderbend, ihre eigenen aber völkerbeglückend seyen. Nur wüßten sie noch nicht genau, wie sie's eben jetzt anfangen müßten, um Holland erobern und beglücken zu können."

„So spricht Magdalene zu dir?" fragte der Burggraf erstaunt.

„So spricht sie! Und sie fügte hinzu, der Kurfürst von Köln sey ein schlechter Reichsfürst und seine Räthe seyen Spitzbuben und der Erzbischof von Münster sey um kein Haar besser; denn sie

spielten allesammt unter einer Decke mit den Franzosen."

Der Burggraf, anfangs ganz verblüfft, lachte jetzt laut auf über diese kräftige Charakteristik. Dann sprach er in lehrhaftem Tone: „Es ist ein besonderer Liebreiz der Frauen, daß sie alle Dinge der Welt nach ihren persönlichen Neigungen und Gefühlen messen. Magdalene ist ein reines Kind in der Politik; dennoch schleudert sie solche Gewaltsworte wider den Kurfürsten, weil Köln in dem großen Prozesse gegen Sayn die Grafschaft als eröffnetes Mannlehen für heimgefallen erklärt und vor Jahren gar Stadt und Amt Hachenburg occupirt hat. Der Kurfürst ist ein Rechtsfeind ihres Hauses, folglich muß er auch ein Reichsfeind seyn, und zuletzt baut sich Magdalene gar ein eigenes System der europäischen Politik auf den Prozeß Köln contra Sayn."

Während aber der Alte kalt und spöttisch also sprach, wünschte er doch im Stillen, Magdalene möge diesen Liebreiz persönlicher Neigungspolitik nicht weiter entwickeln, und er dachte dazu, sein Sohn, ihr gelehriger Schüler wäre jetzt am besten, wo der Pfeffer wächst, und sorgte dann auch, daß Georg

des andern Morgens zum pfalzgräflichen Hofe abreiste.

Allein auch für ihn nahte die Scheidestunde. Er hatte viel süße Hoffnung auf dieses Herannahen des bittern Augenblickes gesetzt. Sollte die Braut nicht jetzt endlich wärmer empfinden und leidenschaftlicher ihr Herz ausschütten? Das wäre so natürlich gewesen! Allein sie ward umgekehrt immer verschlossener. Doch auch dies kann wieder natürlich seyn, dachte der unglückliche Burggraf, der drohende Abschied schnürt dem schüchternen Kinde das Herz zusammen!

Hätte er nicht fest gewußt, daß sie ihn liebe, daß sie aus wahrer Neigung und früher auch beredteren Mundes ihr Ja und Amen zur seiner Liebeswerbung gesprochen, er würde entweder gar nicht gegangen oder für immer gegangen seyn.

Endlich hoffte er nur noch auf die eigentliche Stunde des Lebewohls: da wird ihr Gefühl plötzlich wie ein verhaltener Strom alle Dämme durchbrechen. Die Stunde kam. Magdalene blieb, wie sie gewesen, gut, freundlich, still und kühl.

„Du wirst mir jede Woche schreiben!“ bat der

Burggraf, als er schon den linken Fuß im Bügel hatte. „Oder lieber alle vierzehn Tage!“ flehte die kleine Hexe höchst anmuthig. „Das Schreiben ward mir allezeit gar sauer, und mein Lehrer hat mir stets gesagt, ich werde es nie zu einer schönen Hand, nie zu einer ordentlichen Rechtschrift bringen.“

Der Burggraf sprengte den Schloßberg hinab, daß die Funken stoben; er sah gar nicht mehr, wie zärtlich ihm Magdalene mit dem Tuche nachwinkte; er hätte am liebsten gleich den Hals gebrochen und war wüthend über sein Pferd, welches nun gerade nicht stürzen wollte.

Als Magdalene nach diesem seltsamen Abschiede in ihr Zimmer zurückgekehrt war, zeigte sie ein ganz neues Gesicht: sie löste sich förmlich auf in Schluchzen und Weinen. Wenn der Burggraf nur auch etwas davon hätte hören können! Die Mutter tröstete sie, meinte sie solle sich den Trennungsschmerz doch nicht so gar unmäßig zu Herzen nehmen, der Bräutigam verreise ja nur auf etliche Monate und inzwischen könnten sie denn doch von Brief zu Brief sich sagen, was ihnen von Mund zu Munde zu sprechen verwehrt sey.

„Das ist ja gerade das Unglück!“ jammerte Magdalene. „Um's Sagen handelt es sich zunächst gar nicht, sondern um's Schweigen. Von Mund zu Mund schweigen ist leicht, aber von Brief zu Brief schweigen, das ist entsetzlich. Ich darf ihm nicht schreiben, höchstens jeden Monat, und dann darf ich's erst nicht recht. Er hat mir's verboten, obgleich er mich eigentlich darum bat. Es gilt jetzt keine halbe Trennung, sondern eine ganze; er muß mich verlieren, damit er sich findet; hat er sich erst einmal gefunden, dann finden wir uns auch Beide wieder zusammen. Ich habe von Kind an keinen kleinen Zorn gehabt auf den Franzosenkönig, aber daß er mir jetzt gar die rechten Briefe an meinen Bräutigam unterschlägt, das werde ich ihm mein Leben lang gedenken!“

Der Mutter kamen diese widersprechenden Schmerzensrufe zwar etwas verrückt vor, allein welche liebende Braut ist nicht mitunter etwas verrückt, zumal nach einer solchen Abschiedsstunde!

Drittes Kapitel.

Paris war damals ganz der Ort, wo ein Mann wie der Burggraf von Kirchberg den Gram unerwiderter Liebe vergessen konnte. Der holländische Krieg bereitete sich vor, welcher von 1672 bis 1679 das mittlere Europa erschütterte. Die Soldaten lagen zur Zeit zwar noch ruhig in ihren Garnisonen, die Diplomaten aber behaupteten, der Krieg spiele schon längst in den geheimen Schachzügen der Kabinette, ja die entscheidendste Schlacht sey vielleicht bereits geschlagen, obgleich kein Mensch vorerst den Plan und Erfolg kenne als Ludwig und seine Minister. Denn nicht im Felde war ja dieser Fürst der unwiderstehliche Taktiker, sondern auf dem verhüllten Kampfplatze politischer Ueberlistung, welcher vollständig gewonnen seyn mußte vor dem ersten Kanonenschuß. Für solchen Krieg im Frieden aber

gelten ganz ähnliche Kunstregeln wie für den wirklichen Krieg: wer das Geheimniß seiner Macht und seiner Stellungen dem Feinde als ein unlösbares Räthsel aufgeben kann, dabei aber alle Räthsel von des Feindes Macht und Planen durchschaut, dem blühet der Sieg.

Holland, England und Schweden hatten, zum Dreimächtebund vereint, im Jahre 1668 den beschleunigten Abschluß des Aachener Friedens herbeigeführt, und so lange sie fest zusammenhielten, war der Einbruch der französischen Heere in Holland eine Tollkühnheit. Ludwig XIV. aber war kein Freund von tollkühnen Streichen. Darum sorgte er, daß jener Bund wie ein Schatten in Luft zerrann, bevor die Lärmtrommel gerührt wurde zum Eroberungszuge über den Rhein. Die politischen Köpfe in Paris lächelten schon lange über die „unheilige Dreieinigkeit,“ wie sie die Trippelallianz nannten und sagten, die Dreieinigkeit der Kirche sey leicht zu behaupten und schwer zu verstehn, jene Dreieinigkeit dagegen verstehe man leicht, werde sie aber schwer behaupten können. Wie es jedoch Ludwig angefangen habe, den Bund der Gegner zu unterwühlen, das

wußte zur Zeit nur eine kleine Schaar von Eingeweihten, und ob es ihm gelungen sey sich neue Verbündete zu gewinnen und zweifelhafte Mächte zur Neutralität zu bewegen, ob namentlich Kaiser Leopold und der große Kurfürst von Brandenburg Freund oder Feind der Franzosen in dem drohenden Kriege seyn würden, das war eine dunkele Frage, über welche sich die gescheidtesten Leute vergebens den Kopf zerbrachen.

Der Burggraf, in all seinem Denken gefesselt von dem versteckten Intriguenspiel, welches sich verwirrend vor seinen Augen spann, ohne daß er errathen konnte, wie die Fäden zusammenliefen, dazu in allen Sinnen geblendet von neuen Eindrücken, vergaß anfangs die Seelenpein über das unbräutliche Wesen seiner briefscheuen Braut.

Er beobachtete in Paris ein strenges Incognito; denn da er nicht einmal genau wußte, wie in dieser kritischen Zeit der Kaiser zum Könige stand, so wollte er sich als ein gefürsteter Burggraf des Reiches nichts vergeben, ja er überließ es ganz dem Zufall, ob er überhaupt Versailles und die Person Ludwigs sehen werde. Bot ihm doch das politische

Treiben in den Salons der Hauptstadt schon ein Schauspiel so neu und spannend, daß es reichlich der weiten Reise werth war. Incognito heißt aber bei vornehmen Herren bloß: sie wollen erkannt und gesehen seyn, wollen es aber nicht hören, daß man sie erkannt und gesehen hat. Und da der Burggraf nun so manchen alten Freund aus der höfischen Welt begrüßte, so verfolgten ihn gar bald Späheraugen genug, und ehe er sich's versah, stand er mit Hofleuten, Gesandten und Ministern in lebhaftem geselligem Verkehr.

Zwar wunderte er sich über sich selbst, daß ihm diese Leute jetzt viel gleichgültiger waren als vordem und daß ihm ihre Gespräche oft ungebührlich lang schienen, weil er lieber, allein mit seinen Gedanken, nach Hachenburg zu der spröden, schweigenden Braut hinübergesprochen hätte. Allein er faßte seine fünf Sinne zusammen und zeigte sich unter stillen Schmerzen als den heitersten, liebenswürdigsten Mann, und in den engern Kreisen des Königs wurde bald von dem deutschen Burggrafen gesprochen, der so ganz im Verborgenen durch Geist, Takt und vollendete Form glänze und sich wohl nur darum hinter den Kulissen

halte, damit er die Bühne um so besser ausforschen könne.

Andererseits war der arglose Burggraf in all seiner Qual dann doch wieder entzückt von den artigen französischen Kavalieren, die ihm so auffallend schön thaten, weil sie es ihm gleichsam an der Nase ansahen, daß er eine geheime politische Mission in der Tasche tragen müsse. Und Jeder hätte das Geheimniß um's Leben gern zuerst ergründet und seinem Souverän entdeckt! Er mochte sich so klein machen, wie er wollte, die scharfblickenden Franzosen erkannten in ihm doch den gewichtigen Mann. Das war höchst schmeichelhaft; und es ist ganz natürlich, daß die Begeisterung des armen Burggrafen für die Franzosen, für ihren König und seine Minister und Kavaliere in eben dem Maße wuchs, als man ihn wie einen Spion ersten Ranges ausforschte.

Hätte er seine Triumphe nur wenigstens einer mitschwärmenden Seele, hätte er sie nur seiner Braut verkünden können! Wie ein Fieberkranker von Hitze und Kälte, so wurde er von einem steten Wechsel des Behagens und Mißbehagens geschüttelt. Ach, es drückte ihn nachgerade recht grausam, daß

gar kein Brief von Hachenburg eintreffen wollte! Vierzehn Tagen waren vergangen und noch vierzehn Tage dazu: Magdalene mußte sich wohl entsetzlich schwer mit dem Styl und der Rechtschrift abkämpfen.

Doch wenn sie nicht schreiben konnte, so verstand er es ja um so besser. Er legt ihr in einem offenen Tagebuche all seine Erlebnisse dar, er schildert die Menschen, mit welchen er verkehrt, und wird durch diese Charakterskizzen ganz von selbst in's volle Fahrwasser der Tagespolitik getrieben. Im Schreiben geht ihm das Licht auf, daß Magdalena doch nur dann recht warm wird für ihn empfinden können, wenn sie mit theilnimmt an seinem eigensten Beruf, und er beschließt, von Paris aus sie ganz sachte einzuweihen in die Geheimnisse der Staatsweisheit.

Da kommt endlich ein Brief; unter Herzklopfen wird er mit zitternder Hand erbrochen. Die Braut entschuldigt sich nicht einmal, daß sie so lange hat warten lassen, sie seufzt nicht über die Trennung, sie sehnt sich nicht nach dem Wiedersehen, sie erzählt von ihren Spazierritten und Stickereien, von ihren Andachtsübungen und von ihrem Mops und wirft

diese und ein Dutzend anderer Dinge in leichtester Anmuth durcheinander; auch ist die Schön- und Rechtschrift gar nicht so schlecht, sondern könnte vielmehr trotz mancher reizenden Schnitzer den meisten deutschen Prinzessinnen damaliger Zeit zum Muster dienen. Dem Bräutigam schnürt der Brief vollends das Herz zusammen. Fast sehnt er sich zurück nach dem politischen Widerspruch, womit ihn seine erste Frau so oft geärgert; denn aus heißer Liebe können sich ja zwei Menschen fürchterlich zanken und ärgern, aber so glatt an einander vorbeischlüpfen können sie nicht.

Der Burggraf legt das so eifrig begonnene Tagebuch für Magdalene bei Seite; er weiß selber nicht mehr, was er ihr schreiben soll. Aber er muß sich Luft machen. Darum schildert er seinem Sohne Georg Wolfgang die Macht der französischen Diplomatie und die Tüchtigkeit des französischen Heeres und schließt mit dem Wunsche, Georg möge, wenn der Krieg mit den Generalstaaten zum Ausbruch komme, ein Jahr als Freiwilliger unter Ludwigs Fahnen dienen; denn bei Türenne, Condé und Vauban lerne man jetzt allein die wahre Kriegs-

kunst. Nicht wenige Söhne edler deutscher Häuser hätten schon bei den großen französischen Marschällen Schule gemacht, und viel Mehrere noch würden sich auch in dem bevorstehenden Kriege wieder zur Ehre eines solchen Dienstes drängen.

Während die Briefe der Braut so furchtbar lange auf sich warten ließen, kam die Antwort des Sohnes äußerst rasch. Sie klang aus einem Tone, den der Burggraf bei dem Jungen nie gehört und schloß mit dem Satze: unter Ludwigs Banner zu dienen, schicke sich doch wohl schlecht für den Sohn eines deutschen Reichsfürsten, und die künftige Mutter habe es ihm in Hachenburg recht klar gemacht, daß es „räsonnabler" sey, für als gegen das Vaterland die Waffen zu tragen, und wenn wir auch keine Holländer seyen — habe die Gräfin Magdalene in Hachenburg gesagt — so hätte das deutsche Reich doch den sicheren Mit- und Nachgenuß aller Schläge, welche die Generalstaaten etwa von den Franzosen kriegen würden.

„So machen's die Frauenzimmer und alle anderen Ignoranten!" rief der Burggraf, gewaltig aufgebracht; — „vor dem Kindskopfe Georg predigt

Magdalene über Krieg und Frieden wie ein wirklicher Geheimerath, und mir, dem gewiegten Staatsmanne, erzählt sie ihre Kindereien!" Dann aber schrieb er einen Brief an seinen Sohn, in welchem er genau so verfuhr, wie die Franzosen, wenn sie die Holländer schlagen, zugleich aber und mehr noch das deutsche Reich treffen wollen: er las dem Sohne tüchtig den Text über seine unklaren, unreifen Gedanken, dachte aber dabei viel mehr, daß er Magdalenen den Text lese, obgleich er ihrer mit keiner Sylbe erwähnte.

Uebrigens kamen ihm jetzt gewichtige Zweifel, ob seine Braut denn wirklich das politische Kind sey, wofür er sie gehalten. Er entschloß sich rasch zur Probe und schickte ihr das abgebrochene Tagebuch; bei Durchlesung desselben mußte Magdalene hundertfachen Anlaß zu Beifall oder Widerspruch finden, wenn nur ein Funke politischen Geistes in ihr lebte. Die erwartete Antwort blieb wiederum entsetzlich lange ungeschrieben und als sie kam, stand neben allerlei artigen Geschichten nur der richtige Empfang des Tagebuches angezeigt, so trocken, wie ein Kaufmann den Einlauf eines

Waarenballens meldet. Der Burggraf war tief beschämt. Seine Person strahlte so bedeutsam beleuchtet aus dem Berichte seiner Pariser Erlebnisse hervor, und die Braut fand keine Sylbe der Bewunderung oder auch nur der Kritik, sie hatte augenfällig gar kein Verständniß für die politische Rolle, welche ihr Bräutigam in der großen Welt spielte!

Um diese Zeit speiste der Burggraf einmal bei dem Marquis D'Argenson, dem vertrauten Freunde des Ministers Pomponne. Ein auserlesener Kreis durch Stellung und Geist hervorragender Männer war geladen; der liebenswürdige Humor des Wirthes und das Feuer seiner Weine entzündete bald verwandten Humor und verwandtes Feuer in allen Köpfen. Nur der Burggraf blieb auffallend still und trocken. Wenn er so hinein horchte in die verwirrend rechts und links sich kreuzenden Reden, dann kam ihm diese Gesellschaft so fremd vor und er sich selber so fremd, daß er sich fragen mußte, wer und wo er denn eigentlich sey, und dann fragte er sich wieder, ob er denn wirklich verlobt sey mit Magdalenen, und er dachte, sie könne ihr Wort doch nimmermehr zurücknehmen, da sie ihn ja so

gern habe und die Verlobung als ein politisches Ereigniß sogar schon im Reichspostreiter gedruckt zu lesen stehe.

Aus diesen Träumen ward der Burggraf plötzlich geweckt durch eine Bemerkung des Marquis, der mit den Tischnachbaren in Wortspielen und Epigrammen über das in aller Stille aufgelöste englisch-holländische Bündniß spöttelte. „Es gibt Verlöbnisse," sprach er lächelnd zum Burggrafen, „die in aller Form und Feier öffentlich erklärt und in den Pariser Zeitungen wie im Reichspostreiter verkündet sind, Verlöbnisse, die mit allem Scheine vor der Welt aufrecht erhalten werden und dennoch unter der Hand in Nichts zerrinnen; denn das Paar ist zu ungleich, der fürstliche Bräutigam zu alt und ehrwürdig und die republikanische Braut zu jugendlich naiv."

Der Burggraf, dessen Gedanken im Augenblicke in Hachenburg und nicht in England und Holland weilten, fuhr auf, verbiß die Lippen und sprach kein Wort, während die Blicke Aller an ihm hafteten. Doch faßte er sich rasch wieder, lenkte das Gespräch in jähem Sprung auf andere Dinge und

warf im inneren Unmuthe den Tischgenossen so bittere Worte hin, daß Niemand klug werden konnte aus dem bis dahin so gemessenen deutschen Fürsten.

Der Marquis aber legte sich, als er wieder allein war, den Vorfall folgendergestalt zurecht: „Der Burggraf ist vermuthlich ein geheimer Sendbote des Kaisers Leopold. Der Wiener Hof ist zwar durch den Minister Lobkowitz für Frankreich gewonnen, allein der Kaiser ist ein politisch unselbständiger und eben darum unberechenbarer Mann. Wie wenn er hinter seines Ministers Rücken wieder schwankend geworden wäre? wenn er nun auch einmal doppeltes Spiel mit Ludwig triebe? Thatsache ist, daß der Burggraf unsern Spott über die aufgelöste Allianz Englands und der Holländer mit still kochendem Zorne angehört und dann mit Seitenhieben des tiefsten Aergers erwidert hat. Das Feuer des Burgunders entlockte ihm diesmal seine wahre Gesinnung, die er sonst so geschickt zu verhüllen weiß. Wie wenn dieses nicht blos die persönliche Gesinnung des Burggrafen, sondern auch seines hohen Auftraggebers gewesen wäre, wenn der Kaiser die Freundschaft Frankreichs zwar im Stillen ange-

nommen hätte und warm hielte, zugleich aber auch im Stillen für die Stärkung Hollands thätig wäre, um je nach Zeit oder Umständen bei dieser oder jener Partei seinen Vortheil zu suchen?"

Der Marquis eilte zu seinem Freunde, dem Minister Pomponne, um ihm diese Vermuthungen mitzutheilen. Pomponne fand die Hypothese des Marquis zwar nicht stichhaltig, allein das Schweigen und Grollen des durch den Wein entlarvten Burggrafen gab allerdings zu tieferem Nachdenken Anlaß. „Wie wenn der Graf vielmehr in geheimer Sendung des Kurfürsten von Brandenburg nach Paris gekommen wäre?" rief der Minister und sprang vom Sessel, als gehe ihm ein helles Licht auf. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war von Kurköln bearbeitet worden zu Gunsten der französischen Angriffspolitik auf Holland, doch ohne Erfolg. Man erwartete den Georg Lorenz Crocow als brandenburgischen Abgesandten in Paris, der, wie man wußte, sich von der Sachlage genauer unterrichten und auf Abwendung des drohenden Krieges hinwirken sollte. Konnte aber der Kurfürst von Brandenburg diesmal nicht dieselbe List anwenden, die Ludwig schon so oft

gebraucht hatte und jenen Crocow als ostensibeln Bevollmächtigten schicken, welchem der Burggraf mit viel größerem geheimem Vertrauen vorausgegangen war, daß er, als bloser Privatmann beobachtend, dem Crocow erst auf die rechten Wege helfe, je nach Befund aber auch in seiner Maske eine andere Politik vertrete, als jener beglaubigte Sendling öffentlich? Stand doch für den Kurfürsten Vortheil und Nachtheil gleicherweise in Aussicht, mochte sich das Blatt drehen, wie es wollte. Denn als brandenburgischem Territorialherren konnte ihm die Niederlage der Holländer nur erwünscht seyn, weil die Generalstaaten seinen Cleve'schen und Westfälischen Besitzungen stets gefährliche Nachbarn waren; als Kurfürst des Reiches dagegen mußte er den Sieg der Holländer wünschen, denn ihr Land war ein Vorwerk des Reiches gegen die Franzosen. War es da nicht klug, wenn er zwei Agenten in Paris hatte, den einen für brandenburgische Sonderpolitik, den andern für kurfürstliche Reichspolitik?

So dachte der Minister und beschloß, das Geheimniß des Burggrafen um jeden Preis zu ergründen. Eine persönliche Begegnung wurde — wenn

auch etwas mühsam — vermittelt; denn der gemarterte Bräutigam begann nachgerade leutscheu zu werden. Was liegt uns an all den fremden Menschen, die uns suchen, wenn das einzige Wesen, welches wir mit ganzem Herzen gesucht, uns so bequem entbehren kann? Die Pariser Pasteten schmeckten dem Burggrafen nicht mehr, und die Pariser Diplomaten auch nicht; er sehnte sich nach einem Stück deutschen Hausbrodes und nach einem empfundenen Briefe seines deutschen Mädchens. Und dann wußte er verzweifelnd wieder nicht, ob er sich überhaupt noch nach diesem Mädchen und nach irgend etwas in der Welt sehnen solle. Wäre Magdalene seine erste Liebe gewesen, und er selbst erst dreiundzwanzig Jahre alt, so würde er seine fünf Sinne beisammen behalten und Kälte mit Kälte vergolten haben, allein da sie seine letzte Liebe seyn sollte, so war es natürlich, daß der achtundvierzigjährige Wittwer ganz und gar den Kopf verlor.

Arg zerstreut empfing er den Minister. Dieser zog, um sich recht verbindlich einzuführen, eine eben eingelaufene Depesche aus der Tasche und versicherte, daß der Burggraf der erste Mensch in Paris sey,

welcher die ganz warme Neuigkeit erfahre: der schwedische Reichsrath hatte die alte Allianz mit Frankreich wieder erneuert. Der Burggraf aber sah die Depesche so gleichgültig an, als ob es der Wäschezettel seines Bedienten sey. Zum Teufel, dachte er, mit aller Korrespondenz, wenn es nicht gute Briefe von Hachenburg sind!

Pomponne staunte. Dieser Fremde, sprach er zu sich selbst, muß die trefflichsten Kundschafter besitzen; er hat das längst gewußt, womit ich ihn überraschen wollte.

Als der Minister darnach die Rede auf den Kurfürsten von Brandenburg lenkte, gab der Burggraf recht verkehrte Antworten, halb aus Zerstreuung, halb aus Aerger; denn das Gespräch begann ihn bereits grausam zu langweilen. Aber gerade weil die Antworten so verkehrt waren, hielt sie der Minister für ganz besonders treffend: bald glaubte er nämlich, daß ihn der verkappte Sendling absichtlich auf falsche Fährten leite, bald, daß er noch eine ganz andere kurbrandenburgische Politik in der Tasche habe als die dem Minister amtlich bekannte.

Pomponne zitterte dann aber inwendig vor Aerger,

daß aus dem Burggrafen durchaus nichts weiteres herauszubringen war. Allein je mehr er inwendig sich ärgerte, um so artiger ward er auswendig. Er stellte dem Burggrafen alle seine Dienste zur Verfügung, er forschte höchst theilnehmend, was und wen derselbe in der Hauptstadt bereits gesehen habe und noch sehen möge und hoffte durch das unverfänglichste Examen von der Welt solchergestalt doch irgend ein mittelbares Geständniß zu entlocken. Er ließ sich's dabei recht sauer werden. Aber da das französische Kabinet zur selbigen Zeit eine ganze Schaar mit schweren Beuteln Goldes und noch vollwichtigeren Wechselbriefen ausgestatteter Sendlinge an große und kleine deutsche Höfe geschickt hatte, um Potentaten und Minister von allerlei Größe in Ludwigs Netze einzufangen, so schien es doch ein billiger Handel, hier blos Worte zu verschwenden statt klingender Münze.

Bei jenem Examen voller Fallen und Fußangeln gestand denn auch der Burggraf ganz arglos seinen lebhaften Wunsch, den großen König Ludwig einmal von Angesicht zu sehen, obgleich er sich's aus naheliegenden Gründen versagen müsse, in aller Form

seine Aufwartung zu machen. Der Minister horchte auf. Gewöhnt, mit Hintergedanken zu reden, suchte er sie auch in diesem einfachen Wunsche. Frankreich selber hatte erst vor wenigen Jahren zum Staunen der diplomatischen Welt das Beispiel gegeben, wie man durch ein ganz unvorbereitetes Gespräch unter vier Augen in den wichtigsten Staatshändeln plötzlich das Eis brechen könne, welches nach herkömmlichem Geschäftsgange in Jahr und Tag nicht zu schmelzen gewesen wäre. Der französische Gesandte in Wien, Ritter Gremonville, war am Sylvesterabend 1667 zu Fuß und allein, in einen großen Mantel gehüllt, beim ersten Minister des Kaisers eingetreten und hatte demselben so glatt vom Zaune weg die Vorschläge Ludwigs über die Theilung der spanischen Monarchie vorgelegt. Konnte ein gefürsteter Burggraf sich nicht in denselben Mantel der Formlosigkeit hüllen und dem Könige in drei Worten die brandenburgischen Pläne klarer entwickeln — absichtlich oder absichtslos — als es der breiteste Notenwechsel vermocht hätte?

Der Minister stellte dem Burggrafen ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Könige in Aussicht;

der Burggraf nahm das Anerbieten äußerst lebhaft an, seine gleichgültige Miene war wie weggeblasen. Er legte sichtbar großes Gewicht auf den Vorschlag solch einer improvisirten Unterredung.

Pomponne hatte eine schlaflose Nacht über dem kühnen Plane und spann ihn so lange im Geiste weiter, bis er sich in den festen Glauben eingesponnen hatte, die Zwiesprach des Burggrafen mit dem Könige müsse ein überraschendes Geheimniß zu Tage fördern. Er wußte dann auch Ludwigs Neugierde so gründlich zu reizen, daß der sonst so unnahbare Herrscher zugab, der räthselhafte Burggraf dürfe ihm zu einer bestimmten Stunde im Garten von Versailles begegnen, als ein Fremder, der von ungefähr des Weges gekommen sey.

Viertes Kapitel.

Der Minister fuhr mit dem Burggrafen nach Versailles und zeigte ihm den neuen Prachtbau. In einer Allee, wo sich eine besonders lockende Ansicht bietet, verweilen die Beiden längere Zeit; da kreuzt ein einsamer Spaziergänger den Weg: — es ist der König. Er redet den Minister an. Dieser bittet um die Erlaubniß, den Herren Georg Ludwig, des Reiches gefürsteten Burggrafen zu Kirchberg und Herrn zu Farnrode, Sr. Majestät vorstellen zu dürfen, und während der König ein artiges Gespräch mit dem Grafen anknüpft, zieht sich der Minister unvermerkt in den Hintergrund zurück.

Das nennt man in der Hofsprache eine „zufällige Begegnung": ein Jeder weiß, daß er dem Andern begegnen werde und daß der Andere auch ihm zu begegnen beabsichtigt, Beide aber stellen sich höchst überrascht, daß sie einander begegnet sind.

Keinem gelang jedoch diesmal diese Komödie der Ueberraschung natürlicher als dem Burggrafen; denn da er wieder drei Wochen lang vergebens auf Hachenburger Briefe gelauert, so dachte er im Augenblicke gar nicht an den allerchristlichen König, der pünktlich zur Stelle eintraf, sondern an die unchristliche Magdalene, deren Briefe niemals pünktlich eintreffen wollten. Fast zur selben Minute aber gewann er auch wieder seine volle Geistesgegenwart und stand als fertiger Hofmann jenem Musterfürsten höfischen Wesens gegenüber. Seine Haltung war correct, nichts weiter, und zwar wiederum aus dem geheimen Grunde, weil Magdalenens Briefe blos correct waren und nichts weiter. Ich meine, der Burggraf war nun nicht mehr zerstreut, er that nichts Ungeschicktes, wie wenn er bei der Verbeugung über seinen eigenen Degen gestolpert wäre oder mit dem Hut auch die Perücke vom Kopf gezogen hätte, allein es fehlte die geniale Spannkraft, jenes Feuer, welches im Auge glänzt, im Worte schimmert, welches uns den Meister der geselligen Form auch im ceremoniös gefesselten gleichgültigsten Gespräche anziehend erscheinen läßt.

Ludwigs Adlerblick erkannte sofort diesen Mangel: man hatte ihm den deutschen Grafen als einen bezaubernd feinen und geistvollen Menschen geschildert, und vor ihm stand ein gewöhnlicher schnurgerechter Cavalier. Fast unbewußt stimmte darum der König den herzgewinnenden Ton, in welchem er begonnen, ein wenig herab, und da ihm bald der Geduldsfaden riß, mit einem gleichgültigen Menschen über gleichgültige Dinge zu reden, so hielt er eine Weile an, als erwarte er eine Eröffnung aus dem Munde des Burggrafen.

Dieser aber harrte gleichfalls schweigend. So sprach denn Ludwig zuletzt in kaum merklich heftigem, aber raschem, halblauten Tone: „Zur Sache, Herr Burggraf! Was habt Ihr mir mitzutheilen?“

Der Angeredete schaute fragend auf, sich betroffen besinnend.

„Ihr kommt von Berlin?“ fuhr der König drängend fort.

Der Burggraf sammelte sich und erwiderte mit großer Ruhe auf die hastig herausgestoßene Frage: „Sire! ich habe Berlin niemals gesehen und kam vor Monaten von Hachenburg und Farnrode.“

Ludwig lächelte verächtlich über die beiden obscuren Namen, von denen er den ersten nicht nachsprechen konnte und den andern heute zum erstenmale hörte. „Aber Ihr seyd ein Freund des Kurfürsten von Brandenburg? Ihr habt Briefe von ihm?“

„Hier waltet ein Irrthum, Sire!“ entgegnete der Burggraf gemessen. „Der Kurfürst von Brandenburg hat mich nie mit seiner Freundschaft oder mit Briefen beehrt.“

„Aber was sucht Ihr denn hier? Was bringt Ihr uns? Was habt Ihr uns unter vier Augen zu melden?“ fragte Ludwig, in steigender Ungeduld die Situation vergessend.

„Sire! Wir sind uns zufällig begegnet!“ erwiderte der Burggraf, kalt und nachdrucksvoll.

Mit diesem kurzen Worte war der König geschlagen; er stand da wie ein Fechter, der im unruhigen Ausfallen sich zu decken vergessen hat, der Klinge des Gegners preisgegeben.

Der Burggraf aber fand jetzt völlig sich selbst wieder, und als ob keine Magdalene und keine ungeschriebenen Briefe auf der Welt seyen, sprach er stolz und fest: „Hätte ich eine Botschaft an

Ew. Majestät, so könnte ich sie meinem Range gemäß nur in förmlicher Audienz mittheilen. Ein deutscher Reichsfürst gibt sich nicht zum verkappten Zwischenträger her. Ich weile in Niemandes Auftrage zu Paris, sondern lediglich als ein unabhängiger Privatmann, dem es allerdings zum belehrenden Genusse gereicht, das glorreiche Walten Ew. Majestät aus solch unmittelbarer Nähe schauen und bewundern zu können."

Jetzt wußte Ludwig genug: diese Worte sprachen reine Wahrheit, er hatte es mit keiner Maske zu thun. Er warf einen bitterbösen Blick rückwärts, aber Pomponne war verschwunden. Pomponne hatte sich getäuscht — das erkannte der König auf der Stelle — und wie beschämend für den erhabenen Herrscher würde diese Scene geendet haben, wenn er eben so unvorsichtig vorgegangen wäre wie sein Minister! Die kleinen deutschen Reichsfürsten achtete Ludwig ohnehin gering und hätschelte sie nur, wenn er sie brauchen konnte: er hätte diesen Burggrafen zertreten mögen, um deßwillen er sich für nichts und wieder nichts zu dieser Begegnung herabgelassen hatte.

Der Burggraf hingegen beobachtete während der

langen Pause peinlichen Schweigens gleichfalls gar wohl, welche innere Aufregung hinter den würdevoll kalten Zügen des Königs spielte, er vergaß im Augenblicke seine Magdalene ganz und gar und war also auch wieder ganz der scharfblickende Weltmann, welcher er vor dieser unseligen Pariser Reise immer gewesen. Wie eine erleuchtende Ohrfeige fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß der König ihm wahrlich doch nicht darum in der Allee entgegen gegangen sey, damit der Burggraf von Kirchberg Ludwig den Vierzehnten und Ludwig den Burggrafen von vorn und hinten ansehen und Einer mit dem Andern vom Wetter sprechen könne. Er zitterte vor Scham über seine eitle Einbildung und vor noch größerer Scham darüber, daß man ihm augenfällig eine Rolle zugetraut, über welche er sich nach seiner sittlichen und gesellschaftlichen Würde hoch erhaben fühlte.

Ludwig XIV. war aber nicht blos der durchtriebene Despot neuen Styles, er war zugleich der letzte Ritter aus einer vergangenen Zeit. Als Ritter deckte er darum jetzt die Blöse, welche sich der lauernde Despot gegeben. „Wir sind uns zufällig begegnet, Herr Burggraf!“ wiederholte er mit

gesteigertem Nachdruck und ironischem Lächeln, „und was ich gesucht bei diesem erwarteten Zufalle, das habe ich gefunden. Es war mir ein Räthsel, wodurch Ihr, ein bereits von der Anekdote und Sage der Gesellschaft reich verherrlichter Held, meinen Hof seit Wochen in Entzücken, mein Kabinet in Zweifel und Verwirrung setzen konntet. Ich habe es jetzt gelöst: weil Ihr ein so vollkommener Edelmann seyd und doch zugleich noch mehr als dies, ein so vollkommener Mann! Andere verblenden durch die Lüge ihrer Natur, Ihr habt durch die Wahrheit Euerer Natur meine Leute verblendet. Wir sind uns heute zufällig begegnet: doppelt wünsche ich nun, Euch an meinem Hofe öffentlich empfangen zu können."

Mit diesen Worten entfernte sich der König.

Der Burggraf hätte sich geschmeichelt gefühlt, wäre er nicht zu verblüfft darüber gewesen, daß der König so schön und ritterlich zu lügen verstand. Dem Minister ging er aus dem Wege und fuhr in einer Miethkutsche zur Stadt zurück.

Pomponne aber hatte keinen guten Tag nach dieser „zufälligen Begegnung;" er mußte den ganzen Zorn des getäuschten Fürsten auf seinen Rücken

nehmen und war herzlich froh, daß sich der deutsche Graf auf französisch empfohlen hatte. Im Grunde aber war es schwer zu entscheiden, wer sich an diesem Tage am tiefsten beschämt gefühlt und über sich und die Andern geärgert habe, ob der König, oder der Burggraf, oder der Minister.

Zur klarsten Selbsterkenntniß gelangte freilich unser Burggraf. Mit Schrecken gingen ihm die Augen auf über die klägliche und zweideutige Rolle, welche er unbewußt bisher in Paris gespielt. Allein wie es menschlicherweise zu gehen pflegt: auf die beiden Hauptunheilstifter, auf Magdalene und sich selbst warf er den kleineren Zorn, den größten dagegen auf die Franzosen, ihren König und Premierminister an der Spitze. Denn am unleidlichsten sind uns immer diejenigen Leute, vor welchen wir uns schämen müssen.

Pomponne befand sich aber in gleicher Lage angesichts des Burggrafen, und also war es kein Wunder, daß er nunmehr den räthselhaften Fremden als einen ungeschickten, verdächtigen, dem Könige mißliebigen Menschen in den Hofkreisen darzustellen wußte, was um so leichter gelang, da der König trotz seiner ritterlichen Einladung keine weitere Notiz von dem

Burggrafen nahm, wie auch der Burggraf vom Könige: Beide wiederum aus dem gleichen menschlichen Grunde der gegenseitigen Beschämung.

So sah sich der Burggraf mit einemmale auf's Trockne gesetzt, von seinen früheren Freunden und Schmeichlern verlassen, und wo er ihnen ja begegnete, da war er selber so kurz angebunden, daß Keiner mit ihm etwas länger anzubinden sich verpflichtet fand.

Ganz Paris und Frankreich war dem Burggrafen versalzen, und er wäre am liebsten gleich nach Hachenburg zurückgereist, um sofort zu erfahren, ob seine Rolle als Bräutigam nicht ein gleich beschämendes Ende nehmen müsse wie seine Rolle als beobachtender Politiker. Allein andererseits schämte er sich auch, so gar geschwind wieder heimzukommen und den wahren Grund der verfrühten Heimkehr zu bekennen. Und also blieb er grollend vor der Hand noch wo er war.

Da berichtete ihm eines Tages sein Bedienter, er habe Verdacht, daß die Hachenburger Briefe des gnädigen Herrn einen Mitleser an der Pariser Polizei gefunden hätten. Der Burggraf begehrte die Gründe dieses Verdachtes, der Bediente aber wollte nicht

weiter heraus mit der Sprache; denn er fürchtete Prügel zu bekommen für seine Gründe. Als ihm jedoch sein Herr versicherte, daß er durchaus nicht böse werden, ja ihm einen Louisdor schenken wolle, wenn er Alles frischweg, lückenlos und wahrheitsgetreu erzähle, so begann der Diener:

„Ich komme an freien Abenden öfters mit andern Bedienten von Distinction zusammen; ein Lakei des Polizeiministers, ein Kutscher Pomponne's, ein Küchenjunge des Erzbischofs, ja sogar ein königlicher Frottirer sind mit von der Gesellschaft. Diese Leute reden von Ew. gräflichen Gnaden, als ob Sie geradezu vom Könige verungnadet seyen und als sage Ihnen der Hof nur noch mit dem Rücken guten Tag. Meine Widerrede hilft nichts; der Küchenjunge schlug mich mit Thatsachen, wofür ich ihm aber eine Ohrfeige gab, welches auch eine Thatsache ist. Ueber den letzten Grund der Ungnade herrschten anfangs getheilte Stimmen. Der Lakei des Polizeiministers jedoch hat zuletzt den Hergang so klar gelegt, daß die ganze Gesellschaft überzeugt war, sogar der Frottirer, der den Boden wichst, über welchen die Füße Sr. allerchristlichsten Majestät schreiten, daher er

immer Alles am besten wissen will. Es ist die Liebe, sagte der Lakai, die den Burggrafen gestürzt hat. So ein Deutscher, sagte er, liebt nämlich ganz anders wie ein Franzose; ist er verliebt, so ist er's überall, im Essen und Trinken, in Rock und Kamisol, ja sogar in der Politik. Ein Franzose dagegen ist blos verliebt bei seinem Mädchen, bei allen andern Dingen merkt ihm kein Mensch weiter die Liebe an. Nun hat der Burggraf eine Braut im Reich, die ihm mitunter einen Brief schreibt, er selbst aber schreibt ihr sechse für einen. Das mag auch so deutsche Art seyn. Die Liebe zu dieser Braut aber ist ihm in die Politik hineingewachsen und das bewirkte seinen Fall. Die Familie der Braut nämlich liegt in einem alten Rechtsstreite mit Kurköln und mein Herr sagt darum, das Mädchen sey eine persönlich ebenso anmuthige als lehensrechtlich interessante Partie. Folgerecht haßt dann weiter die Braut den Kurfürsten von Köln, Sr. Majestät getreuesten Alliirten, und wiederum folgerecht conspirirt der Bräutigam gegen den Kölner, erforscht dessen geheime Schliche und verräth sie in den dicken Briefen nach Hachenburg an die Gegner des Königs und des Kölners im Reiche. Wäre der

Burggraf der Politik des Vortheils gefolgt wie ein Franzose, statt der Politik der Liebe wie ein Deutscher, so hätte er in Paris Gold und Macht gewonnen, daß er zehn alte Prozesse am Reichskammergericht hätte auskaufen können. Nun aber haben ihn die Hachenburger Briefe gestürzt, und der König zeigte ihm im Garten zu Versailles eine Visitenkarte, die sah aus wie ein Verhaftsbefehl. So sprach der Lakai des Polizeiministers."

Der Burggraf bemerkte dem Bedienten, er habe ihm nun für einen Louisdor Grobheiten genug gesagt, gab ihm das Gold und befahl, ohne Verzug die Koffer zu packen.

Nicht daß er vor der Pariser Polizei geflohen wäre, weil sie so genau gezählt hatte, wie viel Briefe er nach Hachenburg schrieb und wie wenige er von dort empfing: er floh vielmehr vor der Abendgesellschaft distinguirter Bedienten. Denn im Nachplaudern und Nachäffen der Gespräche, welche diese Gesellen bei ihren Herren erlauscht, trat ihm eine so vernichtende Parodie des Klatsches und des Intriguenspieles der französischen Hofkreise entgegen, daß er nun erst, wo er seine Person in dieses Zerrbild verwebt sah,

klar erkannte, welch eine häßliche Fratze jene feine Gesellschaft auch bereits im Urbilde sey. Es war ihm geradezu ein Ideal seines bisherigen Lebens vernichtet.

Dazu kam noch etwas Anderes: die Beweisführung des Lakaien hatte ihn tief getroffen. Sie war ja an sich ganz falsch; denn die Familieninteressen der Braut dienten ihm keineswegs zur politischen Richtschnur. Aber der Vordersatz war impertinent richtig: wenn ein Deutscher einmal verliebt ist, so ist er's gleich überall. Die Liebe hatte ihn blind und stumpf gemacht für alle Menschen und Dinge, welche ihn umgaben; er ahnte, daß er als Staatsmann nicht wieder sehend würde, bevor er nicht von Grund aus erforscht, wie es um seine Liebe stehe, und nicht durch die Briefe, welche er geschrieben, wie die französischen Späher meinten, sondern durch die ungeschriebenen Briefe seiner Braut war er bei den Pariser Höflingen in Acht und Bann gerathen.

Darum ließ er jetzt so geschwind die Koffer packen und eilte zur Heimath, beschämt, erzürnt, athemlos gespannt in bangester Erwartung.

Fünftes Kapitel.

Der Weg von Paris nach Hachenburg war damals noch weit, also hatte der Burggraf Zeit genug, nachzudenken, wie er seine Braut begrüßen und wie er's erproben solle, ob sie denn wirklich noch seine Braut sey, — nicht blos vor Zeugen und laut dem Artikel des Reichspostreiters, sondern auch im Herzen ihm verlobt. Da er aber in der letzten Zeit seines Pariser Aufenthaltes wieder völlig zu Verstand gekommen war, so fand er leicht das rechte Gesicht und den rechten Ton, womit er Magdalenen frei und sicher gegenübertrat.

Unangemeldet, dabei so ruhig und unbefangen, als komme er von einem kleinen Spaziergange, stand er eines Abends im Hachenburger Schloßgarten vor der Braut und ihrer Mutter, die dort in einer Laube beisammen saßen. Er grüßte recht artig, und Mutter

und Tochter hätten den Willkomm, welchen sie erhielten, miteinander auswechseln können, so hätte eine Jede nachher eben so viel gehabt als vorher.

Magdalene war überrascht, erschreckt, erfreut, sie zitterte, ward roth, ihr Auge glänzte und schwamm, es war, als ob sie sich entsetze beim Anblick des aus dem Boden gewachsenen Bräutigams und als falle ihr doch zugleich auch wieder ein rechter Stein vom Herzen.

Der Burggraf machte keine Umstände, nahm Platz bei den Frauen und begann zu erzählen wie Einer, der eine große Reise gethan, von sich und seinen Erlebnissen. Er erklärte kurzweg, daß er so früh wiederkomme, weil es ihm in Paris gar nicht mehr gefalle, schilderte den Wirrwarr der politischen Intriguen, in welchem für einen ehrlichen deutschen Burggrafen gar kein schicklicher Platz mehr sey und gab ein ergötzliches Bild seiner zufälligen Begegnung mit dem Könige, der den großen König so trefflich spiele, daß man fast glauben könne, er sey es wirklich.

Das Alles aber berichtete er so fein, durchdacht und gegenständlich, als ob er's in einem Abendzirkel von geistreichen Damen und Herren vortrage, denen

er sich selbst als der geistreichste zu zeigen beflissen sey. Magdalene, die mit Aug' und Ohr an dem Erzähler hing, mußte sich wiederholt besinnen, der geistvolle Herr sey ja ihr Bräutigam, den sie kaum nach langer Trennung wieder begrüßt; sie aber glühte innerlich und im Gesichte wie im Fieber bei den schönen, kühlen Worten, ihre Hände waren eiskalt, und die Thränen liefen ihr mitunter aus den Wimpern, obgleich da doch eigentlich gar nichts zu weinen, sondern viel mehr zu lachen gewesen wäre; denn der Burggraf sparte auch den Humor nicht und den Spott gegen sich und Andere, was man an dem würdevoll gesetzten Herren sonst kaum gewohnt war.

Kurzum, die Rollen schienen stracks vertauscht; die frühere Liebesgluth des Bräutigams war in die Braut, die frühere Kühle der Braut in den Bräutigam gefahren.

Als aber der Burggraf mit so ätzender Kritik den französischen König und das Getreibe seines Hofes und Kabinettes dargestellt, konnte sich Magdalene nicht zurückhalten und drückte ihm warm die Hand, und als er geendet, fiel sie ihm weinend um den Hals, und der Mann hätte von Stein seyn müssen,

wenn er jetzt nicht sein diplomatisches Gesicht vergessen und feuchten Auges gefragt hätte, warum sie denn in solchen Sturm der Empfindung ausbreche?

„Ich kann es ja nicht sagen!“ rief Magdalene. „Es sind die vielen ungesprochenen Worte, die vielen ungeschriebenen Briefe, die sich jetzt alle mit Gewalt hervordrängen. Gottlob, daß du mir heute die Sprache zurückgegeben hast; jetzt kann ich wieder reden und schreiben so viel du nur willst.“

Und nachdem sie etwas ruhiger geworden, erzählte dann Magdalene, wie sie ihn allezeit gleich warm und treu geliebt, aber sie habe in einem Starrkrampfe des Gemüthes gelegen, daß sie kein Zeichen ihres innersten Lebens habe von sich geben können. Das mache die leidige Politik. „Ich verstehe nichts von Staatshändeln,“ fuhr sie fort, „und muß schweigen, wo du von solchen Dingen redest. Aber ich fühle doch wenigstens die Schmach, welche unserm Lande droht und die Ehren, welche es gewinnen könnte. Mir schauderte vor deiner Bewunderung des Franzosenkönigs, und doch fürchtete ich mich, dir's zu sagen. Ich schwieg von aller Politik, wo ich im Wortgefechte doch sofort von dir geschlagen worden

wäre. Als du aber vollends nach Paris gehen wolltest, da war es mir, als eiltest du in einen offenen Abgrund. Ich hätte dich zurückhalten mögen und konnte doch nicht; ich wußte, daß Widerspruch dich nur um so starrköpfiger machen würde. Ich war hülflos. Ich hätte dir Paris entleiden mögen, als sey es Sodom und Gomorrha. Da dachte ich: liebt er mich so heiß, wie ich dessen gewiß bin, so muß ihn dieses Paris in den Tod zuwider werden, wenn es ihn von mir und meiner Liebe trennt. Er hält es nicht lange aus unter den Franzosen, wofern ich nicht täglich in meinen Briefen bei ihm bin; der blaue Himmel wird ihm grau erscheinen und die bezaubernbsten Männer und Frauen langweilig und der gewaltige König Ludwig selbst ein ganz gewöhnlicher schwacher Mensch, wenn er nur aschgraue, langweilige und gewöhnliche Briefe von Hachenburg erhält. Das war wohl recht anmaßlich gedacht, allein ich wußte ja, daß es auch mir im gleichen Falle gerade so ergangen sey.

Oft fragte ich mich auch, ob ich da nicht ein durchdachtes Spiel treibe, unwürdig einer Braut? Allein dann sagte mir mein Gewissen, dieses Spiel

sey Wahrheit, und wenn ich dir fort und fort Liebe vorgeschwärmt hätte, so sey dies vielmehr ein Spiel gewesen. Ich tröstete mich, daß ich die ungeschriebenen Briefe schon zur rechten Zeit nachsenden würde: jetzt sollst du sie alle haben! Ich setzte das Glück meines Lebens ein: dieser höchste Einsatz zeigt, daß das Spiel mehr als Spiel war. Jetzt wirst du meine Verzweiflung begreifen, ob meine Briefe auch in stichhaltiger Rechtschrift abgefaßt seyen: ich dachte dabei ja nicht an die geschriebenen, sondern an die ungeschriebenen Briefe!

Mit Georg Wolfgang konnte ich über Krieg und Frieden reden, wie mir um's Herz war; denn der Jüngling erfaßte die Politik mit dem Herzen, ganz wie unsereines. Nicht weil der Feind unsers Hauses mit dem Franzosen geht, bin ich dem Franzosen feind, sondern weil des Franzosenkönigs Treiben meiner mädchenhaften Empfindung unrein däucht und verderblich für's deutsche Reich. Ich kann das nicht näher erklären, so wenig, als warum ich Ludwigs jungem Gegner zujauchze, dem Prinzen Wilhelm von Oranien. Die kunstreich verstrickten Querzüge von Ludwigs Politik versteht ein Mädchen nicht. Aber

wenn Wilhelm, verlassen von allen Verbündeten, erklärt, er werde, wann er den letzten Fuß seines Landes gegen Ludwig vergebens vertheidigt habe, mit dem Volk sich auf die Schiffe werfen, um jenseit des Weltmeers in einem neuen Amsterdam, einem neuen Holland, einer neuen Freistatt der Freiheit frei noch leben und sterben zu können, so versteht das auch ein Mädchen, und doppelt wird die deutsche Fürstentochter solche Worte eines deutschen Prinzen heilig halten!"

Dies war der erste der ungeschriebenen Briefe, welchen Magdalene ihrem Bräutigam mittheilte.

Glückselig, daß er seine Braut wiedergenommen, die er schon fast verloren geglaubt, drückte dieser die begeisterte Jungfrau an sein Herz. Wie ein Blitz durchzuckte ihn aber zugleich die Ahnung, daß es eine Staatsweisheit gebe, die nicht blos aus dem Verstande, sondern auch aus der Begeisterung des Herzens geboren werde, geweihet von der Liebe zum Vaterlande, welche Frauen und Jünglinge wohl gewaltiger empfinden möchten, als der gewiegteste Diplomat. Er a h n t e es im Rausch dieser Liebesstunde; denn dem nüchternen Geiste seiner Zeit und

Schule lagen solche Gedanken noch zu fern, als daß er sie anders denn eine Weissagung hätte ahnen können. Von einer so schönen Prophetin aber wie Magdalene läßt man sich gerne weissagen, und während die wohlgemeinten Predigten der verständigen ersten Frau den Burggrafen nur starrer gemacht im Widerspruch, weckten und nährten die ungeschriebenen Briefe dieses „politischen Kindes" dauernd seinen deutschen Geist.

Es verdient wohl der Vergessenheit entrissen zu werden, daß in einer Zeit, wo verderbte Frauen so viel Unheil in der Politik stifteten, jene edle Erbgräfin von Sayn so tapfer für eine patriotische Politik gekämpft hat, und zwar mit der schärfsten Waffe eines liebenswürdigen Weibes: — indem sie unter Schmerzen zu schweigen wußte.

Demophoon von Vogel.

Erstes Kapitel.

Wer die rechte Stimmung nicht findet, der kann keine gute Oper schreiben, und wer keine gute Oper schreiben kann, der schreibt am besten gar keine.

So dachte Friedrich Vogel, ein tüchtiger Tonsetzer der Gluckischen Schule. Aber er wollte und mußte jetzt eine Oper schreiben; darum rang er vor Allem nach Stimmung.

Das Glück war ihm wie im Traume in den Schooß gefallen; denn wenn ein junger deutscher Musiker vor achtzig Jahren eine Oper für die Pariser Bühne setzen durfte, so war dies doch wohl ein traumhaftes Glück. Friedrich Vogel hatte sich in Paris eine glänzende Stellung als Musiklehrer geschaffen, wobei ihm allerdings die Fürsprache seines Vetters, des berühmten Johann Christoph Vogel, und des noch viel berühmteren Vorbildes Beider, des Ritters Gluck, bedeutend unter die Arme griff.

Kleinere dramatische Sätze Friedrichs wetteiferten in der Gunst der Kenner mit den Werken Johann Christophs, ja man verwechselte oft die neuesten Schöpfungen der zwei Vogel, so nahe verwandt auch in Form und Geist ihrer Musik waren die Vettern. Aber Friedrich war ein unruhiger Geselle; als er sich eben recht festgesetzt hatte in Paris, trieb es ihn wieder fort. Er ging nach Wien. Dort erhielt er brieflich den Antrag eines Pariser Theaterdirektors zur Composition der Oper „Demophoon.“ Anfangs glaubte er, der Mann habe wieder die Vettern verwechselt und meine eigentlich den gefeierten Johann Christoph Vogel; doch dem war nicht also: er meinte wirklich den Friedrich. Der Antrag war zwar in der That ursprünglich dem Johann Christoph zugedacht gewesen; da dieser aber bereits an seiner „Medea“ arbeitete, die nachgehends so glänzenden Erfolg und ihrem Schöpfer einen kunstgeschichtlichen Namen gewinnen sollte, so hatte er abgelehnt und den Vetter warm empfohlen. Friedrich nahm nun die Arbeit dankbar an; denn die Bedingungen konnten nicht günstiger seyn. Für die Vollendung war Jahresfrist bestimmt gefordert.

Mit wüthendem Eifer stürzte er sich sogleich kopfüber in den vollen Strom des Schaffens und entwarf zuerst, getreu dem Vorbilde Gluck's, das ganze Werk groß und frei im Geiste, bevor er irgend an's Niederschreiben ging. Er schwelgte in dieser Seligkeit des ersten Wurfes und hatte Stimmung genug und übergenug. Kaum drei Wochen waren vergangen, und schon wallten alle die Gestalten und Scenen des Drama's, musikalisch fest durchgebildet, vor dem inneren Auge und Ohre vorüber. Jetzt mußte er nur noch Alles niederschreiben. Aber dieses „Nur“ ist ein furchtbar tückisches Wort! Mit Schrecken entdeckte Vogel, daß es zweierlei Stimmung gibt: Stimmung zum Erfinden und Stimmung zum Schreiben, und daß Leute, die in der Phantasie am leichtesten arbeiten, auf dem Papiere entsetzlich mühevoll einherkeuchen, und daß umgekehrt Männer, bei welchen die schaffende Kraft des Geistes im Schneckengange schleicht, oft wahre Schnellläufer auf dem Papiere sind.

Der Rausch des Erfindens verflog: die Noten trockneten ihm in der Feder ein. Wochen vergingen; die Partitur wollte schlechterdings nicht wachsen, und

doch hatte er die ganze Oper fertig im Kopfe! Er mußte sich wohl in einen neuen Rausch stürzen, um den alten wiederzugewinnen. Also suchte er seine Freunde auf, Geselligkeit, heitere Anregung beim Glase Wein und bei weindurchleuchteter Rede. Aus Arbeitslust hatte er in der letzten Zeit die Freunde geflohen; jetzt rettete er sich zu ihnen, um in ihrem Kreise Arbeitslust zu finden. Er redete mit Kunstgenossen über das Werk, er phantasirte ihnen einzelne Motive, ganze Arien, ganze Scenen am Klaviere vor und sang dazu mit herzbrechender Componistenstimme. Man fand die Proben überaus köstlich, bewunderte und ermunterte, und wenn Vogel so am Klaviere saß, die Freunde zur Rechten, das Weinglas zur Linken, dann war Alles wieder fertig, er wußte genau, was und wie er schreiben müsse, er konnte gar nicht erwarten, bis er wieder allein war bei Feder, Dinte und Papier. War er aber dann wirklich allein, so konnte er erst recht keine Note schreiben; er hatte sich ja ausgesprochen, ausgespielt, ausgesungen; wozu noch Weiteres? Er war so satt, daß ihn seine eigene Musik anwiderte.

Die Partitur machte keine Fortschritte; nur seine

Virtuosität im Trinken schritt bedeutend fort, und Vogel war von Hause aus doch gar kein Trinker. Er that dem Dinge Einhalt, denn er erkannte klar, daß auf diesem Wege die verhexte Stimmung nicht zu haschen sey. Also zog er sich wieder in die einsame Zelle zurück.

Arglos kam ein und der andere Freund zum Besuche, natürlich immer in dem Augenblick, wo sich eben etwas Stimmung zum Schreiben ansetzen wollte. Vogel runzelte die Stirn, rollte die Augen, war barsch, kalt, ungeduldig, so daß der Besuchende froh war, wenn er die Thüre nur glücklich wieder im Rücken hatte. Wenige kamen zum zweitenmale wieder. Der unselige Stimmungsjäger aber klagte fort und fort, daß er überlaufen werde, und zuletzt blieben Alle weg. Jetzt konnte er ungestört grübeln über das Geheimniß der Stimmung. Allein es geht hier wie mit dem Schlafe: wer nachdenkt, wie man einschläft, der schläft gewiß nicht ein. Und schon nach wenigen Tagen klagte Vogel, daß er in Selbstquälerei verkomme, daß ihm alle Anregung fehle, daß seine Freunde ihn allein ließen. „Wenn ich leben muß wie ein Eremit," sprach er, „gemieden

von den treulosen Gesellen, wie soll ich da die Stimmung zu der Oper finden?"

Doch zum Glücke war die Frist noch lang, ein Jahr hat viele Wochen; er konnte noch eine gute Weile die Stimmung abwarten. „Aber gerade das ferne Ziel lähmt meinen Eifer," dachte er. „Ist nicht jeder Künstler wie ein Schulknabe, der am besten arbeitet, wenn's ihm auf dem Nagel brennt?" Da kam ein Brief seines Vetters aus Paris, der fragte an, wie weit denn die Oper vorgeschritten sey? Vogel erschrack; er sah in den Kalender: es war doch schon eine schöne Zeit verlaufen. „Man mahnt mich," rief er aus, „man will mich drängen, und obendrein thut dies der Vetter, der doch selbst ein Künstler ist und unglaublich langsam componirt. Er sollte doch wissen, daß man gemahnt, gehetzt aus aller guten Laune kommt, daß man angesichts der Uhr und des Kalenders nur tagelöhnern, nicht aber dichten und schaffen kann!"

Hätte Vogel doch nur um's Geld schreiben müssen: er würde vielleicht trotz dem Fluge der Gedanken auch auf einen festen Stuhl zum Schreiben gekommen seyn. Allein sein Vater war ein reicher

Nürnberger gewesen, und der genügsame Künstler bedurfte des Ehrensoldes für die Oper kaum. Er jammerte, daß er kein armer Teufel sey; er hätte dann wohl Ruhe genug gefunden, die Feder geduldig über die fünf Notenlinien laufen zu lassen.

Doch vielleicht lag der Quell des Uebels ganz wo anders. Vogel war verlobt mit einer italienischen Sängerin und sah im Lauf des Jahres der Hochzeit entgegen. Wie mag auch ein Bräutigam eine vielstimmige dicke Partitur mit Notenköpfen ausmalen! Harrend, sehnend, hoffend, bald im hellen Jubel, bald in weicher Schwärmerei konnte er da wohl seine Gedanken kühn durch die Saiten brausen lassen, aber das Schreiben ward dem unglückseligen Glücklichen in dem Maße unmöglicher, je näher der Hochzeitstag rückte. Er kannte zwar einen Kunstgenossen, der sogar am Hochzeitmorgen einen vierstimmigen Krebskanon auf den Text „Amen" erfunden und in den zierlichsten Noten niedergeschrieben hatte, allein solch ein Fugenreiter war Friedrich Vogel nicht: ihm mußten die Töne aus dem Herzen quellen, oder er blieb überhaupt stumm.

„Ich muß diese Sturmtage vor dem Lenze vor-

überziehen lassen," dachte er: „erst heirathen und dann componiren, das ist die rechte Reihenfolge." Und gewiß, wann mögen wir eine gesegnetere Zeit zum künstlerischen Schaffen finden als im Beginn der Ehe, wo wir schwärmen und dennoch befriedigt sind, angeregt und beruhigt zugleich, wo ein neues Leben uns erblüht, welches aber auch Maß und Ziel und Abschluß sicher in sich birgt: da läßt sich phantasiren und niederschreiben, erfinden und ausführen, eines so gut wie das andere.

So dachte der Künstler vor der Hochzeit. Allein nach der Hochzeit dachte er seltsamerweise wieder ganz anders. Das Notenpapier blieb in der Ecke liegen; er ging ihm aus dem Wege, denn die rastrirten Blätter schauten ihn an wie das böse Gewissen. „Soll ich die schönsten Tage des Lebens nicht voll und rein genießen?" fragte er sich; „es hat noch Zeit mit dem Schreiben, Alles der Reihe nach: erst die Flitterwochen und dann die Oper."

Die junge Frau sang wunderschön und berauschte alle Hörer und ihren Mann natürlich noch weit mehr als die Uebrigen. Wie herrlich mußten erst die Arien der neuen Oper Demophoon von ihren

Lippen tönen; aber freilich, sie mußten geschrieben seyn, bevor sie gesungen werden konnten. Mit wahrem Heldenmuthe zwang sich der Gatte zur Niederschrift und er würde auch sicher eine ganze Arie binnen vierundzwanzig Stunden niedergeschrieben haben, wenn seine Frau nur nicht gar so schön gesungen hätte. Die Melodie kam noch auf's Papier; dann aber riß ihn die Ungeduld vom Pulte weg; er wollte auf der Stelle hören, wie das Alles klinge, die Sängerin hatte ja jetzt Noten, und die Begleitung konnte er aus dem Kopfe spielen. Allein Eugenia sang nicht halb so schön, als er erwartet hatte. Natürlich. Ihr war das Tonstück fremd, sie hätte sich erst mit Fleiß und Nachdenken hinein arbeiten müssen; in Friedrichs Geiste dagegen stand jede Wirkung voll, fest und fertig: der unreife Vortrag klang ihm wie ein Todesurtheil über seine Musik. Er verwünschte die ganze Oper und zog andere Tonwerke hervor, die seiner Frau geläufig waren, und so hörte er sich dann auch wieder zurück in das frühere Entzücken über ihre göttliche Kunst. Der Gluckische Styl Vogel's war einer Italiänerin ohnedies nicht sonderlich mundgerecht. Im

zweiten Jahr der Ehe hätte er die Frau vermuthlich zur deutschen Weise zu bekehren versucht, allein im ersten ließ er sie ganz italienisch gewähren. Ja er studirte mit ihr Piccini, den er haßte; er studirte ihn mit Freuden, weil er nur Eugenia und nicht den Piccini hörte, weil er sich an ihr beseligen, mit ihr arbeiten, mit ihr triumphiren wollte, er vertiefte sich in die Gesangkunst, als ob er selber eine Sängerin wäre: das führte ihn zu tausend schönen Dingen, nur nicht zur Partitur des Demophoon.

Mehrere Wochen schwelgte er gedankenlos fort im bezaubernden Gesange; dann erwachte die Reue. Wenn sich solch eine verdammte Oper nur von selbst niederschriebe! Der Componist wurde im jähen Gegenschlage fast tiefsinnig vor nagender Unzufriedenheit, er ärgerte sich und seine Frau und ward allen Menschen zur Last. Es gibt Künstler, die ihr ganzes Leben nach Stimmung jagen; sie sind die fürchterlichsten Gatten, Freunde und Mitmenschen. Vogel hatte in Paris einen solchen Stimmungsjäger gekannt, der so gefürchtet war, daß man sagte, ein Heuwagen fahre ihm aus dem Weg, wenn er, Stimmung suchend, über die Straße gehe. Es

schauderte dem armen Vogel, als er jetzt sein eigenes Spiegelbild in der Karikatur jenes trostlosen Gesellen erkannte.

Aber was nützt alle Selbsterkenntniß, wenn ihr nicht die That der Umkehr und Besserung auf dem Fuße folgt. Also zur That! Der junge Gatte entzog sich seufzend dem Sirenengesange seiner Frau; er vertiefte sich wieder ganz in die Oper. Er stellte sich die Aufführung recht greifbar vor, malte sich den Erfolg und schrieb sich im Geiste die schönsten Zeitungskritiken. Allein indem er so das Ende vor den Anfang setzte, fand er immer weniger die Stimmung, nun einmal wirklich anzufangen.

Woche um Woche verstrich, und ehe er sich's versah, war der Termin des Jahres abgelaufen. Der Theaterdirektor schrieb Mahnbriefe, und forderte endlich das Textbuch zurück mit dem Bemerken, Johann Christoph Vogel habe inzwischen seine Medea vollendet und sey bereit, jetzt auch den Demophoon zu übernehmen und für den Vetter einzustehen, wenn derselbe denn schlechterdings seinen Vertrag nicht halten wolle. Friedrich Vogel war tief entrüstet über ein solches Vorgehen und antwortete dem Theater-

direktor gar nicht, sondern schrieb nur einen spöttisch artigen Brief an Johann Christoph, worin er ihm Glück wünschte zu dem neuen Auftrage des Demophoon. Dieser war mit Recht gekränkt, daß er für so viele Güte noch Spott und Hohn ernten müsse und brach allen Briefwechsel mit dem launischen, undankbaren Vetter ab.

In einem Gemisch von Wuth und Jubel warf Friedrich die dürftigen Anfänge der Partitur in den Ofen; das Textbuch aber faßte er mit der Feuerzange und schob es in den hintersten Winkel seines Notenschrankes; denn als einen Gegenstand äußersten Abscheus, wollte er es nicht mit den Fingern berühren. Da hinten mochten die teuflischen Verse einstweilen liegen bleiben, bis er einmal Stimmung fand, sie einzupacken und nach Paris zurückzuschicken; die Pariser konnten warten und sie besaßen doch wohl ohnedies eine Abschrift. Damit ihm das Buch aber ja nicht zur Unzeit vor die Augen komme, warf er einen Haufen alter Papiere darüber und wünschte die Pariser und alle Opern und alles Stimmungssuchen und Notenschreiben zum Teufel.

Zweites Kapitel.

Vier Jahre waren vergangen. Friedrich Vogel lebte noch immer in Wien; er gab Unterricht und schien das Componiren ganz verlernt zu haben. In seinem Hause sah es bürgerlich behäbig aus, aber besonders künstlerisch gerade nicht.

An einem Sommernachmittage saß er einmal in Hemdärmeln auf der Stube, denn es war sehr heiß. Ein Bübchen von drei Jahren stand ihm zur Rechten und lehnte sich an des Vaters Knie, ein anderthalbjähriges Mädchen kroch spielend auf der linken Seite umher, und vor dieser Gruppe lag ein ganz kleines Wickelkind in einem Korbe und schrie erbärmlich. Der Musiker ließ sich aber durch die unmelodischen Töne nicht verstimmen, sondern sagte mit vergnügtem Gesichte bald dem Knaben ein Sprüchlein vor, welches derselbe in drolligem Kauderwelsch

nachstammelte, bald schob er dem Mädchen die zerstreuten Spielsachen wieder herbei oder versuchte den Schreihals im Korbe zu besänftigen.

Da klopfte es. Ein Fremder trat herein und fragte auf französisch nach Herrn Friedrich Vogel. Als der Mann in den Hemdärmeln sich erhob und sagte, der sey er selber, glaubte der Franzose irre gegangen und zu einem unrechten Vogel gerathen zu seyn, allein es klärte sich bald auf, daß eben der Musiker Vogel vor ihm stand, welchen er gesucht hatte. Kaum aber überzeugte sich der Franzose, daß er seinen Mann gefunden, so ging er aus dem höflichen Ton seiner ersten Frage plötzlich in eine viel gröbere Tonart über: er war der Theaterdirektor, welcher vor fünf Jahren dem Künstler brieflich die Bestellung des Demophoon gegeben. Vogel hörte das mit großem Gleichmuth; allein der Franzose nahm die Sache gar nicht auf die leichte Achsel. Er warf dem Musiker in harten Worten den Vertragsbruch vor, klagte bitter über die unbeantworteten Briefe und daß ihm nicht einmal das Textbuch, sein Eigenthum, trotz vielfachen Mahnens zurückgesandt worden sey.

Vogel ersuchte ihn höchst artig, Platz zu nehmen, holte das Buch, welches aber seltsamerweise nicht mehr im Notenschrank vergraben, sondern offen auf dem Klaviere lag, und übergab es dem harten Mahner mit der Bitte, er möge doch nicht gar so böse seyn, einem Künstler müsse man kleine Zerstreuungen nachsehen. Der Direktor aber schalt so gewaltig über solche kleine Zerstreuungen, die man genauer ein schweres Unrecht nenne und die ihm Schaden und Verdruß genug gebracht hätten, daß die zwei Kinder aus Schreck über den bösen Mann sich hinter des Vaters Stuhl verkrochen und selbst das Kleinste in den Windeln ein furchtbares Angstgeheul anstimmte.

„Erschrecken Sie mir doch meine Kinder nicht!" rief der Musiker. „Die Franzosen sind die artigste Nation: wie kann ein Franzose so grob seyn!"

Der Fremde staunte und rief: „Ich bin auch von Natur gar nicht so grob. Aber man hat mir immer gesagt, Sie seyen der gröbste Musiker in ganz Deutschland: wie können Sie denn so artig seyn?"

„Ich bin nur grob, wenn ich Stimmung suche," erwiderte Vogel und reichte dem Franzosen die Hand, „aber seit geraumer Zeit habe ich sie bereits gefunden."

„Reden Sie mir nicht von Ihrer Stimmung," zürnte der Franzose: „Ihre vermaledeite Stimmung hat mir schon ich weiß nicht wie viel tausend Livres gekostet! Wozu brauchen Sie denn noch Stimmung? Zum Componiren? Am Ende gar zum Demophoon?"

„Nein! die brauche ich jetzt nicht mehr, oder nur noch ein ganz klein bischen, denn der Demophoon wird bald bis zur letzten Note fertig seyn."

„Bald? und fertig? — Was soll das heißen?"

„Nun, ich meine so etwa in acht Tagen."

„Ah das kenne ich, er ist schon oft in acht Tagen fertig gewesen."

„Diesmal ist er ganz gewiß zum letztenmale in acht Tagen fertig."

„Geschrieben fertig?"

„Ja! Aber ich werde Ihnen die Oper nicht geben und auch keinem anderen Menschen. Mein Vetter hat sie ja für Ihre Bühne componirt; er ist der bessere Meister. Ich habe den Text für mein Vergnügen gesetzt und Note für Note niedergeschrieben: dort liegt die Partitur."

„Ihr Vetter hat die Oper nicht componirt!"

rief der Franzose dazwischen. „Er hat mich mit unbestimmtem Versprechen gerade so arg hingehalten, wie Sie mit dem bestimmtesten Vertrag. Ihre ganze Familie scheint beständig nach Stimmung zu suchen, welche sie nie zur rechten Zeit finden kann.“

Bei diesen Worten verlor nun Vogel seinerseits all seinen Vorrath von Höflichkeit und brach in so hellen Zorn aus, daß sich die Kinder jetzt aus Angst vor ihrem Vater hinter den Franzosen flüchteten. „Sie sind ein abscheulicher Mensch,“ rief er, „ein wahrer Stimmungsmörder! Warum sagen Sie mir eben jetzt, daß mein Vetter die Oper nicht geschrieben? warum sagen Sie mir es nicht erst nach acht Tagen? Nun weiß ich wieder nicht mehr, ob ich fertig werde. Das halbe Finale fehlt noch und die Ouverture; ich war seit Monaten in der sichersten Stimmung zum Schreiben: jetzt ist wieder Alles vorbei. Johann Christoph hat keinen Demophoon componirt? Sie begehren also eine Partitur für die Aufführung? Aber sie wird unvollendet bleiben, ohne Anfang und ohne Ende.“

Da riß auch dem Franzosen der letzte Geduldsfaden. „Sie sind ein Narr!“ schrie er, „und all

das Gerede von der fertigen Oper ist nur eine Schwindelei, die Sie mir schon öfters vorgegaukelt."

Vogel wurde bei diesen Worten ganz kalt und gelassen und sagte lächelnd: „Sie haben mich für den gröbsten Musiker gehalten; machen Sie doch nicht, daß ich Sie nun für den gröbsten Theaterdirektor halten muß! Aber hören Sie mich an; ich bin wirklich kein Narr. So lang ich dachte, mein Demophoon solle aufgeführt werden, war mir kein Effekt stark und sicher genug; rastlos prüfte ich und verwarf wieder und gerieth in solche Todesangst über das Gelingen, daß ich keine Note mit gutem Gewissen niederschreiben konnte. Der Teufel mag componiren, wenn er beständig von tausend klatschenden und pfeifenden Menschengestalten verfolgt wird! Aber als Sie Ihren Auftrag zurückgezogen und meinem Vetter übergeben hatten, da kam mir ein seltsames Gelüsten, die längst erfundenen Melodien nun doch niederzuschreiben, aber ganz heimlich, blos für mich, und ich kümmerte mich keine Minute darum, ob sie sonst noch einer Seele gefallen würden als mir selber. Nun ging es prächtig. Obgleich ich ein sehr strenges Publikum war, so wußte ich doch immer,

warum ich als Publikum mir, als Componisten, Beifall spendete oder nicht, und das weiß das andere Publikum gar selten. Aus dieser seligen Selbstvertiefung reißen Sie mich heraus, indem Sie Ihre gierige Hand nach meiner Partitur ausstrecken. Der Vetter hat keinen Demophoon gemacht: Sie wollen mir mein Werk abzwingen, Sie wollen es aufführen, aber es wird in acht Tagen nicht fertig werden, vielleicht niemals; denn so lange Sie mir auf dem Nacken sitzen, ist alle Stimmung verloren!"

Vogel hielt eine Weile inne, ging im Zimmer auf und ab und besann sich. Er blickte auf seine Kinder, die sich wieder zu ihm herüberwagten. Dann fuhr er fort: „Eigentlich habe ich aber doch nicht blos darum Ihren Auftrag ausgeführt, weil Sie mir denselben abgenommen und einem Besseren übergeben hatten. Ich habe Frau und Kinder, die zwangen mich noch viel mehr zur Stimmung."

Der Direktor athmete auf; er fragte den Künstler, ob er durch sein Hauswesen etwa in Noth gerathen sey?

„O nein!" erwiderte dieser, „es ging uns immer gut. Aber meine Frau ist Sängerin — —"

„Ich habe Signora Eugenia gehört und bewundert,“ unterbrach ihn der Franzose. „Von der Macht ihrer Stimme wurden Sie in's Componiren hineingesungen!“

„— ist Sängerin gewesen,“ fuhr Vogel gelassen fort. „So lange sie singen konnte, sang sie mir alle Stimmung zum Schreiben hinweg. Allein sie hat im ersten Kindbett die Stimme verloren und singt jetzt nur noch mezza voce, Wiegenlieder nämlich für unsere kleine Peppi, und auch das nur gleichsam auf Gastrollen, wenn ich mit dem Kinde gar nicht fertig werden kann. Nun denke ich aber gar oft zurück, wie wunderschön einst Eugenie gesungen hat, und bilde mir ein, wie herrlich sie meine Arien singen könnte, obgleich sie mir dieselben immer verdarb, und im Traumbild aller der Möglichkeiten, die noch aus ihrer Stimme für den deutschen Styl wären zu entwickeln gewesen, schreibe und schreibe ich, und lese in den Noten ihre Stimme und meinen Vortrag. Ach so harmonisch sangen und schrieben wir nie zusammen vor dem ersten Kindbett! Eine Sängerin mit ausgeprägter Schule und wirklicher Stimme kann fürchterlich werden für

einen Componisten, der blos Partituren denkt, aber eine Sängerin mit blos gedachter Stimme zaubert uns wunderbar in alle Tiefen einer wirklichen, geschriebenen Partitur hinein.

„Doch das hätte Alles nicht durchaus geholfen und die Oper wäre noch nicht halb fertig, wenn nicht die drei kleinen Kinder da herumliefen. Ihnen danke ich die nachhaltigste Schreibestimmung. Die Bälge lärmen und toben den ganzen Tag auf meinem Zimmer; denn meiner lieben Frau steckt das Theaterleben noch im Kopf, sie ist seelengut, aber sie ist keine Hausfrau, sie kann namentlich kein Kindergeschrei hören. Da muß ich nun fast allein Haus halten und die armen Würmer erziehen und in den Pausen schreibt sich der dramatische Satz ganz vortrefflich. Seht, wenn die Kinder ausnahmsweise einmal stille sind, dann phantasire ich, und wenn sie, wie in der Regel, heulen und schreien, dann schreibe ich nieder — Kindergeschrei wirkt wie Eis zur Abkühlung einer überglühenden Phantasie. Und lediglich weil es fortwährend in mir sang und klang, konnte ich früher nie recht zum Schreiben kommen: jetzt singen die Kinder, da wird es stille in mir und ich schreibe.

„Dann aber erst die Nächte! o die Nächte im Ehestande sind wie gemacht zum Opernschreiben. Besonders still sind sie gerade nicht, allein da würde ich ja auch schlafen und träumen. Nun kommen aber die Kinder, Eines nach dem Andern — ich kann sie der Mutter nicht überlassen, die ist zu nervös — Georg hat im Schlaf die Decke weggestoßen, er will wieder zugedeckt seyn, Anna wimmert, sie will — nun Sie kennen das wohl auch. Aber die kleine Peppi fordert den strengsten Dienst; ich muß sie stundenlang umhertragen, auf den Armen wiegen; — ach, es dauert oft entsetzlich lange. Da dachte ich, als ich zum erstenmale so mein eigen Kind in stiller Nacht auf und nieder trug: Das kleine Geschöpf zeigt ein neues Geschlecht an, welches aufzusteigen beginnt, und du selber trittst mit all deiner Jugend bereits in die zweite Reihe. Du bist jetzt ein ganzer Mann; denn du hast Weib und Kind, aber du hast noch nichts für die Welt gethan, wie's einem ganzen Manne ziemt, du hast früher ein Kind als eine Oper auf die Beine gebracht. Am Ende wirst du Großvater und der Demophoon ist immer noch nicht fertig. Ein goldener Gedanke,

Arbeitsstimmung zu erwecken! Mit wahrer Wuth setze ich mich des andern Morgens an den Schreibtisch.

„Wenn aber die Kinder so aus dem Kleinsten herauszuwachsen beginnen, dann schreien sie immer ärger und länger, und immer schwerer wird's, die tödtliche Langeweile der Nachtstunden zu überwinden. Ich aber prüfe derweil in Geduld meine musikalischen Gedanken, die ich am Tage zusammengedichtet, ich bessere und ordne sie und singe sie dem Wickelkinde zwanzigmal vor. So banne ich mich auf einen festen Punkt der Arbeit, und das habe ich früher nie gekonnt. Braust es mir aber trotz alledem noch manchmal am Tage wild durch den Kopf, daß meine Stimmung zu allen Sternen zerflattern möchte, dann mache ich mir einen Vers auf's Notenschreiben und sage ihn dem Christian so lange vor, bis er ihn nachsprechen kann. Kann der Bube den Vers, dann ist auch die Stimmung wieder gesammelt. Ich habe wohl fünfzig solcher Verse über dasselbe Thema gemacht. Christian! wie heißt das Liedchen von der Feder und dem Pflug, welches du gestern lerntest?"

Der Kleine begann, verlegen stotternd, unter väterlicher Nachhülfe:

„Die Feder ist mein Pflug,
Den führ' ich mit festem Zug
Durch's Notenblatt, mein Furchenfeld,
Mit tausend Körnern wird's bestellt,
Und fällt der rechte Regen drauf,
So geht — —"

Christian blieb stecken und lief davon; der Alte aber schloß:

„So geht der ganze Demophoon auf."

„Und er ist aufgegangen bis auf die Ouverture und das halbe Finale."

Der Franzose sah den Musiker groß an, stemmte beide Arme in die Seite und rief: „Wie konnte ich Sie so lange anhören und mich von Ihnen foppen lassen! Ein schönes Drama aus der Kinderstube wird der Demophoon geworden seyn! Sie haben mir schon viele Mährchen vorgelogen über Ihre Stimmung und Nichtstimmung, aber Sie lügen mich jetzt nicht aus Wien hinaus, bevor Sie mir das Textbuch zurückgegeben und mit Ihrem Vetter Schadenersatz gezahlt haben. Sie sind ein lederner Spießbürger geworden und können gar keine Oper mehr componiren!"

Mit diesen Worten setzte er den Hut auf den Kopf, ging zur Thüre hinaus und warf die Thüre in's Schloß, daß die Fensterscheiben klirrten.

Nach acht Tagen suchte Vogel den Theaterdirektor in seinem Gasthause auf, die fertige Partitur unter'm Arme. Die meisterhafte Ouverture, welche das ganze Werk überdauert hat und heute noch manchmal im Concerte mit Bewunderung ihres hohen tragischen Schwunges und ihrer edeln, wahrhaft Gluckischen Einfalt gehört wird, hatte er in drei Tagen entworfen und ausgeführt.

Vogel sprach: „Aus Liebe oder Zorn werden unsere tiefsten Schöpfungen geboren. Im Zorn über Ihre Grobheit habe ich nun doch noch den Demophoon fertig gemacht. Betrachten Sie die Ouverture des ledernen Spießbürgers, der gar nicht mehr componiren kann und genehmigen Sie meine Versicherung, daß Sie wirklich der gröbste Theaterdirektor sind!"

Der Franzose lachte. „Ich heuchelte nur jene Grobheit, um Ihnen den Rest der nöthigen Stim-

mung zu verschaffen und meine Freude über den Erfolg und mein herzlichster Glückwunsch sey Ihnen zugleich Sühne für meine rohen Worte."

„Allein die Oper bekommen Sie keineswegs von mir," fuhr Vogel fort; „das Textbuch steht zu Diensten. Damit Sie aber durch einen gründlichen Kenner erfahren, ob ich noch eine Oper schreiben kann oder nicht, so werde ich die Partitur an meinen Vetter in Paris schicken, der mag Ihnen sein Urtheil abgeben. Bietet er Ihnen zur Lösung seines Versprechens das Werk zur Aufführung an, so mag er's thun. Ich kümmere mich nicht weiter darum; ich habe den Demophoon lediglich für mein Vergnügen gesetzt und behalte eine Abschrift zu Hause."

Und so geschah es. Als aber die Oper nach Paris kam, lag Johann Christoph Vogel bereits auf dem Sterbebette. Bald darauf brach die Revolution aus, der Theaterdirektor machte Bankerott und floh in die Schweiz. Unter dem Nachlaß Johann Christoph's fand man später die Partitur mit der Aufschrift: „Demophoon von Vogel." In der Meinung, sie sey das letzte Werk des Verstorbenen, führte man

die Oper auf mit außerordentlichem Beifall; sie war lange Zeit ein Schmuck der deutschen und französischen Bühnen. Doch verbreitete sich frühe schon das Gerücht, nicht Johann Christoph Vogel, sondern irgend ein Anderer sey der Verfasser. Da aber Friedrich Vogel inzwischen völlig verschollen war und vermuthlich auch bald nach seinem Vetter gestorben ist, so blieb die bezweifelte Autorschaft ein ungelöstes Räthsel, und dieser „Demophoon von Vogel" ist wohl die einzige Oper, welche nicht nur ihrer Zeit allgemeinen Bühnenerfolg errang, sondern auch als eines der wenigen dramatischen Werke aus ächt Gluckischer Schule kunstgeschichtlich bedeutsam wurde, obgleich Niemand genau anzugeben wußte, wer sie eigentlich componirt habe.

Die Ganerben.

Im vierzehnten Jahrhundert gab es vier rheingauische Adelsfamilien, welche als Helmschmuck ihres Wappens ein Paar große aufgereckte Eselsohren führten. Ein anderes Haus desselben Gaues trug den Esel wenigstens im Namen, es hieß die Eselwecke, und ein Rittergeschlecht des benachbarten Niederlahngaues zierte seinen Helm mit einem ganzen Eselskopf, das waren die Herren von Stein, deren letzter Sproß der große deutsche Staatsmann gewesen ist.

Der Esel galt also jenen Altvordern keineswegs für ein so verächtliches Thier, ja man stritt um den Besitz zweier Eselsohren als Helmkleinod, wie wenn es Adlerflügel wären, man kaufte sich dergleichen ab und noch hundert Jahre später erscheint eine Gräfin zu Virneburg auf ihrem Siegel gar mit einem

Kopfputz von Eselsohren. Erst nachdem das Ritterthum längst zu Grabe gegangen, stieß man sich an den langen Ohren und gelehrte Leute verfaßten eigene Schutzschriften zur Rettung der heraldischen Esel und wiesen nach, wie fürchterlich der Streitruf des Esels klinge, wie bewundernswerth seine Stärke, Ausdauer und Mäßigkeit sey, wie fest sein unbeugsamer Eigenwille, und erinnerten, daß schon Homer den Ajax und die Bibel den Erzvater Jakob im Gleichniß eines Esels geehrt hätten. Vielleicht vergaßen jene Gelehrten dabei, daß es auch einen Esel gibt, der auf einem Katheder steht, nämlich im Wappenschilde der Stadt Bourges.

Eine der obengedachten vier im Rheingau angesessenen Familien mit heraldischen Eselsohren waren die Ritter von Katzenelnbogen; sie gehörten, wiederum in vier Linien verzweigt, zum niedern Adel und dürfen nicht mit dem großen und berühmten Dynastengeschlechte der gleichnamigen Grafen verwechselt werden. Zwei von jenen Linien, die Knebel und die Kesselhute, besaßen neben ihren ganerbschaftlichen Rechten an der allen gemeinsamen Stammburg Alt-Katzenelnbogen zur Zeit unserer Geschichte

auch noch ein burgliches Haus am Rheine gemeinsam, welches aus zwei selbständigen Flügeln bestand, die im oberen Geschoße durch einen bedeckten hölzernen Gang verbunden waren. Jeder dieser Flügel, von Grund aus fest und vertheidigungsfähig, hatte sein eigenes Thor mit Zugbrücke. Doch waren beide Flügel nicht gleich: der rechte oder das „alte Haus“ war kleiner und unbequemer, der linke, gewöhnlich der „neue Bau“ genannt, gut um ein Drittel größer und weit wohnlicher angelegt. Im alten Hause wohnte Herr Wiprecht Kesselhut von Katzenelnbogen, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, im neuen Bau Herr Eberhard Knebel von Katzenelnbogen, ein Fünfziger. An den Thoren des Doppelhauses hatte Jeder dieser beiden Herren sein Wappen anschlagen lassen; es bestand bei Beiden aus einem rothen Schildlein in silbernem Felde und war nur durch das Beizeichen eines Ringes und eines Sternes unterschieden. Den Helmschmuck der Knebel bildeten zwei große Eselsohren, ein weißes und ein rothes, auf dem Helm des Kesselhut dagegen sah man nur ein weiß-rothes Eselsohr in's Profil gestellt.

Ueber diesen Helmschmuck hatte es schon vielen Verdruß zwischen Beiden gesetzt; denn der Kesselhut behauptete, ihm gebührten zwei Eselsohren eben so gut wie den Knebeln, seine Vorfahren hätten auch zwei geführt bis auf den Urgroßvater. Als dieser aber einmal in Geldbedrängniß gerathen, seyen ihm die Knebel nur unter der schimpflichen Bedingung beigesprungen, daß er fortan das eine Ohr von der Helmzier weglasse. Die Knebel dagegen erklärten jene Geschichte für eine Fabel und behaupteten, die Kesselhute hätten niemals das Kleinod der zwei Eselsohren besessen. So war also Anlaß zum Streite genug vorhanden, auch wenn die Gemeiner einer Burg nicht ohnedies gewöhnlich wie Hunde und Katzen miteinander gelebt hätten.

Allein es lag auch der beste Weg des Ausgleichs und der Versöhnung offen. Herr Eberhard Knebel besaß eine Tochter, Riza, die mit dem jungen Wiprecht Kesselhut in freundschaftlichstem Jugendverkehr aufgewachsen war, unberührt von dem bald erloschenen, bald wieder aufflackernden Zwiste der Väter. Später hatte dann auch die Freundschaft der Kinder beide Familien so merklich näher gebracht, daß man

kaum mehr von den Eselsohren sprach; Wiprecht, ein frischer, kühner Geselle, wußte sich dem Vater Riza's recht in's Herz zu schmeicheln, und als er zuletzt nach seines eigenen Vaters Tode ein selbstständiger Herr geworden war, sah man die jungen Leute als zwei Verlobte an und dachte an baldige Heirath. Herr Eberhard konnte dann das angeblich abgevortheilte Eselsohr zu Riza's Mitgift fügen, daß sie es den Kesselhuten wieder auf den Helm brächte.

Als man aber zum förmlichen Verlöbniß schreiten wollte, fiel Riza in tiefe Schwermuth, bat wiederholt um Aufschub und erklärte zuletzt, zitternd und wie vom tiefsten innern Kampfe zermalmt, sie habe Wiprecht lieb wie ihr Leben, allein sie könne ihn nicht heirathen. Wiprecht und der Vater bestürmten und drängten sie, den Grund zu sagen; Riza erklärte, er liege nur in dem Bewußtseyn ihres eigenen Ungenügens, sie sey fest überzeugt, daß sie für Wiprecht's Weib nicht ausreiche, daß sie ihn auf die Dauer nicht glücklich machen könne und also sey es ehrlich und recht, daß sie bei Zeiten entsage, nicht weil sie ihn zu wenig, sondern vielmehr weil sie ihn über alle Maßen liebe.

Und dies war auch der einzige Grund. Riza, ein schüchternes, in sich hinein grübelndes Wesen, hatte sich vor dem entscheidenden Schritte in schärfster Selbstschau geprüft. Sie war vier Jahre älter als Wiprecht, klein, unansehnlich und nichts weniger als schön; zaghaft im Verkehr mit Andern, brachte sie die Vorzüge ihres Geistes kaum je zur Geltung und ihr bestes Theil, eine unendliche Herzensgüte, blieb ihr still verschlossenes Eigenthum. Wiprecht dagegen war ein stolzer, schöner Mann, der gern nach Außen glänzte, jederzeit bereit, voll ehrgeizigen Thatendurstes wild in die Welt hinaus zu stürmen. „Er braucht eine Frau, gleich stolz und schön," sprach Riza zu sich selbst, „eine Frau, die ihm erst recht gefällt, weil alle Welt sie bewundert, dazu eine reiche Frau, und ich bin arm an Geld und Gut, wie an jenen Vorzügen."

Der Jugendfreund redete ihr liebreich zu, allein da sie bei aller Bescheidenheit doch wieder zu stolz war, ihm Alles rund heraus zu sagen, was sie über ihr Ungenügen dachte, so erschien ihm der großherzige Entschluß der Jungfrau zuletzt wie Grille und Eigensinn; er schwieg, trotzte, zog sich zurück und

dachte nachgerade, der Verlust eines so wandelbaren Herzens sey wohl auch noch zu ertragen.

Eine Liebe, die aus der Jugendfreundschaft ganz sachte hervorgewachsen ist, kann uns nicht wohl wie ein verzehrendes Feuer durchlodern, sie bewahrt die milde Natur ihres Ursprungs. Mit dem Ungestüm leidenschaftsvoller Liebe dagegen umfassen wir ein bis dahin fremdes Wesen; da steigert der Zauber des Neuen, Fernen, Räthselhaften die Begierde des Besitzes zur Fiebergluth. Aber eine gelöste Jugendliebe kann dann auch wieder zur Freundschaft zurückkehren und stille, wie sie begann, unter der Asche fortglimmen. Die andere Liebe kann das nicht: sie brennt hellleuchtend weiter oder sie erlischt wieder eben so gewaltsam, wie sie aufgelodert.

Wiprecht und Riza wurden wieder gute Freunde, nachdem die ersten peinlichen Monate verstrichen waren. Aber es bestand ein großer Unterschied zwischen Freundin und Freund. Riza schwärmte sich zurück zur Freundschaft, weil sie der Liebe entsagen zu müssen glaubte; ihre Freundschaft war heimliche Liebe, so tief und selbstlos, daß sie um des Glückes des Geliebten willen auf Gegenliebe verzichtete.

Wiprecht dagegen fühlte sich wirklich schlechthin nur als des Mädchens guter alter Freund und hatte genug daran.

Nach dem damaligen Gang der Dinge mußte sich Wiprecht nun aber doch verheirathen: die Linie der Kesselhut hätte ja sonst gar erlöschen können. Ein volles Jahr, gleichsam das Trauerjahr für den gelösten Liebesbund, war vergangen, als er demgemäß um die Hand der Adelheid von Biegen warb, der Tochter eines uralten, stolzen, im Nidda- und Rheingaue wie im Königshundert reichbegüterten Hauses. Anfangs mit schlechtem Erfolg. Der alte Ritter Gottfried von Biegen wünschte sich einen reicheren und mächtigeren Mann zum Schwiegersohn als den Kesselhut, und Adelheid, die den schönen, stattlichen Wiprecht allerdings mit stillem Wohlgefallen betrachtete, hielt zurück, weil die Sage gar seltsame Dinge über Riza's Verzicht auf Wiprecht's Hand berichtet hatte. Da legte sich Riza in's Mittel. Sie erkannte, daß Adelheid ganz die rechte Frau für ihren Wiprecht sey, sie überredete sich unter tausend Schmerzen, daß es jetzt gälte, die ganze Kraft ihrer heimlichen Liebe als eine treue Schwester

zu bewähren und ging selber zu Adelheid und erzählte ihr, aus welchem Grunde sie zurückgetreten und daß alles Uebrige, was die Leute von der Geschichte zu Wiprecht's Nachtheil redeten, Lüge sey. Sie ging noch weiter, sie warb für ihren Freund. Adelheid, aus ganz anderem Thon als Riza geformt, bewunderte eine Entsagung, welche sie nicht begriff, noch mehr aber bewunderte sie jetzt den Wiprecht, dessen überwältigende Vorzüge das arme Mädchen so ganz in sich selbst zurückgescheucht hatten. Sonst verliert ein Mann in den Augen der Frauen, wenn ihn eine Andere verschmähte; Wiprecht aber gewann in den Augen Adelheids, weil er in so seltsamer Weise verschmäht werden konnte. Und nachdem Riza erst Adelheid überredet hatte, gelang es dieser dann auch, ihren Vater zu überreden. So ward Adelheid Wiprecht's Gattin.

Als dieser seine Braut heimführte, ging Riza zu fernab wohnenden Verwandten, nicht weil sie sich vor Anderen, sondern vielmehr vor sich selbst verbergen mußte. Nach einem halben Jahre kehrte sie dann wieder zum Vater heim in das gemeinsame Haus. Anfangs konnte sie nur einen höchst dürftigen

und befangenen Verkehr mit den jungen Eheleuten über's Herz bringen, später besuchten sie sich fleißig ab und zu, nach guter Freunde Art.

Viele Männer werden Riza's opferfreudige Liebe schwer begreifen, aber manches Frauengemüth wird das verzagte tapfere Mädchen um so besser verstehn. Und der Erzähler darf hier wohl auch an die Zeit erinnern, in welcher Riza lebte. Neben der rohesten Sinnenlust des Liebesrausches wucherte damals eine bis zur Unnatur vergeistigte Schwärmerei der Minne. Diese überzarte Minne dünkte Manchen entweiht durch ein handgreifliches Ehebündniß, und sie glaubten etwas ganz besonders Gescheidtes zu thun, wenn sie einen Ehemann oder eine Ehefrau noch nebenbei so ledigerweise fort minneten. Riza's heimliche Liebe war freilich nicht von dieser tollen Art, und doch hatte sie einen Hauch der allzu vergeistigten mittelalterlichen Minne: sie war zu fein, um eine ganz gesunde, aber doch auch wieder zu menschlich, um eine ganz kranke Liebe zu seyn.

Adelheid brachte völlig neues Leben in Wiprecht's „altes Haus." Da mußte Alles größer, prächtiger, stolzer eingerichtet werden, und der kleine Ritter

mußte sich zeigen wie ein großer Herr. Täglich stachelte die junge Frau den Ehrgeiz ihres Gemahls, und da sie nicht blos schön und reich, sondern auch geistvoll und wie zur Herrscherin geboren war, so beugte sie bald den sonst so trotzigen Mann unter ihren launischen Willen. Vorab aber ärgerte sie sich, daß die Kesselhute sollten ein minder stattlicher Zweig des Katzenelnbogischen Geschlechtes seyn als die drei anderen Linien. Das mußte anders werden. Ein Wahrzeichen der minder angesehenen Stellung ihres Mannes unter den Burggenossen von Katzenelnbogen war das eine Eselsohr auf dem Wappenhelm. Und kostete es was es wollte, es mußten jetzt zwei möglichst große Eselsohren hinauf; das alte Wappen über dem Thore ward demgemäß heruntergenommen und ein neues also vermehrtes auf's festeste in die Mauer gefügt. Herr Eberhard Knebel that Einsprache; es half nichts, das Wappen blieb stehen. Als weitere Antwort auf jene Einsprache brachte Wiprecht vielmehr noch einen ganzen Sack voll Beschwerden über verkürzte Rechte und aufgebürdete Lasten an dem Gemeinbesitz, durch welche die Kesselhute von den Knebeln fort und fort geschädigt

worden seyen. Die scharfsinnige Frau Adelheid hatte das Alles aufgespürt und mit dem Eifer und der Kunst des besten Advokaten an's Licht gestellt. Eberhard aber wollte kein Wort hören, so lange noch die angemaßte Helmzier über dem Thore prange.

Der alte Hader war also in vollem Glanze zurückgekehrt, und nur Riza verhinderte, daß er alsbald in wirklicher Fehde sich Luft machte. Wie ein Friedensbote ging sie hin und her zwischen ihrem Vater und Wipredht, die längst wieder allen persönlichen Verkehr abgebrochen hatten, und der Vater wagte doch nicht, dem Mädchen das Haus des Gegners zu verbieten; er betrachtete sie mit heiliger Scheu wie ein fremdartiges räthselhaftes Wesen, das man ungestört seinen eigenen stillen Pfad müsse ziehen lassen, als eine Art Nonne, die man einzukleiden vergessen habe und die wohl immer noch zwischen den zwei Parteien Versöhnung predigen dürfe.

Das wäre Riza auch einmal beinahe geglückt. Sie hatte in ihrer sanften, rührenden Weise Wipredht schon bis zu dem Zugeständnisse gebracht, daß er die bestrittene Helmzier aufgeben wolle, wenn Eberhard

gegen seine übrigen Ansprüche billig sey. Da aber erhob sich Adelheid und sprach: „Das wird die Tochter eines Ritters von Biegen niemals zugeben. Unser Haus streift nahe an den hohen Adel und meine Vorfahren führten sogar ein Reitersiegel, und ich sollte das Weib eines Mannes seyn, der nicht einmal ein paar Eselsohren führen darf? Mein Vater unterschreibt sich nicht blos „miles," sondern, wenn's ihm einfällt, auch „vir nobilis," obgleich er nicht zu den Dynasten zählt; es ist aber nur ein kleiner Sprung bis dahin; er brauchte nur das Recht zu gewinnen, daß er die Worte umkehre und sich „nobilis vir" schriebe, so wäre er ein Dynast in allen Stücken; denn die Macht und den Reichthum eines solchen besitzt er schon längst. Und ich sollte einem Manne gehören, der zum Zeichen der Erniedrigung nur mit einem verstümmelten Kleinod seinen Helm schmücken dürfte?"

Riza entgegnete: „Du denkst immer zuerst daran, daß du deines Vaters Tochter bist: ziemlicher wäre es, wenn du dich zuerst als deines Mannes Weib dächtest."

„Meinem Mann zu seinem Rechte zu verhelfen,"

sprach Adelheid, „ist das Erste, was ich als Frau bedenken muß!“

„Deinen Mann glücklich zu machen, wäre deine erste Pflicht,“ warf Riga ein, „und das Glück blüht selten dem starren Rechthaber!“

Hiermit aber waren Beide auf den Punkt gekommen, wo sie sich gegenseitig nicht mehr verstanden. Denn für Adelheid lag eben das Glück im Behaupten alter, im Gewinnen neuer Vorrechte und Ehren mit ihrem Manne und für ihren Mann, und Kampf und Streit auf dieser stolzen Bahn war ihr eher eine Lust als ein Herzeleid; für Riza dagegen war Glück die stille, friedliche Seelengemeinschaft mit dem Geliebten, und das Wetten und Ringen um äußere Ehren konnte den Frieden eines solchen Zusammenlebens überall nur trüben und verderben. So zerrann denn auch das Gespräch erfolglos und nur Riza's versöhnlichem Sinne war es zu danken, daß es nicht das letzte Gespräch zwischen den beiden Frauen blieb.

Noch am nämlichen Tage aber begann Adelheid mit ihren Dienerinnen sich ein Festgewand herzurichten, welches über und über mit gepaarten roth-weißen

Eselsohren höchst kunstreich bestickt ward. Riza dagegen sann in ihrer Kammer nach, warum sich doch die Dinge so betrübend gewendet. Jenes äußere Glück, welches sie Wiprecht nicht geben konnte, mochte er bei Adelheid finden; aber vermißte er nicht dafür jenes still befriedigende innere Glück, welches sie ihm so wohl hätte bieten können? War denn das Eine nur um den Preis des Anderen zu erkaufen, und war das Opfer, welches sie Wiprecht durch ihre Entsagung gebracht, nicht am Ende gar die Quelle seines Unglückes?

Unterdessen spielte der lustige und traurige Streit zwischen dem neuen Bau und dem alten Hause immer weiter. Weil die Herren einander zürnten, so neckten sich die Diener, aber die Neckerei war so grob, daß manchmal Blut floß, es war ein Vorpostengeplänkel, welches auf nahen ernstlichen Kampf deutete. Eberhards Knechte suchten das Wappen vom Thore des alten Hauses herunterzuschlagen, doch Wiprechts Leute hielten gute Wacht und schickten die Verwegenen mit Schlägen heim. Jeder Tag brachte einen ähnlichen Strauß: „es wetterleuchtet immer stärker,“ sprach Herr Wiprecht, „das Gewitter wird bald loskrachen.“ Als sein Knappe einmal an dem

kleinen Fenster stand, von wo man dem Nachbar auf zwanzig Schritt in ein ähnliches Fensterlein hineinsehen konnte, faltete er die beiden Zipfel seines Gewandes fein spitzig zusammen und hielt sie an den Kopf, als das Abbild der bestrittenen Helmzier. Ein Manne Eberhards, der am andern Fenster lauerte, warf zur Antwort einen Krug, der ihm gerade zur Hand stand, hinüber und traf den Knappen so gut, daß dieser erst nach geraumer Frist, den Kopf mit einem blutbefleckten weißen Tuche umwunden, wieder sichtbar ward. Die Leute Knebels meinten, wenn alle Kesselhuter die Tinkturen roth und weiß solchergestalt wollten obenauf gemalt haben, so seyen sie bereit dazu. Zur Rache aber lauerte bald ein Anderer vorsichtiger an dem Fensterlein des alten Hauses und schoß dem nächsten, der die Nase drüben herausstreckte, einen Pfeil entgegen. Man blieb den Dank mit gleicher Münze nicht schuldig, und so wurden zuletzt alle Fenster unsicher, die sich gegenseitig mit der Armbrust bestreichen ließen. Doch das waren, wie gesagt, nur kleine Neckereien der Diener. Zu offener Fehde der Herren kam es noch nicht.

Da begegneten sich eines Tages die beiden Ritter

ohne Zeugen im Walde. Wie auf Abrede hielt ein Jeder sein Pferd an und sah dem Andern schweigend und trutzig in's Gesicht, als erwarte er, angeredet zu werden, aber Keiner wollte dem Andern das erste Wort schenken. Herrn Eberhard ward die Zeit zu lang, also spornte er sein Pferd, um vorbei zu reiten. Da dachte Herr Wiprecht, ein frischer Morgengruß schicke sich denn doch und rief dem Alten ächt rittermäßig zu: „du Flegel!" Herr Eberhard mußte den Gruß etwas schief verstanden haben und schlug dem ehemals künftigen Tochtermann mit blanker Klinge einen rechten Prügelhieb auf die Schulter. Dieser verstand den flachen Hieb wieder schief, zog vom Leder und legte zu scharfen Streichen aus. Die Schwerter kreuzten sich. Aber es war wieder nur eine kleine Neckerei; ehe es zum ordentlichen Gefechte kam, gewann der kalte Zorn bei Beiden die Oberhand; wie wenn sie's nur vorläufig einmal hätten probiren wollen, steckten sie die Schwerter wieder ein und ritten mit drohendem Schweigen auseinander.

Noch an demselben Tage ließ Eberhard den hölzernen Verbindungsgang abbrechen, der sich vom oberen Geschosse des neuen Baues zum alten Hause

hinüberbrückte; in der letzten Zeit hatte ihn freilich außer Riza Niemand mehr betreten.

Die Axtschläge dröhnten jetzt wie ein Donner in Riza's Ohr und es war ihr, als stürze der ganze karge Rest ihres Lebensglückes mit den krachenden Balken in den Abgrund, als werde mit dieser Brücke auch der letzte schmale Pfad vernichtet, welcher noch zur Versöhnung zwischen den beiden Häusern führen konnte. Ihr Entschluß war rasch gefaßt. Zwei Tragbalken lagen noch über der schwindelnden Tiefe, und ohne Furcht schritt Riza hinüber, während es selbst den rohen Dienstmannen grauste, die staunend ihre Aexte sinken ließen. Auf der andern Seite stand Wiprecht und betrachtete sich, an das Pförtchen gelehnt, welches zu dem Gange führte, das überraschende Werk der Zerstörung. Als er Riza so durch die Luft herüberkommen sah, übermannte es ihn, daß er ihr entgegensprang und sie mit beiden Armen umfaßte. Wie hätte ihr gutes Wort jetzt keine gute Statt finden sollen! Er hörte sie freundlich an, gestand, daß er heute Morgen gefehlt und den Vater zuerst beleidigt habe, und nach mancher Hin- und Widerrede versprach er, Alles im gegenwärtigen Stande

beruhen zu lassen, bis man beiderseits ein Schiedsgericht gewählt habe, welches die schwebenden Streitfragen endgültig schlichten solle. Umgekehrt wie sonst, leuchtete jetzt über Riza's Gesicht ein Schimmer der Freude und der Hoffnung auf bessere Zukunft, während Wiprecht wehmüthig zurückdachte an die vergangenen Tage der Jugendfreundschaft. Aber es galt den Augenblick festzuhalten und auszubeuten; Riza wollte schleunigst wieder zu ihrem Vater hinüber, daß sie auch seinen Sinn wendete. Da war während des Gespräches der eine der beiden Balken in den Abgrund gesunken und nur der schmale Steg des andern führte noch über die Tiefe. Das Mädchen hätte den sicheren Gang durch's Thor wählen können; aber sie fürchtete sich, Adelheid zu begegnen; Alles hing am raschesten Festhalten des Augenblicks, und doch grauste es ihr jetzt vor dem schwindelnden Pfad über den einzigen Balken. Wiprecht errieth ihre Gedanken: er schritt frei und sicher voran, reichte ihr dann von rückwärts die Hand und führte sie so zum älterlichen Hause hinüber. Mit Schrecken sah der Vater das Paar dieses Weges kommen. Doch die Angst macht mild und schon der blose Anblick

einer Todesgefahr stimmt versöhnlich, und als ihm Wiprecht die rechte Hand darbot, während die linke noch in Riza's zitternder Rechten lag, schlug der Alte tief ergriffen ein, und die Drei standen eine Weile schweigend mit ineinander gelegten Händen. So gewann zuerst der Friede das Feld, darnach aber auch wieder der Streit; denn für eine blose Rührung konnte der Knebel dem Kesselhut doch nicht das zweite Eselsohr schenken. Allein Wiprecht redete so freundlich und überzeugend und der warme alte Ton that dem Ohre Eberhards so wohl, daß er drauf und dran war, völligen Waffenstillstand und die Berufung an ein Schiedsgericht auch seinerseits zuzugeben.

Da drang plötzlich ein Höllenlärm vom Thore des alten Hauses zu den friedfertigen Männern herauf. Wiprecht sah hinab, und ein Blick genügte, daß er den verblüfften Eberhard stehen ließ und mit grauenhaften Wagesprüngen über den Balken in sein Haus zurückstürzte. Der älteste Sohn Eberhards, Heinz, ein junger Hitzkopf, hatte nämlich kaum von der Grobheit gehört, die Wiprecht heute Morgen seinem Vater in's Gesicht geworfen, als er sie auch schon auf eigene Faust zu rächen beschloß. Mit einer

Handvoll verwegener Gesellen war er vor des Nachbars Thor gerückt und hatte die Helmzier des Wappens zertrümmert, bevor die Besatzung durch seine Hammerschläge zu spät herbeigerufen ward. Nun gab es zwar ein großes Geschrei und saftige Hiebe von beiden Seiten, aber das Ziel war erreicht und Heinz zog sich schon wieder in des Vaters Burg zurück, als Wiprecht eben zum Thore herabgesprungen kam. Er konnte nur noch die vollendete Unthat in Augenschein nehmen.

Dieser Zwischenfall brachte das Friedenswerk wieder ganz zum Stillstande. Aber Riza's milde Worte tönten noch zu frisch in Wiprechts Ohren, das Bild des schwachen Mädchens, wie es todtverachtend über die Balken schritt, stand vor seinem Blick, und Adelheid selbst ward von der Erzählung tief bewegt und billigte den Austrag durch ein Schiedsgericht, nur müsse vorher das Wappen am Thore und zwar auf Eberhards Kosten wieder erneuert werden. „Denn," sagte sie, „ihr hattet schon ausbedungen, daß vor der Hand Alles im gegenwärtigen Stande bleiben solle, als Heinz das Wappen zerstörte; dieses also war stracks gegen die Abrede, und wer den Stein

zusammenschlug, der soll ihn auch wiederherstellen, genau wie er früher war.“ Eberhard gestand das Richtige dieses Satzes im Allgemeinen zu und erbot sich zu jeder billigen Sühne, nur könne er das Eine nicht, daß er selber dem Kesselhut zwei Eselsohren machen lasse; er wolle ihm eins, er wolle ihm sogar drei oder sechs Ohren auf den Helm setzen, nur nicht zwei. Wiprecht bestand auf dem richtigen Paar, und so verschwand denn wieder alle Friedensaussicht, obgleich Beide ernstlich den Frieden begehrten.

Riza war zum Tode betrübt über diesen Ausgang. Was sie recht gut machen wollte, das gerieth immer gerade recht schlecht. Wäre sie nicht im heiligen Eifer über den Balken geschritten, sondern ganz ruhig und sicher die Treppe hinab, so würde sie ihrem Bruder am Thore begegnet seyn, sie hätte ihn zurückhalten können und er hätte nicht neues Unheil zum alten gehäuft.

Wie aber der Gemüthsmensch sein Hoffen gerne an irgend ein Wahrzeichen knüpft, so bildete sich auch Riza ein, der Streit werde noch geschlichtet und Alles zum besten Ende geführt werden, wenn nur der eine Balken fest stehen bleibe, im Bilde und in

der That das einzige Bindeglied zwischen den beiden Häusern. Täglich war ihr erster Blick auf diesen Balken gerichtet. Eines Morgens aber schrak sie furchtbar zusammen: der Balken war fort! Wiprecht hatte ihn wegnehmen lassen, gleichsam zum letzten Trumpfe, da Eberhard auf sein Ansinnen wegen des Wappens nicht einging: — die Verhandlungen waren mit dem Balken endgültig abgebrochen. Riza grämte sich fast mehr über den verschwundenen Balken als über die stets weiter entrückte Aussicht auf Heil und Segen. Allein ein weiches Gemüth, welches so tief in sich zu grübeln und zu schwärmen versteht, kann zwar unendlich elender werden als härter gebildete Seelen, es findet aber auch in sich oft dann noch heimliche Quellen des Trostes, wenn jene ganz erstarren und kalt verzweifeln müssen. So ward Riza jetzt plötzlich wie von einem himmlischen Morgenroth neuer Hoffnung erleuchtet, als ihr mitten im bittersten Kummer die Legende ihrer Namensheiligen, Sanct Riza's, der Tochter Ludwigs des Frommen, einfiel. Die heilige Riza wohnte Koblenz gegenüber und ging jeden Morgen zur Castorkirche in die Stadt. Fand sich aber kein Fährmann, so schritt sie ruhig

und gottvertrauend über die Fluthen des Rheines und kam immer trockenen Fußes an das jenseitige Ufer. Als aber einmal das Wasser vom Sturme gepeitscht wogte und brandete, ward es ihr angst und sie nahm einen Wingertspfahl vom Ufer, um sich im Wogengetümmel darauf zu stützen; doch je fester sie sich auf den Pfahl stützte, desto tiefer sank sie. Da, als ihr das Wasser schon zum Halse ging, warf sie den Pfahl hinweg und stützte sich wieder ganz allein auf den Stab ihres Glaubens, daß der Herr sie dennoch nicht versinken lassen werde, und die Wellen hoben sie wieder empor und sie schritt wie eine Siegerin über die rollenden Fluthen.

Riza — nicht die Heilige, sondern die Knebel von Katzenelnbogen — dachte, „die Legende ist ganz besonders für mich geschrieben. Hinweg mit dem Balken, der mich trug und dennoch betrog! Ich habe mich bisher auf den Wingertspfahl des Menschenwitzes gestützt und bin immer tiefer gesunken. Mein Witz ist zu Ende. Und doch glaube ich nun erst recht, daß Gott mir helfen werde und daß ich das Opfer meiner Liebe nicht dem Geliebten zum Fluch gebracht habe. Jeden Morgen in die Kirche zu gehen, ist

wohl löblich, aber die heilige Riza hätte auch einmal zu Hause bleiben können, wenn es so arg stürmte, und doch wehrte der Herr den Wellen, daß sie das Mädchen verschlängen, blos wegen ihres Gottvertrauens. Mein Fall ist viel wichtiger und die Fluth tobt weit wilder noch: darum wird die heilige Riza mir, ihrer unheiligen Schwester, auch ein Stück ihres Glaubens geben und wenn sie für sich den Weg über die Wellen erbeten konnte, so kann's sie's auch für mich."

In solchen Gedanken ward Riza wieder ruhig. Statt des verlorenen Wahrzeichens, statt ihres Balkens hatte sie in der Legende ein neues tiefsinnigeres Zeichen gefunden. Und dessen bedurfte sie jetzt doppelt. Denn die Dinge standen in der That so schlecht, daß sie für ihre Liebe nichts weiter mehr thun konnte, als zu glauben und zu hoffen.

Während aber Riza schwärmte und Zeichen deutete, sann Adelheids männlicher Geist, wie sie aus der neuen Verwickelung neuen und greifbaren Vortheil für ihren Mann zöge. Von der zerschlagenen Helmzier sprach sie vorläufig gar nicht mehr; die Eselsohren waren ihr immer nur Mittel zum Zweck

gewesen, und sie erblickte jetzt einen viel geraderen Weg für ihre Zwecke. Herr Eberhard Knebel hatte eigenmächtig den Brückengang zerstört; das durfte er nach Vertrag und Herkommen nicht: alle Bauveränderungen am Gesammthause mußten gemeinsam beschlossen und darum auch alle Baulasten gemeinsam getragen werden. Aber gerade dies war der stolzen Frau Adelheid in innerster Seele zuwider, daß sie sich für immer angekettet sah an diese Knebel, abhängig von ihnen, eingeschnürt in ihrem freien Willen, und nur darum hielt sie so eisern fest an dem bestrittenen Eselsohr, weil sie den Knebeln nicht zugestand, in solchen Dingen mitzureden. War doch diese Linie nicht einmal nachweislich verwandt mit den Kesselhuten! Sie führte nur den gemeinsamen Namen wegen der gemeinsamen Burgmannschaft und nur als Mit-Ganerben auf Alt-Katzenelnbogen wie in dem Hause am Rhein konnten die Knebel den Kesselhuten in irgend etwas Einsprache thun. Jene „verdammten Verträge“ über das Gesammthaus hatte Eberhard zu zerreißen begonnen, als er eigenmächtig den ersten Axthieb wider den Brückengang befahl. Also bestimmte Adelheid ihren Mann, daß er den

einzigen Balken, welchen Eberhard stehen gelassen, nun gerade seinerseits hinabwerfen ließ, zum Zeichen, daß auch er nach dem Willen des anderen Hausgenossen nichts mehr frage. Doch man mußte deutlicher reden, Herr Knebel hätte ja sonst meinen können, der Kesselhut habe nur das von ihm begonnene Werk freiwillig vollendet. Der Anlaß fand sich bald.

Ein junger Taugenichts, Dietmar von Haftel, trieb sich damals in der Gegend umher und war froh, wenn ihm eine oder die andere milde Seele zeitweilig einen sicheren Unterschlupf bot. Denn er hatte mehrere Ritter und Städte mit frechem Muthwillen geschädigt und deßhalb hier und da Schläge zu erwarten, besaß auch keine Burg, in welcher er sich selbst hätte sichern können, sondern nannte außer seiner Frechheit, seinem Raufdegen und seinem alten Namen überhaupt nichts sein eigen, und war also, Alles zusammengenommen, ganz genau, was wir auf neuhochdeutsch einen adeligen Lump nennen. Eberhard Knebel gehörte zu den Widersachern und Verfolgern dieses Dietmar; der alte Ritter von Biegen dagegen, Adelheids Vater, hatte ihm schon öfters, — aus

welchem Grunde steht urkundlich nicht ganz fest — die Stange gehalten. Adelheid beredete darum ihren Mann, den Dietmar in das alte Haus aufzunehmen, und natürlich protestirte Eberhard sofort feierlichst und erklärte, das sey ein Bruch alles Rechtes und Herkommens, den er nicht dulde; denn keiner der beiden Hausgenossen dürfe einen Fremden aufnehmen gegen des anderen Wissen und Willen. Wiprecht ließ dagegen dem Knebel hinübersagen, Recht und Herkommen seyen ja von ihm selbst zuerst aufgehoben worden, indem er den Brückengang eigenmächtig abgebrochen: er, Wiprecht Kesselhut gehe jetzt nur auf dem Wege weiter, welchen ihm Herr Eberhard Knebel angezeigt.

So hatte Adelheid erreicht, was sie wollte; die Verträge waren beiderseits zerrissen und nur der offene Kampf konnte noch entscheiden. Ein Jeder verschanzte sich demnach in seinem Bau und sann auf Angriff und Gegenwehr.

Nun ritt Dietmar von Haftel einmal vor's Thor, um frische Luft zu schöpfen. Heinz, der Sohn Eberhards, sah es, sprengte ihm nach, erreichte ihn und griff ihn wüthend an: der Unheilstifter sollte fallen

oder sich gefangen geben. Allein Dietmar, ein Raufer und Schläger ersten Ranges, bedeckte den jungen Hitzkopf mit so ungeahnten Püffen, daß dieser bald vom Angriff zur Vertheidigung übergehen und sich zuletzt, aus drei Wunden blutend, dem Dietmar gar gefangen geben mußte, der ihn im Triumph zu seinem Freunde Wiprecht heimführte. Im alten Hause ward dann Heinz in festen Gewahrsam gesetzt als ein kostbares Unterpfand für den guten Ausgang der Fehde.

Kaum war die Unglückskunde in den neuen Bau gedrungen, so rief Eberhard auch schon alle seine Mannschaft zu den Waffen, um sofort das Thor des alten Hauses zu stürmen und den Sohn wieder zu befreien. Wiprecht hatte einen solchen allgemeinen Angriff schon lange erwartet und für diesen Fall eine Kriegslist vorbereitet, welche die rastlos helfende und schürende Adelheid ausgedacht. Er theilte nämlich seine Leute in zwei ungleiche Haufen und stellte den kleineren unter Dietmars Befehl zur Vertheidigung des stark befestigten Thores, den größeren aber hielt er unter seiner eigenen Führung zurück. Als nun Eberhard mit all seiner Macht wider das Thor stürmte, fiel Wiprecht mit seiner Schaar zur Hinter=

pforte aus, erkletterte auf bereit gehaltenen Leitern das obere Geschoß des neuen Baues und nahm die wenigen Leute, welche Eberhard zurückgelassen, gefangen. So sahen sich die Stürmenden am Thore des alten Hauses plötzlich aus den Fenstern ihrer eigenen Burg angegriffen und geriethen in einen Kreuzhagel von Steinen und Geschossen, der sie bald zum Rückzuge zwang. Allein in die eigene Burg konnten sie nicht wieder zurück; das von Wiprecht's eingedrungenen Leuten wohl bewachte Thor sperrte ihnen jetzt um so sicherer den Eingang, je stärker es Herr Eberhard selbst befestigt hatte. Er war aus seinem Hause ausgeschlossen. Zwar versuchte er noch einen Angriff auf seine eigene Veste, doch umsonst. Er wollte dann wenigstens die Verbindung der beiden Häuser abschneiden, so daß Wiprecht nicht mehr in das alte Haus hätte zurückkehren können; hierzu war aber seine Mannschaft viel zu gering. Zähneknirschend mußte er abziehen und bei guten Freunden Hülfe suchen, indeß ihm Wiprecht's Leute von den Zinnen seiner eigenen Burg nachhöhnten, und sie hatten sich dazu noch die Blechhauben mit armslangen rothen und weißen Eselsohren geschmückt.

Wiprecht nützte die kurze Frist, welche ihm Eberhards Abzug gönnte, um den hölzernen Brückengang zwischen dem Obergeschosse der beiden Häuser wiederherzustellen und dadurch eine gemeinsame Vertheidigung des Gesammtbaues zu ermöglichen. Riza sah mit geheimer Freude, wie sich aufs neue verbindend die Balken fügten. So seltsam ist des Menschen Herz! Ihr alter Aberglaube an das gute Wahrzeichen gewann wieder Kraft, und obgleich das Spiel immer schlechter stand, klammerte sich ihre Hoffnung nur um so fester an den Strohhalm dieser Balken! Sie war Wiprechts Gefangene; doch ließ er sie ganz frei gewähren. Da sie aber fort und fort das alte Lied sang und ihn beschwor, auch jetzt noch die Versöhnung mit dem Vater zu suchen, so ging er ihr aus dem Wege. Aber auch bei ihm zeigte es sich, wie seltsam des Menschen Herz ist: obgleich er mit Adelheid im Vollgefühl des Sieges schwelgte, fühlte er sich doch elender als je, und obgleich er Riza mied und fürchtete, sehnte er sich doch insgeheim zurück nach der stillen, schüchternen Jugendfreundin. Wenn nur auch alles Andere so still und friedlich wie damals gewesen wäre!

Nach wenigen Tagen geschah, was man hatte erwarten müssen: Eberhard, durch seine Freunde mit großer Macht verstärkt, rückte vor das Haus und begann es in aller Form zu belagern. Er fand verzweifelten Widerstand. Den hatte er aber vorausgesehen und demgemäß so zahlreiche Mannschaft herangezogen, daß das Haus dennoch fallen mußte. Die Besatzung war viel zu schwach, um sich auf allen angegriffenen Punkten dauernd mit gleichem Nachdruck vertheidigen zu können.

Riza beobachtete aus ihrem Kammerfenster den wilden Kampf; aber noch wilder wühlte der Kampf in ihrem eigenen Herzen. Sie sah, wie Wiprecht am Thore des väterlichen Hauses gegen ihren Vater focht, sie sah, wie an dem anderen Thore Dietmar die Abwehr leitete und wie dort auch Adelheid mit Helm und Schwert unter den Streitern erschien. Die Belagerer drangen da drüben immer übermächtiger vor, sie gewannen die äußere Pforte, sie ließen die Zugbrücke über den Graben nieder; Dietmar floh; aber Adelheid befeuerte ihr kleines Häuflein auf's neue und trieb es vorwärts auf die Brücke. Dort entspann sich ein wirres Handgemeng; Adelheids

Leute wurden niedergehauen oder ins Haus zurückgejagt, die Stürmenden schlugen dem Weibe, das allein nicht weichen wollte, die Waffe aus der Hand, rohe Knechte fielen über sie her und mißhandelten sie so empörend, daß es Riza nicht länger ansehen konnte. Sie warf nur noch einen Blick nach Wiprecht und dem Vater; dort stand eben der Kampf auf eine Weile still, als ob beide Parteien sich verschnaufen müßten. Da überwältigte sie ihr gutes Herz, und wenn sie schon diese Adelheid haßte mit der ganzen Gluth gerechten Zornes, eilte sie doch auf den Brückengang und hinüber, um wenigstens der rohen Gewaltthat zu wehren, welche ihres Vaters Leute an dem entwaffneten Weibe übten. Und es gelang ihr. Die Peiniger wichen betroffen zurück und brachten Adelheid ohne weiteren Muthwillen in guten Gewahrsam, indeß gleichzeitig Riza's Bruder seines Kerkers ledig ward.

Während der kurzen Frist dieses Vorganges hatte sich aber auch am andern Thore der Kampf unerwartet schnell entschieden. Das Thor ward erstürmt. Wiprecht floh fechtend in das Innere des Hauses, und obgleich sich Eberhard den jungen Mann ganz

besonders zum Gegner aussersah und ihm gar zu gerne das zweite Eselsohr vom Helm heruntergeschlagen hätte, so verlor er ihn doch im Gedränge. Es glückte Wiprecht, den oberen Stock zu erreichen; die Niederlage Dietmars war ihm noch unbekannt; darum eilte er zu dem Brückengang: dort konnte er sich gegen Dutzende wehren, Dietmar konnte ihm Hülfe bringen. Aber an der Pforte des Ganges ward er hinterrücks von jenen Leuten Eberhards überfallen, die er selber bei seinem Ueberfall des neuen Baues jüngst zu Gefangenen gemacht. Sie hatten sich während des Sturmes befreit, und Wiprecht war die erste Beute, welche ihrer Wuth unter die Hände kam. „Er hat unseren Ritter aus seinem Hause geworfen,“ brüllte Einer, „werft ihn jetzt wieder hinaus, wo er damals hereingestiegen ist.“ Die Andern jubelten Beifall, schleppten Wiprecht auf den Brückengang und warfen ihn hinab in den Graben.

So hatte Riza die Adelheid gerettet und darüber ihren Wiprecht verloren; wäre sie nicht gar zu großherzig gewesen und vorhin stehen geblieben, wo sie stand, so würde es wohl umgekehrt gegangen seyn.

Zwar lebte Wiprecht noch, als man ihn aus dem Graben hob, allein es schien nicht, daß er den Tag überdauern werde. Riza taumelte umher wie eine Fieberkranke, sie verstand die Siegesfreude der Ihrigen nicht, noch den Aerger derselben, daß gerade der Hauptspitzbube, daß Dietmar von Haftel allein entkommen sey, sie hatte nur einen klaren Gedanken: sie wollte bei Wiprecht seyn, ihn pflegen, ihn retten und wenn sie selber ins Grab steigen müßte, um ihn bei dem unerbittlichen Tode auszulösen. Mit großer Mühe erlangte sie's endlich von ihrem Vater, daß sie dem sterbenden Manne in seinen Schmerzen beistehen dürfte. In sinnloser Hast wollte sie geradaus über den Brückengang zum alten Hause eilen; denn man hatte Wiprecht dorthin gebracht. Aber sie prallte zurück, als sie den Fuß auf die Balken setzte: die Brücke, an welche sich ihr Hoffen so abergläubisch geklammert, stand wieder fest wie vordem, und — Wiprecht war von den Balken, die er selber neu gefestet, in den Abgrund gestürzt worden! Riza konnte nicht über die gräßliche Brücke gehen; sie wankte auf dem Umwege die Treppe hinab.

Wiprecht lag in einer schweren Ohnmacht. Als

er wieder zu sich kam und Riza neben dem Bette sitzen sah, blickte er sie lange mit mildem Auge an, und als sie endlich fragte, wie es ihm gehe, erwiderte er: „Gut und besser als seit Jahr und Tag; denn die wüste Geschichte mit den Eselsohren ist zu Ende. Ich will jetzt wieder ruhig werden und deinen Friedensworten folgen und Adelheid muß es gleichfalls, sie mag wollen oder nicht.“

Riza merkte mit heimlichem Schauer, daß Wiprecht doch nicht ganz bei klaren Sinnen sey und daß er nicht ahne, wie nahe der Tod an seinem Lager stand. Sollte sie ihn an das Ende mahnen? Es war kein Priester zur Hand; sollte sie ihn vorbereiten und seine Beichte hören? Aber was er eben gesprochen und in noch tieferen, verwandten Worten weiter sprach, das war ja auch eine Beichte! Und sie dachte, wenn er mit so guten Gedanken hinüberschlummere, nicht ahnend, daß er eben jetzt sterben müsse, so sey das auch gut gestorben und besser, als wenn er sich mit Todesgedanken martere; sey er einmal wirklich todt, dann werde er auch schon frühe genug erfahren, daß er gestorben sey.

Aus allen Reden des Sterbenden leuchtete aber

hervor, wie lieb er Riza doch immer im stillen Sinne gehabt und wie die Einkehr bei ihr ein ächteres Glück ihm geboten als der Rausch des Ehrgeizes, welchen er mit Adelheid durchgeschwärmt. Es war ein verhülltes, unbewußtes Liebesgeständniß ganz eigener Art, so dämmernd, wie auch Riza's zagende Liebe lange Zeit gewesen war.

Riza's Liebe hatte ihr Zagen sieghaft überwachsen, als es zu spät war und Wiprecht bereits an Adelheids Hand dem Untergang entgegenstürmte; Wiprechts Liebe sprach sich zum erstenmale deutlich aus, als seine halbwache Seele bereits zum Tode hinüberträumte.

Und dennoch war diese Aussprache deutlich. In letzten und höchsten Nöthen fallen oft plötzlich die Schleier unsers Geistes, und was jetzt in Wiprechts Worten sich kundgab, das war seines innersten Wesens eigenster und bester Theil.

Aber auch der Jungfrau fielen endlich die Schuppen von den Augen, und indeß Wiprecht laut beichtete, legte sie sich eine ganz neue Beichte im Stillen ab. Nur war dieses ihr Selbstgeständniß unendlich schmerzhafter. Denn während Wiprecht eben seine Schuld

mit der baren Sühne des Todes büßte, gab ihm die Gnade des unsichtbaren Richters Linderung in dem klaren Wiedererfassen des verlorenen Glückes; Riza dagegen erkannte um so schmerzvoller ihre Schuld, je seliger sie andererseits das Bewußtseyn machte, daß ihre stille Liebe nun doch den Sieg der stillen Gegenliebe gewonnen. Ganz außerordentliche Dinge gingen ihrem Verstande auf, und doch waren es nur Dinge, die ein gewöhnlicher Mensch längst mit Händen gegriffen hätte. Sie hatte vordem sich selbst erforscht bis zur Vernichtung alles Selbstvertrauens, aber die andern Menschen, die Welt, hatte sie nicht erforscht, und so stürzte sie sich und ihren Geliebten doch nur ins Elend durch ihre qualvolle Selbsterkenntniß. Jetzt erst sah sie ein, daß man einen ungestümen jungen Mann nicht so unter der Hand lieben und leiten könne, von der Ferne her, — und sey es auch nur auf zwanzig Fuß über eine hölzerne Brücke hinüber — vorab wenn eine Frau wie Adelheid ihm zur Seite stand. Ihr gutes Herz war überall voran gewesen, darum war die kluge That überall zu spät gekommen. Sie hatte ihr Glück geopfert, um den geliebten Mann glücklicher als glücklich zu machen,

und in der Schwärmerei dieses Gedankens hatte sie den süßen Schmerz des Opfers ertragen gelernt. Jetzt zerrann diese Schwärmerei wie ein Nebel, die Wahrheit stand vor ihrem Auge: sie waren Beide gleich elend geworden. Wäre Wiprechts Sterbestunde nicht doch so schön gewesen, verklärt von dem Schimmer der Liebe, so würde sie den Schmerz ihres Opfers nicht ertragen haben. Jetzt aber war ihr diese bittere Stunde selbst wie eine unverdiente Gnade; sie hätte die Stunde festhalten mögen für immer, aber die Stunde lief ab; Wiprecht starb, indem er, Adelheids und der Eselsohren gänzlich vergessend, ein neues Leben der Liebe und des Friedens glaubte wiedergewonnen zu haben.

Als Riza noch weinend bei der Leiche saß, trat Adelheid in's Zimmer. Sie ergriff Riza bei der Hand und blickte dem Todten lange schweigend in das versöhnte Antlitz; ihr Auge blieb trocken, doch in ihren Zügen arbeitete es mächtig. Endlich sprach sie zu Riza: „Das Recht stand auf unserer Seite, das Glück auf der Seite deines Vaters. Ich habe gethan, was ich mir und meinem Manne schuldig war!"

Mit diesen Worten verließ sie das Gemach, ohne

Zweifel vor sich selbst gerechtfertigt, indeß die arme Riza, von Selbstanklagen übermannt, zurückblieb.

Adelheid ging später in das Kloster Rupertsberg und ward Nonne. Was hätte sie auch anderes thun sollen? Ihre Rolle war ausgespielt, also trat sie ab von der Bühne.

Riza dagegen, welche ihr Vater so oft schon eine Nonne genannt, die man einzukleiden vergessen, blieb starken Muthes zu Hause. Sie sprach, als sie von Adelheids Schritt Kunde bekam: „Es wäre mir zwar auch bequem, ins Kloster zu gehen; denn ich leide an einem Herzfehler und gedeihe darum nicht recht in dieser Welt. Ein Arzt erzählte mir, es gäbe Leute, die ein zu großes Herz haben, so groß, daß es zuletzt alles Andere überwuchert und dem armen Kranken bis zum Halse herauf schlägt. Diese Krankheit scheint auch mir angeboren zu seyn. Allein sie ist unheilbar; also suche ich auch nicht das Spital eines Klosters. Ich will bei meinem Vater bleiben, der meiner Pflege für seine alten Tage bedarf."

Das that sie denn auch; und Leute, die ihr stilles, liebevolles Walten gesehen und dazu auch etwa ahnten, was sie alles verschwiegen in der Seele trug,

sagten, es sey fast schade, daß es schon eine alte heilige Riza gebe; säße die nicht fest auf ihrem Platze, so könnte man auch die Riza Knebel von Katzenelnbogen zur heiligen Riza machen, obgleich sie nicht ins Kloster gewollt, und sich lediglich aus dem profanen Grund wie eine Büßerin quäle, weil sie bei der Brautwerbung eines heiß geliebten Mannes sich nicht getraut habe, Ja zu sagen.

ill